

RO
RO
RO



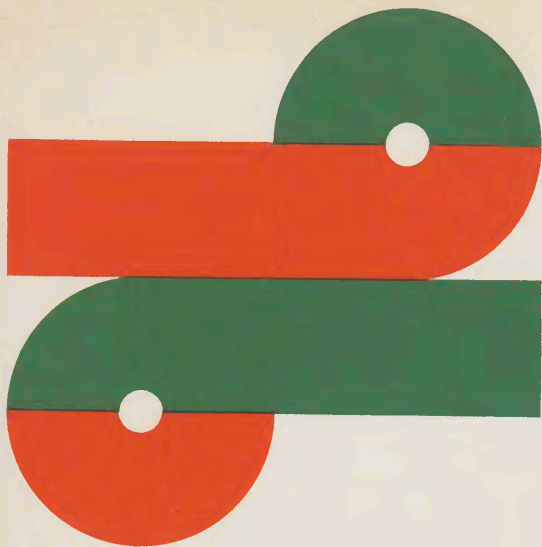
rowohlt's deutsche
enzyklopädie

Peter R. Hofstätter

Gruppen- dynamik

Kritik der Massenpsycholog

Joseph Buttinger · Bibliothek

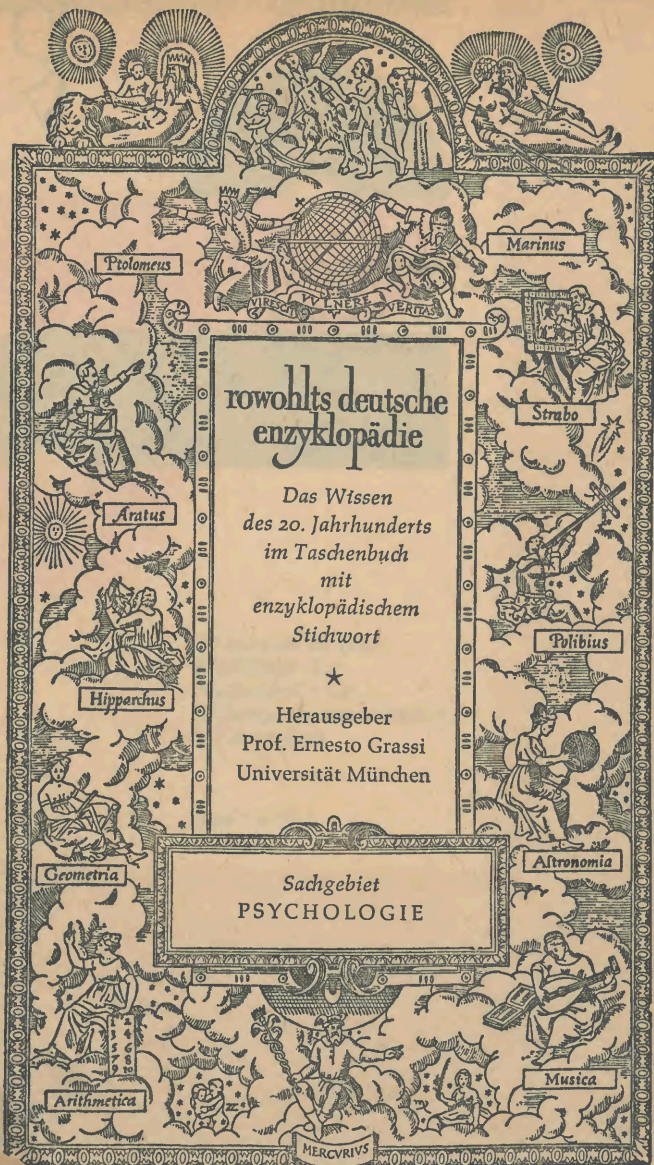


Geschenk an die
Bibliothek der
Hochschule für
Bildungswissenschaften
in Klagenfurt

Juni 1971

R





rowohlts deutsche
enzyklopädie

Das Wissen
des 20. Jahrhunderts
im Taschenbuch
mit
enzyklopädischem
Stichwort

★
Herausgeber
Prof. Ernesto Grassi
Universität München

Sachgebiet
PSYCHOLOGIE

Ptolemaeus

Marinus

Strabo

Aratus

Polibius

Hipparchus

Geometria

Astronomia

Arithmetica

Musica

MERCVRIVS

PETER R. HOFSTÄTTER

I 612457

Gruppendynamik

Die Kritik
der Massenpsychologie



ROWOHLT HAMBURG

UB KLAGENFURT



+L37585500

Herausgeber: Ernesto Grassi, München
Redaktionsleitung: Wolfgang von Einsiedel, München
Hamburger Redaktion: Ursula Schwerin

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Franz Altheim, Berlin / Henri Bedarida, Paris-Sorbonne / Ernst Benz,
Marburg / Carl J. Burckhardt, Basel / Enrico Castelli, Rom / Francisco
Javier Conde Garcia, Madrid / Alois Dempf, München / Mircea Eliade,
Bukarest-Paris / Vicente Ferreira da Silva, Sao Paulo / Hugo Friedrich,
Freiburg / Hans-Georg Gadamer, Heidelberg / Eugenio Garin, Florenz /
Juan Gomez Millas, Santiago de Chile / Henri Gouhier, Paris-Sorbonne /
Rudolf Großmann, Hamburg / Romano Guardini, München / Hermann
Heimpel, Göttingen / Georg Henneberg, Berlin / M. P. Hornik, Oxford /
Ernst Howald, Zürich / G. Frhr. v. Kaschnitz-Weinberg, Frankfurt-Rom /
Karl Kerényi, Zürich / Lawrence S. Kubie, Yale / Pedro Lain Entralgo,
Madrid / Karl Loewith, Heidelberg / Arthur March, Innsbruck / Hans
Marquardt, Freiburg / Adolf Meyer-Abich, Hamburg / Alexander Mit-
scherlich, Heidelberg / J. Robert Oppenheimer, Princeton / Walter F.
Otto, Tübingen / Enzo Paci, Pavia / Massimo Pallottino, Rom / Adolf
Portmann, Basel / Emil Preetorius, München / Hans Rheinfelder, Mün-
chen / Salvatore Riccobono, Rom / David Riesman, Chicago / Jan Ro-
mein, Amsterdam / Fritz Schalk, Köln / Helmut Schelsky, Hamburg /
Günter Schmölders, Köln / Percy Ernst Schramm, Göttingen / Hans
Sedlmayr, München / Wilhelm Szilasi, Freiburg / Giuseppe Tucci, Rom /
Thure von Uexküll, Gießen / Giorgio del Vecchio, Rom / Centre Inter-
national des Études Humanistiques, Rom / Centro Italiano di Studi
Umanistici e Filosofici, München / Institut für Weltwirtschaft an der
Universität Kiel / Lincombe Lodge Research Library, Boars Hill - Oxford

Veröffentlicht im März 1957

*Der vorliegende Text wurde eigens für
Rowohlts deutsche enzyklopädie geschrieben*

*© 1957 Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Hamburg
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und der
photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten*

Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

ENZYKLOPÄDISCHES STICHWORT	
GRUPPEN-FORSCHUNG	177
<i>(Zur vorherigen Lektüre empfohlene Einführung in den Problembereich, dem das Thema entstammt)</i>	
I. VERMÄSSUNG UND VEREINSAMUNG	
1. DIE TRÖSTUNGEN LEBENS	7
2. INDIVIDUALISMUS UND DER ZERFALL DER SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN	10
3. IM BANN DER WORTE	13
4. DER ANGEBLICHE URMENSCH	16
II. DIE ERFINDUNG DER GRUPPE	
1. DER MENSCH IM PLURAL	20
2. DER LEISTUNGSVORTEIL DER GRUPPE	27
3. DIE ZUSAMMENFASSUNG VON EINZELLEISTUNGEN	33
III. DIE GRUPPE IM LABORATORIUM	
1. ZUR PSYCHOLOGIE DER VERSUCHSPERSON	43
2. DIE WIRKUNGEN DES NEBENEINANDERS	45
3. DAS MITEINANDER WIRD SICHTBAR	53
4. EXKURS ÜBER DIE EINSAMKEIT	63
5. DER AUSSENSEITER IN DER GRUPPE	71
6. ZUR THEORIE DER SOZIALEN GEWISSEHEIT	75
7. DER ZUSAMMENSCHLUSS VON GRUPPEN	92
8. STEREOTYP	98
9. UNGLEICHHEIT INNERHALB DER GRUPPE	111
10. RANG UND ANSEHEN	121
11. DIE FÜHRER-ROLLE	134
12. KONTAKT, SYMPATHIE UND DISTANZ	147
IV. DIE BEHAUPTETE EIGENE FREIHEIT UND DIE SCHONUNG DER FREIHEIT DES ANDEREN	160
ANHANG: ÜBER ÄHNLICHKEITSMASSE	172
ÜBER DEN VERFASSER	181
LITERATURHINWEISE	183
PERSONEN- UND SACHREGISTER	192

UXORI CARISSIMAE

Mutato nomine de te

Fabula narratur

I. VERMASSUNG UND VEREINSAMUNG

1. DIE TRÖSTUNGEN LEBONS

Will man einer Abhandlung über gesellschaftliche Fragen begeisterte Zustimmung und weite Verbreitung sichern, dann hat man sich schon seit geraumer Zeit nur an ein höchst einfaches und im Grunde völlig paradoxes Rezept zu halten: Es gilt bloß der «Masse» alle nur irgend erdenklichen üblen Eigenschaften und Neigungen zuzuschreiben. Da werden Fabelwesen erfunden, die — so heißt es — mit oder aus dem Rückenmark heraus in Bildern, und nicht in Begriffen, denken, die sich in einem Dauerzustand der Wut befinden, die blind, dumm und begierig sind, deren durchaus qualitätslose Gemeinheit ganz außer Zweifel steht. Vergewaltigt zu werden, von Führern, Reklamechefs, Propagandisten und Scharlatanen, — so scheint es —, ist das Hauptanliegen «der Masse»; und wo sie nicht vergewaltigt wird, möchte sie doch mit dem Angebot wertlosen Tands und banaler Oberflächlichkeit in einen apathischen Schlummer gewiegt werden. Auf diese Weise läßt sich noch des längeren fortfahren — ein- bis zweihundert Seiten lang —, wobei der geistvolle und um das Wohl der Menschheit so löblich besorgte Autor freilich nicht vergessen darf, die Auflösung der Kultur im Chaos der «Vermassung» nachdrücklich zu betonen.

Nach der kurzen Feststellung, daß ich entschlossen bin, mich dieses Rezepts — es sei in gerechter Anerkennung der Verdienste seines Urhebers das LEBON-Rezept genannt — nicht zu bedienen, gilt es zunächst die Gründe ausfindig zu machen, warum die Verleumdung der Menschen in der Gruppe so viel Anklang findet.

Es wäre offenbar für keinen der nach Millionen zählenden Leser ORTEGA Y GASSETS¹ oder LEBONS verlockend, sich als Teil der Masse zu empfinden und damit für sich selbst deren Gewöhnlichkeit und Geistlosigkeit zu reservieren. Eine solche Aufforderung verfinde nur in ganz besonders bußseligen Zeiten. Anders steht es schon darum, wenn man sich im gesunden Abscheu vor der Erbärmlichkeit der Masse des Umstandes versichern könnte, selbst gewiß nicht zu dieser zu gehören. Es bedarf dazu eigentlich nur des Lobes, das man den Entlarvern der Masse spendet. Nunmehr ragt der einsichtige Leser, auch wenn gar keine weiteren Merkmale der Ausgezeichnetheit vorhanden sein sollten, weit heraus; er ist im eigenen Urteil beinahe schon ein «Großer», höchstwahrscheinlich ein Angehöriger der Elite. Ergibt sich weiterhin, daß die Masse sich nur von den simpelsten Phrasen imponieren läßt, während sie den Anders-

¹ Vgl. rde Bd. 10, ORTEGA Y GASSET, Der Aufstand der Massen. 6. Aufl. Hamburg 1957. (Anm. d. Red.)

artigen haßt, dann läßt sich zudem noch eine doppelte Rechtfertigung dafür gewinnen, daß man selbst, unbeschadet der eigenen Mitgliedschaft in der Elite, der Masse keinen Eindruck macht — was ja auch höchst schmachlich wäre — und daß man seinerseits viele seiner Mitmenschen haßt — was ja nunmehr nur gerecht ist. Es lohnt sich daher, den Verächtern der Masse sein Ohr zu leihen.

Wir betrachten die sog. massenpsychologische Literatur seit SIGHELE (1893) und LEBON (1891) als ein kultursoziologisches Phänomen, dessen Paradoxie darin liegt, daß der Verdammung der Massen von den Massen selbst zugestimmt wird. *Mutatis mutandis* wäre es nun gewiß nicht einfach oder schmerzlos, etwa alle Menschen, die Sommersprossen haben, für minderwertig zu erklären, namentlich dann, wenn sich die Sommersprossen im eigenen Gesicht nicht übersehen ließen. Es kommt somit darauf an, ein Bild der Verächtlichkeit zu entwerfen, das dem Leser eine bequeme Distanzierung erlaubt. Damit allein ist es aber noch nicht getan, denn das Verächtliche, das uns nicht berührt, fordert noch gar nicht zu leidenschaftlichem Abscheu heraus; es kann ja einfach übersehen oder als bedeutungslos abgetan werden.

Der Kennzeichnung des kollektiven Bösewichts erwachsen somit zwei nicht leicht miteinander vereinbare Aufgaben: Das Scheusal muß uns nahe sein und doch fern. Wir dürfen nicht in den Verdacht der Gemeinschaft mit dem Unhold geraten, und es muß doch so scheinen, als läge es nur an uns, daß wir dieser Gefahr entgehen. Die Größe der Gefahr wird damit zum Maßstab der Besonderheit, die ihr zu trotzen vermag. Konsequenter durchgeführt heißt dies aber, daß die Äußerungsformen des menschlichen Gemeinschaftslebens einer ganz bestimmten Verzeichnung bedürfen; es gilt ein bedrohliches Zerrbild zu schaffen, das ein Zerrbild sein muß, da man ja sonst der eigenen Andersartigkeit niemals hinlänglich gewiß sein könnte. Gleichzeitig darf dieses Bild aber nur bis zu einer bestimmten Grenze des Plausiblen verzerren, da ja die Bedrohlichkeit des Bildes gewahrt bleiben soll. Beiden Bedingungen wird am einfachsten dadurch Genüge getan, daß man 1. ein durchaus inadäquates und daher leicht abzuhebendes Menschenbild 2. unpräzise formuliert, und zwar so, daß es den Betrachter immerhin noch bisweilen zur Identifikation auffordert. Ein unklar formuliertes Zerrbild bringt zudem noch die Annehmlichkeit mit sich, daß es den meisten Versuchen der Entzerrung zu trotzen vermag. Handelt es sich doch um einen Begriff, der gar nicht richtig festgelegt ist, der sich — indem mit ihm operiert wird — verwandelt, so daß mit ihm schließlich alles und nichts ausgesagt werden kann.

Die LEBONSche Masse genügt diesen Forderungen in sehr einleuchtender Weise; sie ist überall und nirgends, in den Scharen der Revolutionäre und in Klassenzimmern, auf Geschworenenbänken und im Parlament, in Sekten und Vereinen, im Theater und

auf dem Kasernenhof. In gewissen historischen Augenblicken kann ein halbes Dutzend Menschen eine psychologische Masse ausmachen, während hundert zufällig vereinigte Menschen sie nicht bilden können. Andererseits kann bisweilen ein ganzes Volk ohne sichtbare Zusammenscharung unter dem Druck gewisser Einflüsse zur Masse werden. Etwas später heißt es bei LEBON: «Die Versammlung einiger einzelner bildet eine Masse; und selbst wenn es hervorragende Gelehrte wären, so würden sie doch alle für die Dinge, die außerhalb ihres Faches liegen, die Massenkennzeichen annehmen. Das Beobachtungsvermögen und der kritische Geist eines jeden von ihnen schwindet sofort.» Dieses Thema klingt bereits im antiken Rom an: «*Senatores omnes boni viri, senatus romana mala bestia*»; wir finden es wieder in SCHILLERS bekanntem Distichon:

«Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie *in corpore*, gleich wird euch ein Dummkopf daraus;
und schließlich bei C. G. JUNG: «Eine große Gesellschaft, aus lauter trefflichen Menschen zusammengesetzt, gleicht an Moralität und Intelligenz einem großen, dummen und gewalttätigen Tier.» Überall und nirgends — die LEBONSche Masse ist sozusagen eine häßliche Möglichkeit des Menschseins, die immer bereit liegt.

In diesem Sinne schiene sie der Sünde vergleichbar, vor der sich der Mensch nach dem Zeugnis der Prediger nur durch stete Wachsamkeit bewahren kann. Wie der Prediger uns aber eben dadurch beruhigt, daß er den Ausbund aller Sünden mit Eigenschaften versteht, die sich nur höchst selten in einer Person vereinigt finden, so mußte sich auch die LEBONSche Masse an Beispielen exemplifizieren, die nur selten Wirklichkeit werden, an den Paniken z. B., von denen zwar jeder spricht, die aber — selbst nach den Bombennächten des Krieges — nur wenige erlebt haben. Eben darin, daß die LEBONSche Masse ihr Bild von seltenen Ausnahmeständen empfangen hat, liegt das Tröstliche, ja Erhebende des Gesprächs über die Masse. Sie steht so weit von unserer Lebenserfahrung ab, daß wir — das Publikum LEBON — uns ihr nicht zuzuzählen brauchen. Unser Triumph ähnelt damit der Selbstgerechtigkeit des Mannes, der sich von *Kain* deutlich verschieden weiß, da er gar keinen leiblichen Bruder besitzt. Wir wissen es daher dem Autor zu danken, daß er uns von dem Verdacht des Masse-Seins befreit hat. Es steht nunmehr völlig außer Zweifel, daß nur «die Anderen» Masse sein können.

Der Trost, der hier gespendet wird, ist zwar von sublimerer Natur als der in Rassedoktrinen enthaltene; trotzdem gibt es Ähnlichkeiten. Tatsächlich kennt ja auch LEBON neben der Massenseele eine Seele der Rasse. Ist man nämlich davon überzeugt, daß die Niedertracht der eigenen Erbanlage völlig fremd ist, dann läßt sich damit ein recht beneidenswertes Selbstgefühl gewinnen, dessen

illusorischer Charakter sich allerdings leicht enthüllte, sofern nicht echte oder glaubwürdig erfundene Beispiele der Niedertracht bei den Angehörigen anderer Rassen vor Augen geführt würden.

2. INDIVIDUALISMUS UND DER ZERFALL DER SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN

LEBONS Erfolg beinhaltet ein demagogisches Kunststück ersten Ranges. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um eine säkularisierte Absolution: Ich bin nicht Masse, weil ich die Massenhaftigkeit der anderen durchschaue. Man muß LEBON ebensosehr wie seinen Landsmann, den COMTE der späteren Jahre, aus dem Versuch verstehen, das Haus der Göttin Vernunft einer Kirche nachzubilden. Es handelt sich um Ansätze zur Schaffung einer innerweltlichen Religion, die, ohne zu transzendieren, das Leben zu stützen vermag. Während die meisten Unternehmungen dieser Art das Individuum aber in einer neuen Organisation binden und damit festlegen, löst die massenpsychologische Ideologie das Individuum aus allen Bezügen heraus, um es — in genauer Abhebung von diesen — ganz auf sich selbst zu stellen. Der Individualismus als Kult mußte wohl früher oder später zur massenpsychologischen Ideologie führen; d. h. aber zur Negation der Gruppe.

Es fragt sich allen Ernstes, ob «Vermassung» nicht bloß ein höchst dürftiges Wort für die sich im Zuge der individualistischen Vereinzelung einstellende Situation sei. Tritt das Ich mit dem Anspruch auf seine Einmaligkeit aus der Gruppe heraus, dann entartet das Bild der Gruppe zu dem der Masse. Sehr geringschätzig kann daher schon LUTHER den Ausdruck «Herr *Omnes*» verwenden: «Aber wenn Herr *Omnes* aufsteht, der vermag solch Unterscheiden der Bösen und Frommen weder zu treffen noch zu halten, schlägt in den Haufen, wie es trifft, und es kann nicht ohne großes und greuliches Unrecht zugehen» (1521/1522). Etwa um die gleiche Zeit erwirbt das Wort *populus* den schlechten Beiklang von «Pöbel» und «Povel», bis hinab zu den Neuprägungen des 18. Jahrhunderts: «pöbelhaft», «anpöbeln» usw.

Die Kündler der «Massenseele», LEBON und COMTE, ORTEGA Y GASSET und DE MAN, heben sich vom Hintergrund einer Religion und einer Gesellschaftsordnung ab, die sich nicht mehr als völlig selbstverständlich und daher unverbrüchlich erleben läßt. Was die massenpsychologische Ideologie gibt, ist letzten Endes eine Antwort auf die Frage, warum der Intellektuelle der Jahrhundertwende nicht mehr in seiner Zeit zu Hause ist. Er sagt sich, dies läge nicht an ihm, sondern an der Zeit, deren Vermassung trüge daran Schuld. Dabei klingt fast immer so etwas wie Wehmut an, die Erinnerung

nämlich an eine unbestimmt datierte ‹gute alte Zeit›, in der die großen Einzelnen den Gang der Welt lenkten. Wir wollen gar nicht erörtern, ob es diese Zeit jemals gegeben hat, da sich ihr Daseinsbeweis an der Hand vielbändiger Weltchroniken, in denen nur die Namen und Taten der Könige und Heerführer stehen, unschwer erbringen läßt.

Die Intellektuellen der Jahrhundertwende mögen sich sachlich geirrt haben, wenn sie an die Zeit vor der Vermassung dachten; den guten Glauben wird man ihnen nicht absprechen können. Die ‹Viel-zu-Vielen›, gegen die sich NIETZSCHE wehrt, und deren ‹Allzu-Menschliches› er vom ‹Menschlichen› unterscheidet, entsprechen auf einem ungleich höheren Niveau der Aussage der ‹Masse› LEBONS und dem ‹Durchschnittsmenschen› ORTEGAS. Hier wird Kulturkritik getrieben und nicht Psychologie, auch nicht Soziologie; eine Kulturkritik allerdings der Selbsttäuschung, die den eigentlichen Wandel gar nicht dort erfaßt, wo er sich ereignet: in der Vereinsamung des Intellektuellen.

Schreibt man den Schluß der Massenpsychologie vollständig aus, so lautet er etwa folgendermaßen:

- | | |
|--|--|
| I. Es gibt heute in Europa dreimal so viele Menschen als zu irgendeiner Zeit zwischen 600 und 1800 | A (das heutige Europa) ist B (stark bevölkert). |
| II. Die Kulturwerte Europas wurden zum überwiegenden Teil vor dem Jahre 1800 geschaffen | A (das heutige Europa) ist C (wenig schöpferisch). |
| III. Der ‹Kulturverfall› ist eine Folge der ‹Vermassung› | B ist die Ursache von C. |

Wie bedenklich eine Logik dieser Art wäre, erhellt aus dem Umstand, daß sich mit ihrer Hilfe auch die schöne alte Geschichte vom Storch, der die kleinen Kinder bringt, ‹beweisen› läßt:

- I. In gewissen Jahren sind in Norddeutschland mehr Storchennester bewohnt als in anderen.
- II. In denselben Jahren werden in Norddeutschland mehr Kinder geboren als in anderen, daher:
- III. — — — — —

Ich meine allen Ernstes, daß die massenpsychologische Ideologie dem sich in seiner Zeit unbehaglich fühlenden Intellektuellen eine Antwort gibt, die unter dem Niveau der von diesem behaupteten Intellektualität liegt. Hinkende Schlüsse nimmt man aber nur dann

für bare Münze, wenn man sich sehr ernsthaft bedroht fühlt; unnötig zu sagen, daß man es auch dann besser bleiben ließe. Dazu bedürfte es aber einer Distanz, die eben im Bedrohungserlebnis am schwersten zu gewinnen ist.

Da dies nicht das eigentliche Thema unserer Abhandlung ist, sei eine mögliche Alternative zum Enthymem¹ der Massenpsychologie nur skizziert: Es könnte nämlich sein, daß die Verbindlichkeit des Denkens in einer Zeit nur solange gewährleistet ist, als diese Zeit über verbindliche und selbstverständliche Prämissen verfügt, über gültige Axiome. Indem das Denken einer Kultur aber im Reifen von Jahrhunderten die Axiomatik eben dieser Kultur objektiviert und damit ihrer unbeschauten Verbindlichkeit entkleidet, verliert es sein inneres Richtmaß. Damit läßt sich aber auch nurmehr kritisieren und verstehen, nicht mehr jedoch schlicht behaupten. Hat man nämlich einmal alle möglichen von der eigenen Anschauung abweichenden Positionen als Konsequenzen einer jeweils andersartigen Axiomatik verstanden, dann klingt auch jedes eigene Postulat falsch. Dann aber wird die These unausweichlich, daß die Tat vor dem Wort rangiere (GOETHE), die Maschine vor dem Roman und das Versorgungsgesetz vor dem philosophischen System. Was sich hier ereignet, liegt zutiefst in der Natur des Denkens, das sich selbst letztlich nicht treu bleiben kann, ohne sich selbst grundsätzlich in Frage zu stellen. Das beklemmende Unbehagen der dem Denken verschriebenen Einzelindividuen der Spätzeit entspringt der ungesehenen Dialektik des Denkens selbst.

Die eben entworfene Alternative enthält wenig Tröstliches; dieser Umstand berechtigt aber noch nicht zur Erfindung eines Sündenbocks, den man schlagen kann, wo man sich selbst treffen müßte. Der Massenmensch der Allzu-Menschlichkeit ist der Prügelknabe des späten Europäers, indem dieser die Vorherrschaft des Tuns über das Fragen, der Maschine und des Versorgungsgesetzes, als ein nicht zu ihm selbst Gehöriges abzutun versucht. Der Bösewicht ist dingfest gemacht; man hat die Realität des Teufels wiedergewonnen, obwohl es gerade diese Realität ist, die im Zuge des kritischen Fragens am ehesten dahinschwindet.

Das Versteckenspiel des Denkens, dem die massenpsychologische Ideologie ihren Ursprung verdankt, wäre beschämend, gewährte es nicht die Illusion der «Unschuld des Denkens». Für eine Weile darf man sich nun des Umstandes versichert fühlen, daß es die Massen sind, denen die Genialität der Einzelnen zum Opfer fiel. Sollte jedoch die Warnung vor dem Ungeheuer Masse nicht beachtet werden, dann ist dem individualistischen Intellekt zumindest der Abgang des tragischen Helden gewiß. Abermals zeigen

¹ = Gedanke (griech.); in der philosophischen Fachsprache verkürzter logischer Schluß. (Anm. d. Red.)

sich leicht die analogen Möglichkeiten, die eine Rassenpsychologie in sich beschließt.

Die kultursoziologische Betrachtung der massenpsychologischen Ideologie stellt LEBON in Zusammenhänge, die diesem Autor selbst sicherlich unbekannt waren. Durchaus fern läge ihr daher auch der Zweifel an der persönlichen Rechtschaffenheit seines Denkens. Sie zeugt dieses Denken allerdings eines Versteckenspiels, das ein sehr echtes Problem hinter einer Scheinlösung verbirgt. Was sie zunächst aber stutzig gemacht hat, ist der Publikumserfolg der *«Psychologie der Massen»* oder, genauer gesagt, die Leidenschaftlichkeit, mit der im angeblichen Zeitalter der Massen über die Massen geklagt wird. Hätte LEBON in der Tat an die Probleme des Zeitalters gerührt, dann hätte ihm zumindest gelegentlich das Ausmaß der Ablehnung zuteil werden müssen, das FREUDS Leben beschwerte. Ich meine damit nicht den Verfasser der sehr im Stile LEBONS gehaltenen Schrift über *«Massenpsychologie und Ich-Analyse»*, sondern den Mann, der die Krise des menschlichen Familiensinnes in der Epoche der zerrütteten Selbstverständlichkeiten zu beschreiben wagte. FREUD stachelte seine und unsere Zeit zum Widerspruch auf, und durch ihn wurde sichtbar, wie ein fälschliches Selbstbild des Menschen dessen Leben gefährdet. Daß FREUD selbst diesem fälschlichen Selbstbild anhing, der Meinung nämlich, die artgemäße Entwicklung des Menschen gipfele in der Zeugungsfähigkeit, ist inzwischen nahezu bedeutungslos geworden. LEBON dagegen fand wenig Widerspruch, weil er jedem seiner Leser schmeichelte und weil er überdies nur ein Denkschema verwendete, das in Worten eingefroren schon längst bereit lag. Es war, recht besehen, gar nicht mehr als eine Sprach-Exegese, die LEBON verkündete.

3. IM BANN DER WORTE

Kurz vor seinem Tode — im März 1832 — hat sich GOETHE noch einmal der Diskussion der französischen Akademie der Wissenschaften zugewandt (*«Principes de philosophie zoologique»*), wobei er die erstaunliche Entdeckung machte, daß die Termini, deren sich eine wissenschaftliche Auseinandersetzung bedient, dieser bereits im voraus feste Bahnen zuweisen: *«Man glaubt in reiner Prosa zu reden und man spricht schon tropisch»*.¹ LEBONS *«Psychologie des foules»* besteht aus Variationen über den Vorstellungsinhalt des Wortes *«foules»* — und sonst nichts. Das Wort leitet sich nämlich ebenso wie sein italienischer Gegenpart — die *«folla»* — vom *«fullo»*

¹ *«Tropisch»* hier gebraucht im ursprünglichen Sinn: bildlich, übertragen. (Anm. d. Red.)

des Lateinischen her, vom «Walker» und «Tuchmacher» also, der ein Ungeformtes durch äußeren Druck gestaltet. Die erzwungene Form, die nicht von innen heraus reift oder kristallisiert, sondern von außen her gemacht wird, gibt auch dem deutschen Wort «Masse» seinen Sinn. Dieses geht nämlich auf den «Brotteig» (μάζα) des Griechischen zurück und auf das Verbum «kneten» (μάσσειν). Nicht sich selbst gestalten zu können, ist aber auch das Hauptattribut, das die Massenpsychologie dem Menschen in der Gruppe beilegt: «... ewig unbegnadet, das Höchste zu werden: Kristall. Müsse nicht ein Schmerz in derartigen Massen schlummern, vergleichbar der Pein eines Baumes, dem zu Blühen ewig verweigert wäre», läßt HANS CAROSSA einen seiner Helden über den amorphen Opal nachsinnen («Schicksale Dr. Bürgers», 1930). Abermals der gleiche Tropus begegnet uns im Englischen «crowd», das dem Mittelhochdeutschen «kroten» stammverwandt ist und ein «Pressen» aussagt. Die dumpfe Materie, die selbst nicht zur Form findet, die aber jede Form sich aufprägen läßt, weist in die aristotelische Metaphysik einerseits und in die Schöpfungsgeschichte der Bibel andererseits zurück; sie knüpft zudem an ein höchst dürftiges Leitbild des weiblichen Wesens an, in dem erst der Mann die Form zeugt. So sagt denn auch *Apollon* in der «*Orestie*» des AISCHYLOS:

«Die Mutter ist dem Kind, das sie Mutter nennt,
Nicht Quell des Lebens, sondern hegt den jungen Keim.
Der Vater zeugt ihn, sie bewahrt den Sproß . . .»

Ist das Teig-Modell einmal für den Menschen oder für die menschliche Gruppe akzeptiert, dann ergeben sich sämtliche Thesen der Massenpsychologie nahezu von selbst, namentlich die These, daß Massen «weibisch» seien und erst in der Vergewaltigung durch einen Führer ihre Befriedigung fänden.

Ich halte es für wichtig, daran zu erinnern, daß der Mensch der biblisch-christlichen Tradition nicht Masse ist, nicht mehr nämlich der formlose Teig der dumpfen Materie, da ihm ja als lebendem Wesen das Formprinzip der Seele selbst verliehen ist. Auch das «*corpus mysticum Christi*», als dessen Abbild die menschliche Gemeinschaft von der Kirche des Mittelalters begriffen wird, ist nicht amorphe Masse. Sonst könnte von der Würde des Menschen gar nicht ernsthaft die Rede sein. In beiden Fällen wird eine Lebenseinheit von Form und Materie postuliert. Aus der Tradition des abendländischen Denkens heraus erscheint es demnach als völlig unzulässig, vom Menschen — sei es in der Einzahl oder in der Mehrzahl — als Masse zu sprechen. Täte man es und versuchte man zudem noch, die Masse als dumpfe Materie willkürlich zu kneten, dann muß nach christlicher Voraussage ein Widerstand fühlbar werden, der aus der Eigenform des Menschen stammt. Da-

mit ist aber genau die Tradition aufgewiesen, deren selbstverständliche Denk-Verbindlichkeit erschüttert sein mußte, um die Rede von der Masse unbedenklich erscheinen zu lassen.

Ich übergehe den beinahe komischen Triumph des Massenverächters mit seiner Anwartschaft auf überpotente Männlichkeit, um die wichtigere Frage anzuschneiden, wo denn das Teigmodell die lebensmögliche Wirklichkeit des Menschen verzeichne. Wenn überhaupt, dann muß hier die verhängnisvolle Bedeutung des Massenbegriffs sichtbar werden. Die formlose Materie auf der einen Seite und die formende Tätigkeit auf der anderen, «Weib» und «Mann», Masse und Führer, dreimal der gleiche Dualismus. Der Mann sieht sich selbst aber gegenüber der Frau grotesk falsch, wenn er sich nicht als aus dieser kommend erlebt; nicht anders stünde es um den Führer gegenüber der Gruppe. Blicke nurmehr zu erwägen, ob nicht die Form des menschlichen Zusammenseins ebenfalls besser als ein Kristallisieren gekennzeichnet ist als mit dem Bild des Aufprägens von außen. Das Ja auf diese Frage enthält *in nuce* das Anliegen der Gruppendynamik.

LEBON und seine Jünger hielten sich an die überaus bequeme dualistische Formel des Gegensatzes zwischen Geist und Materie, wobei sie unvermerkt in klassischer Tradition den Körper (= Masse) zum Gefängnis oder zum Denkmal der Seele (= des Führungsgedankens) werden ließen. Sie übersahen jedoch, daß sich eine solche Analyse nur im Begriff, nicht aber an den Gegenständen selbst durchführen läßt.

Hebt man den Führer von der Gruppe seiner Gefolgsleute ab, dann ist er auch gar kein Führer mehr, es sei denn dem Namen nach. Wo er aber eine Ordnung schafft und unterhält, tut er dies aus der Gruppe heraus und als ein Bestandteil dieser Gruppe, nicht aber von außen her. Das Bild des knetbaren Teiges ist demnach zur Darstellung der Erscheinungen des menschlichen Zusammenseins höchst ungeeignet. «Wir glauben hier im einzelnen sowie im ganzen die Nachwirkung jener Epoche zu sehen, wo die Nation dem Sensualismus hingegeben war, gewohnt, sich materieller, mechanischer, atomistischer Ausdrücke zu bedienen; da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, sobald aber die Unterhaltung sich ins Geistige erhebt, den höheren Ansichten vorzüglicher Männer offenbar widerstrebt» — so GOETHE über den Mißbrauch des Wortes «Material» in der organischen Morphologie.

4. DER ANGEBLICHE URMENSCH

Setzen wir neu an, dann lautet unsere erste Aufgabe dahin, daß wir mit der Vorstellung brechen, «die Masse» sei sozusagen die urtümliche und ursprüngliche Form der menschlichen Sozietät. In der Tat rekonstruiert LEBON die Entstehung der Kulturen aus einem Anfangszustand der «Barbarei», in der er «einen zusammengewehrten Haufen von Menschen verschiedenster Abstammung, zufällig vereinigt durch Wanderungen, Überfälle und Eroberungen» sieht. «Von verschiedenem Blut, verschiedener Sprache und ebenso verschiedenen Anschauungen, hält diese Menschen kein anderes Band zusammen als das halberkannte Gesetz eines Häuptlings. In ihrem verworrenen Haufen finden sich die psychologischen Merkmale der Masse im höchsten Maß. Sie zeigen den Zusammenhang für den Augenblick, den Heldenmut, die Schwächen, die Triebhandlungen und die Gewalttätigkeiten. Nichts ist bei ihnen von Dauer.» Dieses von LEBON entworfene Bild ist schlechthin unrealisierbar. Welche bizarre Laune des Schicksals sollte — *nota bene*: unter primitiven Lebensbedingungen — Menschen gänzlich verschiedener Abstammung und Sprache zu einem Haufen zusammengeballt haben? Fast scheint es so, als würde hier die Fremdenlegion zum Vorbild der «barbarischen» Lebensordnung. LEBON übersieht in folgenschwerer Weise, daß der menschliche Primitivverband zweifelsohne die Großfamilie ist, nicht einmal die vom Vater-Häuptling beherrschte Kleinfamilie der römischen Institutionen («*patria potestas*»). Die Ausgangslage, die sich LEBON vorstellt, ist aber auch nur um ein geringes weniger grotesk als die des EMPEDOKLES, der einzelne Glieder aus der Erde hervorkommen sah: «Ihr entsprossen viele Köpfe ohne Hälse, Arme irrten für sich allein umher, ohne Schultern, und Augen schweiften allein herum, der Stirnen entbehrend» (fr. 57).

Der falsche Anfang ist das Verhängnis vieler Menschenbilder des ausgehenden 19. Jahrhunderts gewesen. FREUD akzeptierte die in sexueller Promiskuität dahinlebende Urhorde, wie sie L. H. MORGAN im Stadium des Urkommunismus geschildert hatte. Die Masse erschien ihm «als ein Wiederaufleben der Urhorde», wobei er die Hypothese einführte, daß «der Urmensch in jedem einzelnen virtuell enthalten» sei. Für LEBON steht am Anfang der verworrene Urhaufen von höchster Massenhaftigkeit. Beide Konzeptionen erweisen sich bei einiger Überlegung als völlig unmöglich. Gemeinsam ist den beiden Vorstellungen das unausgesprochene Axiom, daß Ordnung nur aus Unordnung, aus dem Verworrenen, aus dem Chaos entstehen kann. Die Gültigkeit dieses Axioms ist aber im Organischen sowohl als im Sozialen höchst zweifelhaft. Ordnungen leiten sich hier stets von Ordnungen her. Teilgestalten mögen sich aus undifferenzierten Ganzheiten ausgliedern, mitunter mag Ordnung sogar verloren gehen, keinesfalls aber gebührt der Un-

ordnung oder der chaotischen Masse das Attribut der Urständigkeit. Diese Feststellung ist darum wichtig, weil sowohl FREUD als LEBON dazu neigen, den Ordnungsverlust als eine Rückkehr zu früheren Zuständlichkeiten aufzufassen, als ob Degeneration und Regression notwendig gleichbedeutend wären, wobei man überhaupt noch fragen kann, ob echte Regression in der Tat je möglich sei.

Neben die unfruchtbare Metapher, die das Wort «Masse» enthält, tritt bei LEBON eine blind-mechanistische Konzeption der menschlichen Anfangszustände. Verbindet man diese beiden Vorstellungen mit der dritten unbesehenen Voraussetzung seiner Theorie, der Lehre von der Vernünftigkeit der Einzelindividuen, dann ergibt sich eine ideologische Position, deren Bedeutung nicht in ihrer sachlichen Richtigkeit liegt, sondern darin, daß sie dem Intellektuellen in einer Welt der fraglich gewordenen Selbstverständlichkeiten Rechtfertigungen vortäuscht. Tatsächlich unterzieht sich LEBON an keiner Stelle seines Buches der Mühe, die intellektuelle Überlegenheit des Einzelindividuums auch nur zu diskutieren. Es kommt ihm anscheinend gar nicht in den Sinn, daß er mit seiner Behauptung eine Sachfrage aufwirft, bezüglich deren auch eine völlig gegenteilige Meinung denkbar ist: «Ein Volk ist klüger und beständiger als ein Fürst und hat ein besseres Urteil, und nicht ohne Grund vergleicht man Volkes Stimme mit Gottes Stimme — sieht man doch allgemein die öffentliche Meinung bei der Voraussage kommender Dinge Wunder tun. Fast könnte man glauben, daß sie durch eine geheime Kraft Heil und Unheil vorausschau» — heißt es bei MACHIAVELLI in den «Discorsi» (1509).

Kann man sich aber nicht auch ganz allein in einer kritischen Situation höchst töricht benehmen? Aus dem brennenden Haus mag dann etwa wertloses Zeug gerettet werden, während wichtige Dinge zurückbleiben. Der «Panik» vermag auch der einzelne zum Opfer zu fallen, indem er sich hastend den an sich möglichen Ausweg abschneidet. Durchaus denkbar ist auch die einsame Orgie des Trunk- oder Rauschsüchtigen, die sich bis zur Selbstvernichtung steigern kann. Sowohl der gewöhnlichen Torheit als des exaltierten Wahns ist das Einzelwesen sicherlich in mindestens eben dem Maße fähig wie die Gruppe; als recht fragwürdig erscheint aber seine Befähigung zur echten Besonnenheit. Läßt sich denn der Dialog des Denkens überhaupt führen, wenn diese vornehmste menschliche Kunst nicht zunächst im Wechselgespräch mit einem wirklichen Partner und im Rahmen einer lebendigen Gruppe erlernt wurde? Nicht umsonst fragen wir andere um Rat, wenn wir allein mit einem Problem nicht fertig werden. Diese Erfahrungen sind von so alltäglicher Natur, daß sie kaum der wissenschaftlichen Beschäftigung würdig erscheinen mögen; trotzdem muß an sie erinnert werden, weil der Denkansatz LEBONS nicht einmal ihre Mög-

lichkeit enthält. Recht besehen ist aber das Phänomen des Ratinholens sehr viel interessanter als das der Panik im brennenden Theater, da es sich ungleich häufiger ereignet und da sich in ihm zugleich wesenhaftere zwischenmenschliche Beziehungen darstellen als im aufgeregten Tumult.

Gilt es, den Eigenheiten des menschlichen Zusammenseins sachlich gerecht zu werden, dann eignen sich die manchmal leisen und fast immer sehr viel ruhigeren Situationen der produktiven Zusammenarbeit weit eher zum Ausgangspunkt als die dramatischen Verwirrungen und die Fälle des Scheiterns von Gemeinschaftsbemühungen. Die Schilderungen LEBONS und seiner Jünger beziehen sich fast ausschließlich auf die Desorganisation von Gruppenstrukturen und auf deren Versagen. Jede Ordnung kann scheitern. Eilt der Gedanke aber von dieser Tatsache zur Behauptung, daß die Ausrichtung mehrerer oder vieler Menschen auf ein gemeinsames Ziel immer törichten oder wahnhaften Charakter annehmen müsse, dann ergibt sich ein radikal falsches Bild. Daß diese Vorstellung überhaupt auch nur für einen Moment ernst genommen werden konnte, ist höchst verwunderlich. Auf diese Weise nötigt uns aber die große Anzahl der Nachbeter LEBONS die Frage auf, wie denn das Verhältnis des abendländischen Intellektuellen zu den Gemeinschaftsstrukturen seiner Kultur derart in Unordnung gekommen war, daß er sich auf die Rolle der völligen Vereinsamung zurückziehen zu müssen glauben konnte. Mit dem Hinweis auf die kritische Zersetzung der verbindlichen Selbstverständlichkeiten mag diese Frage vorläufig als beantwortet gelten. Damit stellt sich freilich auch die Vermutung ein, daß der als 'Vermassung' diagnostizierte Zustand unserer Kultur sehr viel richtiger als ein Zustand der 'Vereinsamung' zu beschreiben sei. Die Gruppe ließ sich nurmehr unter dem Aspekt ihrer gelegentlichen Entartung sehen, weil man sich ihr entfremdet hatte.

Abermals bietet sich eine parallele Wendung im FREUDschen Denken zum Vergleich an: auch dieses verwechselt nämlich die gelegentliche inzestuöse Entartung der Familie mit der eigentlichen Dynamik des familiären Zusammenhalts. FREUD und LEBON müssen nebeneinander gesehen werden, da sie — jeder für sich — eine der beiden Grundlagen der menschlichen Sozialordnung mißdeutet haben. FREUDS Familie hält das blinde Lustverlangen eben dadurch zusammen, daß es sie im Grunde nicht respektiert, wobei denn eine Zwangsordnung zustande kommt. LEBONS Gesellschaft lebt ebenfalls von einer blinden Triebhaftigkeit her, die gerade dann — nämlich im Massenereignis — sichtbar wird, wenn die Grundlagen dieser Gesellschaft erschüttert sind. In beiden Fällen und so auch in vielen anderen Äußerungen zu diesem Thema findet sich die Behauptung eines es-haften von Natur aus a-sozialen Kerns im Menschenwesen. Beide Autoren neigen auch dazu, diesen Kern im Rück-

kenmark oder zumindest in den phylogenetisch¹ älteren Hirnpartien zu lokalisieren. Dem ist noch hinzuzufügen, daß auch LEBON von Hause aus Mediziner ist und daß auch ihm das Leben vordringlich im Spiegel seines Siechtums erscheint. Der Unterschied zwischen Arzt und Mediziner will in dieser Formulierung beachtet sein.

Gibt es somit hinreichend Grund, um FREUD und LEBON für einen Augenblick nebeneinanderzustellen, so darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß der Schöpfer der Psychoanalyse den Schöpfer der Massenpsychologie als Denker gewaltig überragt. Wo FREUD mit den Begriffen mühsam ringt und wo er seiner eigenen Menschlichkeit schmerzlich zusetzt, bleibt LEBON ein flüssiger Schriftsteller, der es sich und seinen Lesern leicht macht. Will man sein historisches Verdienst abschätzen, so ist wohl nur der Impuls, den er der Sozialwissenschaft gegeben hat, restlos anzuerkennen. Sehr bedenklich bleibt dabei aber, daß LEBON an seinen eigenen Thesen niemals zu zweifeln scheint. An die Stelle einer echten Prüfung tritt hier das Agitieren für eine Ideologie. Die Masse, so heißt es, legt keinen Wert auf Beweisführung und scharfsinnige Distinktion — LEBON hat der Masse seiner Leser diese beiden auch nicht zugemutet. Die Masse als bequemer Sündenbock für die Masse — so lautet letzten Endes das Realergebnis der LEBONSchen Rhetorik. Man kann sich nur schwer des Verdachtes erwehren, der Autor habe seine Leser gar nicht ernst zu nehmen vermocht. Daß seine Leser ihn trotzdem völlig ernst nahmen, gehört zu den bedauerlichsten Ereignissen der sozialwissenschaftlichen Forschungsgeschichte. Die grundsätzliche Verkennung der menschlichen Natur ist immer gefährlich.

¹ Unter *Phylogenese* versteht man die Entwicklungsgeschichte der Art, des Stammes, im Gegensatz zur *Ontogenese*, der Entwicklungsgeschichte des einzelnen Lebewesens. (Anm. d. Red.)

II. DIE ERFINDUNG DER GRUPPE

1. DER MENSCH IM PLURAL

Spricht man von Massen auf der einen Seite und von dem einzelnen auf der anderen, so bleibt die Aufzählung der menschlichen Daseinsweisen durchaus unvollständig. Wir leben in Familien und in Gruppen. Wir erleiden eine sehr bedeutsame Einbuße an menschlicher Fülle, wenn wir des Haltes in diesen strukturierten Gebilden verlustig gehen, sei es in der beziehungslosen Vereinsamung oder in der massenhaften Desorganisation. Erfolgt das eine, so läßt auch das andere nicht lange auf sich warten. Kurz und prägnant formuliert daher schon FRANCIS BACON am Beginn der Neuzeit: *«magna civitas, magna solitudo»*, während DAVID RIESMAN von einer *«einsamen Masse»*¹ spricht. Es geht darum, wie Menschen sich selbst in bezug auf die Gemeinschaft sehen, um Erlebnisstile also.

Die isolierende Verfälschung des individuellen Menschenbildes ist unabdinglich mit der anonymisierenden Auslöschung des Individuums in der Masse gekoppelt. Dabei handelt es sich aber in der Deutung der eigenen Befindlichkeit um nicht mehr und nicht weniger als um die Zurückweisung *der* Kultur-Erfindung der Menschheit. Ich meine damit, wie noch auszuführen sein wird, nicht die Familie; sie hat *homo sapiens* gewiß nicht erfunden. Seine große Entdeckung besteht aber in der flexiblen, zielorientierten Gruppe.

Arbeitsteilige und gemeinschaftliche Anstrengung ist auch aus dem Tierreich bekannt; hier lebt aber das Wesen für seine Funktion, es ist erblich auf diese hin fixiert. Erst die menschliche Gruppe vermag ihre eigene Aufgabe selbst zu definieren. Die Aufgaben einerseits und die zu ihrer Bewältigung erforderlichen Funktionen andererseits werden damit verfügbar und zugleich auch von der Gruppe sowohl als von ihren einzelnen Angehörigen abhebbar. Der Akzent liegt deshalb in der Behauptung einer schlechthin menschlichen Erfindung auf dem Worte *«flexibel»*. Das bedeutet zweierlei: einmal daß wir jeder Gruppe gegenüber ein gewisses Maß an Freiheit bewahren können, und zum andern, daß wir Mitglieder mehrerer Gruppen gleichzeitig zu sein vermögen. Hierin unterscheidet sich die menschliche Gruppe von der tierischen Herde ganz grundsätzlich. Darum erscheint es auch falsch, von einem menschlichen Herdeninstinkt zu sprechen. Instinkthaft ist der Be-

¹ DAVID RIESMAN, *The Lonely Crowd*, New Haven 1950 (deutsch: *Die einsame Masse*, Berlin 1956), erscheint zu einem späteren Zeitpunkt auch in rde. (Ann. d. Red.)

zug auf die Familie, d. h. auf eine um das schutzbedürftige Kind herum entwickelte Ordnung, die im Erlebnis der gegenseitigen Kindschaft der Gatten ihren sublimsten Ausdruck findet.

Erfindungen und Gegebenheiten

Die Familie läßt sich gar nicht entdecken, da sie kein außerhalb ihrer selbst gelegenes Bedürfnis befriedigt; sie ist Selbstzweck und niemals Mittel zu einem anderen Zweck. Eben in diesem Sinne ist jedoch die Gruppe im Prinzip nicht Selbstzweck, sondern eine Vorkehrung, mit deren Hilfe sich die verschiedensten Ziele erreichen lassen. Als erfindbar können aber nur Verhaltensformen und Einrichtungen gelten, deren Dienlichkeit sich im Hinblick auf von dieser Erfindung unabhängige Bedürfnisse erweist. Wir machen uns das am Beispiel des Wagenrades oder des Raketenantriebes leicht klar. In beiden Fällen handelt es sich um Lösungen des Fortbewegungsproblems, die als solche und damit in ihren Möglichkeiten nur erkannt werden konnten, weil das Problem der Fortbewegung bereits — und ganz unabhängig von diesen spezifischen Vorrichtungen zu seiner Meisterung — bestand. Wollte man jedoch in analoger Weise hinsichtlich der Familie argumentieren, dann gälte es ein nicht-familiäres menschliches Daseinsproblem namhaft zu machen, dem diese Einrichtung gerecht würde. Die Familie ist, so könnte man nun auch sagen, im Entwurf ihr eigenes Problem und damit zugleich auch ihr eigener Zweck. Gerade das meint aber die Behauptung eines instinkthaften Familiensinnes. Es soll dabei freilich nicht übersehen werden, daß die Institutionalisierungsformen des Familiensinnes echte Erfindungen sind, die außer-familiären Belangen der Gemeinschaft Genüge tun. Da gibt es z. B. den Anspruch auf Rangordnung, der sich in der für die Ehe zulässigen Zahlenproportion — Monogamie oder Polygamie — einen Ausdruck schaffen kann. Die alte Bemerkung, daß kein Mann zwei Frauen haben könne, ohne einem anderen eine vorzuenthalten (Dr. JOHNSON zu BOSWELL), gewinnt nämlich eine neue Bedeutung, wenn das die eigene Macht erweisende Vorenthalten zum Zweck wird.

Die These von der flexiblen Gruppe als einer oder gar *der* menschlichen Kulturerfindung läßt sich nur dann ernsthaft verfechten, wenn man in der Gruppe eine Aktionsform zu sehen bereit ist, die sich an Erfolgen auszuweisen vermag. Es geht somit genau um die von LeBON in Abrede gestellte Behauptung einer leistungsmäßigen Überlegenheit der Gruppe.

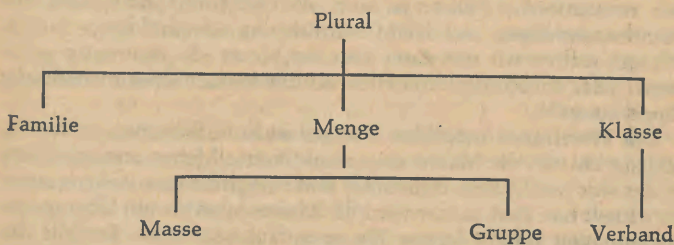
Versuch einer Übersicht

Der Behandlung der hier auftauchenden Sachfrage sei die Erinnerung vorausgeschickt, daß LEBON die Gruppe gar nicht kennt; er sieht diese vor lauter Masse nicht. Wir wollen, um nicht in einen analogen Fehler zu verfallen, die folgenden Begriffsbestimmungen vornehmen: Klammert man familiäre Bindungen zunächst aus, so präsentieren sich uns Menschen im Plural entweder als «Mengen» oder als «Klassen». Eine Klasse umfaßt sämtliche Träger der zum Definitionsmerkmal erhobenen Eigenschaftskombination; in diesem Sinne läßt sich z. B. die Klasse der Volkswagenbesitzer bilden. Die Angehörigen dieser Klasse kennen einander natürlich zum größten Teil gar nicht, sie haben auch in der Regel nur sehr wenige gemeinsame Interessen. Es gäbe aber immerhin Möglichkeiten, diese gemeinsame Klassenzugehörigkeit für das Verhalten jedes einzelnen von ihnen relevant werden zu lassen. Der Kuriosität halber sei z. B. angenommen, daß sich die Klasse der Volkswagensparer der Vorkriegsjahre mit Vergütungsansprüchen an die Klasse der Wagenbesitzer von heute wenden könnte. In diesem Falle dürften sich die beiden zunächst nur statistischen Klassen in Verbände umwandeln; sie gäben sich damit eine zur Verfechtung ihrer gemeinsamen Interessen tauglich erscheinende Zusammenhangsordnung bzw. eine Aktionsstruktur. Etwas Ähnliches könnte sich zwecks Erlangung steuerlicher Begünstigungen für diese bestimmte Wagenklasse ereignen, wobei weder in diesem Falle noch im zuvor ersonnenen eine persönliche Fühlungnahme der Klassen- oder Verbandsangehörigen erforderlich wäre. Weitaus die meisten Verbandsmitglieder würden einander auch weiterhin niemals von Angesicht zu Angesicht sehen.

Der Verband erscheint demnach als eine Klasse, deren Definitionsmerkmal handlungsrelevant geworden ist. Man könnte auch von einer aktivierten Klasse sprechen. Diese Situation kann sich einstellen, sie muß es aber nicht. Wo in Anlehnung an KARL MARX von Klasse und Klassenbewußtsein die Rede ist, bekundet sich die Aufforderung zum verbandsmäßigen Zusammenschluß bzw. dazu, das gemeinsame Beschreibungsmerkmal («Fabrikarbeiter» z. B.) handlungsrelevant werden zu lassen.

Von der Klasse als einer abstrakten Gemeinschaft läßt sich die Menge als eine konkrete Gemeinschaft unterscheiden. Das Wort bezeichnet alle Personen, die zur gleichen Zeit am gleichen Ort — z. B. in einer U-Bahnstation — anwesend sind. Dabei handle es sich aber nur um ein reines Nebeneinander, nicht also um ein Miteinander oder ein Zueinander. Abermals können wir uns Fälle ausmalen, in denen die Gemeinsamkeit des Ortes und der Zeit handlungsrelevant werden könnte, derart nämlich, daß sämtliche Anwesende durch ein Ereignis gemeinsam betroffen werden. Man

denke z. B. an eine Störung im Lichtnetz. In dieser Situation kann es entweder zur Ausbildung einer unstrukturierten, johlenden und drängenden Masse kommen, oder zu einer Strukturierung der anwesenden Menge im Sinne einer Gruppe. Die letztere Entwicklung beginnt in dem Moment, wo sich Ansätze zu einer Rollenverteilung erkennen lassen. Die Spielgruppe, die sich in einer öffentlichen Parkanlage aus der Menge der anwesenden Kinder herausbilden kann, stellt ein anderes Beispiel für diesen Übergang dar. Ein Schema mag den Zusammenhang der Begriffe, wie sie hier definiert wurden, veranschaulichen.



Die vorgenommenen Begriffsbestimmungen dürften eine Minimaltypologie der menschlichen Plurale erlauben. Feinere Unterscheidungen sind natürlich möglich; ich glaube aber nicht, daß man mit weniger als den aufgezeigten 6 Kategorien auskommt. Gerade daran krankt der LeBONSche Ansatz, der Masseneigenschaften sowohl Gruppen als Verbänden zuschreibt. Dies erscheint darum besonders fatal, weil die Masse keineswegs die häufigste und jeweils wahrscheinlich die kurzlebigste Form des durch eine Problemsituation aktivierten Plurals ist. Die Plötzlichkeit des eine Menge zur Handlung herausfordernden Situationsumschwunges, die manche Katastrophen kennzeichnet, mag für den Kristallisationsprozeß einer Gruppe zu wenig Zeit übriglassen und sie mag damit ein Massenchaos begünstigen. Ereignisse dieser Art sind aber selten.

Uneigentliche Massen

Faßt man Demonstrationzüge, Protestversammlungen und Bittprozessionen ins Auge, dann hat man es eigentlich schon gar nicht mehr mit Massen zu tun. Beinahe immer läßt sich in diesen Fällen ein Organisationskern nachweisen, der dem Ganzen eine mehr oder weniger deutliche Struktur verleiht. Den Veranstaltern solcher Massenaufwallungen ist zwar mitunter daran gelegen, diese als «spontane» und ungeplante Manifestationen der «Volksseele» erscheinen

zu lassen; der sozialwissenschaftliche Analytiker wird hier aber auf der Hut sein. Er weiß, daß es in vielen Theatern eine wohlinstudierte *Claque* gibt. Ich frage mich allen Ernstes, ob spontane Massen überhaupt in der politischen Geschichte der letzten 200 Jahre eine nennenswerte Rolle gespielt haben. Revolutionen scheinen mir dabei überhaupt nicht in Frage zu kommen, da sich ihre Generalstäbe meist schon lange im voraus konstituieren. Daß aber die im Zuge des Aufstandes beobachtbaren Gewaltakte und Sachbeschädigungen tatsächlich im Programm der Veranstalter nicht vorgesehen waren, läßt sich zumindest bezweifeln. Im allgemeinen schrecken revolutionäre Führer ja auch als Einzelindividuen nicht vor Bombenanschlägen und der Mitvernichtung «Unschuldiger» zurück. Warum sollten wir uns dann aber die Masse als im Prinzip grausamer oder triebhafter vorstellen als dieses oder jenes menschliche Einzelwesen?

Um Wertfragen möglichst erst gar nicht aufkommen zu lassen, schlage ich vor, die Masse als eine aktivierte Menge anzusprechen, in der sich (noch) kein ordnendes und integrierendes Rollensystem entwickelt hat. Fast immer wird die Masse dabei als ein Übergangsstadium von relativ kurzer Dauer aufzufassen sein. Entfällt der Aktivierungsgrund, dann zerbröckelt sie wieder zur Menge; bleibt er für längere Zeit bestehen, dann erweist sich die Masse als eine Gruppe in *statu nascendi*. Diesem Sachverhalt trägt LEBONS Schilderung dadurch Rechnung, daß in ihr die Masse «nach dem Führer schreit». Sobald dieser Wunsch aber eine Erfüllung findet, läßt sich die aktivierte Menge auch nicht mehr als Masse bezeichnen.

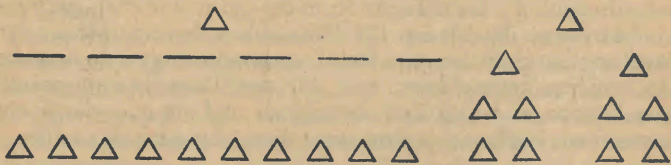


Abb. 1: Zwei Gruppen-Strukturen in schematischer Darstellung.

Bei schärferer Betrachtung ergibt sich nun allerdings, daß LEBON zwei durchaus verschiedene soziale Konfigurationen in seinem Massenbegriff zusammenfaßt. Das sind einmal die aktivierten und noch unstrukturierten Mengen vom Typus der Panik, zum andern legt er aber eine Trennungslinie durch strukturierte Gruppen, nämlich zwischen Anführer und Geführte, wobei letztere als «Masse» aufgefaßt werden. Auf diese Weise versagt sich LEBON den Gruppenbegriff; er macht damit die Masse zu einem nahezu ubiquitären

(i. e. überall vorhandenen) Phänomen. Genau in diesem Punkt hat aber auch die Kritik der sog. Massenpsychologie mit dem Hinweis einzusetzen, daß der Anführer als ein «Organ» der Geführten von diesen nicht loszulösen ist. Seine Besonderheit gründet in einer Rolle, die als solche überhaupt nur gedacht werden kann, wenn ihr Partnerrollen entsprechen. Im primitivsten Fall mag es sich um eine einzige ausgezeichnete Rolle (den Anführer) und um eine Mehrheit untereinander nicht differenzierter Partnerrollen (Gefolgsleute) handeln. Diese Systemstruktur dürfte aber nur recht selten anzutreffen sein. Viel wahrscheinlicher ist eine Ausdifferenzierung der Gefolge-Rollen, zu der es etwa dann kommen kann, wenn der Anführer seine Unterführer bestimmt und mit Spezialaufgaben beauftragt, oder wenn die Gefolgsleute ihrerseits Vertrauensleute designieren, die den Kontakt mit dem Anführer vermitteln. Damit wird aber der Punkt, durch den die LEBONSche Trennungslinie zu legen wäre, durchaus zweifelhaft. Abbildung 1 zeigt diese beiden Strukturtypen. Als gänzlich inadäquat würde im voll ausdifferenzierten System eines Regiments die Frage anmuten, ob die Feldwebel noch der «Masse» zuzuzählen seien oder etwa nur die Schützen. Offenbar ist hier der Terminus Masse überhaupt nicht in sinnvoller Weise verwendbar.

Gegenseitigkeits-Relationen

An dem nunmehr erreichten Punkt unserer Überlegung läßt sich der grundsätzliche Irrtum LEBONS schärfer bezeichnen als bisher: Er besteht in der willkürlichen Zerschneidung des Ordnungsgefüges einer Gruppe — hie Führer und hie Geführte —, wobei die letzteren sodann einem (noch) völlig ordnungslosen Sozialgebilde als «Masse» gleichgesetzt werden. In dieser gedanklichen Fehlkonstruktion spiegelt sich das Erleben einer beziehungslos gewordenen Führungsschicht. Tatsächlich scheitert diese Konstruktion aber sehr bald an konkreten Beobachtungen, da es nun vom Anführer plötzlich heißt, er sei mitunter nur ein Angeführter, dem seine Entscheidungen durch die Gefolgsleute vorgeschrieben würden. Das ist richtig gesehen und falsch gedeutet. Als auf Gegenseitigkeit abgestellt erweist sich nämlich jede Relation zwischen Rollen. Selbst im Primitiv-System, dem eine Differenzierung der Gefolgerollen noch fehlt, läßt sich demnach die LEBONSche Trennungslinie gar nicht ziehen, da durch sie das Reziprozitäts-Verhältnis zwischen Anführer und Gefolge schlechthin negiert würde.

Die Rede von Massen und Vermassung entstammt, wie ich glaube, einer Unfähigkeit, das Wesentliche sozialer Gebilde gedanklich zu erfassen. Es bedarf dazu des Begriffs der Gegenseitigkeits-Re-

lation zwischen Rollen. Seit PARETO¹ darauf hinwies, daß es sich im sozialen Geschehen öfter um Interdependenz-Verhältnisse handelt als um einseitige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, liegt diese so dringend erforderliche Denkkategorie bereit. GEHLEN hat diesen Sachverhalt sehr scharf herausgearbeitet: «Anthropologisch ist Reziprozität als Steuerung des Verhaltens vom Verhalten der anderen her eine ganz fundamentale Kategorie.» Im Anschluß an LÉVY-STRAUSS bezeichnet er Gegenseitigkeit, Tausch und Symmetrie als die «unmittelbaren Gegebenheiten des sozialen Lebens».

Niemand, mag er nun da oder dort im Leben stehen, kann agieren, ohne sein eigenes Handeln beständig an dessen Resultaten zu verfolgen und sich damit vom Gegenstand seines Handelns her kontrollieren zu lassen. Das gilt von den scheinbar einfachsten Vollzügen, dem Gehen und Kneten, nicht weniger als vom Zusammenspiel mit Menschen. Die Reziprozitätskategorie kennzeichnet daher auch – ausnahmslos! – alle wesentlichen Beiträge zur Biologie und Soziologie handelnder Wesen, so etwa v. WEIZSÄCKERS «Gestaltkreis», die «Bedeutungslehre» v. UEXKÜLLS² und das «feedback-Modell» der Kybernetiker. Dabei wird auch klar, daß jeder Handlungsentwurf bereits seinen Erfolg und seine Gegenwirkung als Erwartung vorwegnimmt, um sich an der Diskrepanz zwischen dem beobachteten Erfolg und der gehegten Erwartung zu formen.

Wo Menschen auf Menschen Einfluß nehmen, ist die Gegenseitigkeitsrelation im Spiel; das gilt schon vom Verkehr mit Ausdrucksgesten und Worten, und erst recht, wenn Anregungen ausgetauscht werden. Gruppen haben nie anders funktioniert, auch wenn die Beschreibung ihres Funktionierens zu Zeiten diesem Sachverhalt keine Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die gegenseitige Treuebindung zwischen Führer und Gefolgsmann besteht somit nicht nur als eine dem Verhältnis auferlegte Norm, sondern auch als eine gültige Beschreibung der Wesensvoraussetzungen eines solchen Verhältnisses. Als eine späte Frucht der Aufklärung denkt die Massenpsychologie LEBONS aber gar nicht mehr in den Kategorien der Gegenseitigkeit und der reziproken Steuerung; so hat sie denn schließlich zwar die Teile in der Hand, «fehlt, leider!, nur das geistige Band». Dieses Fehlen wird darum so bedrohlich, weil Psychologie und Soziologie über ihre im engeren Sinne fachwissenschaftlichen Verpflichtungen hinaus auch eine Verantwortung gegenüber der Selbstdeutung des Menschen in einer bestimmten Kultur wahrzunehmen haben. Sie sind an der Gestaltung des Lebensgefühls einer Zeit maßgeblich beteiligt; freilich besteht auch hier eine echte Reziprozität, der zufolge sich eben dieses Lebensgefühl hinwie-

¹ VILFREDO PARETO, italienischer Volkswirt und Soziologe, 1848–1923. (Anm. d. Red.)

² Vgl. rde Bd. 13, S. 105 ff. (Anm. d. Red.)

derum in Psychologie und Soziologie ausdrückt. Der Massenpsychologie kann daher der Vorwurf nicht erspart werden, das Ihre zur Vereinsamung des Individuums und zu dessen Angst vor der Vermassung beigetragen zu haben.

2. DER LEISTUNGSVORTEIL DER GRUPPE

Die Anstrengung des Begriffs, der wir uns zu unterziehen hatten, erleichtert die Beantwortung der vorhin aufgeworfenen Sachfrage nach der leistungsmäßigen Überlegenheit der Gruppe über das Individuum. LEBON mußte diese Möglichkeit radikal verneinen, da seine Masse als eine durch unsachgemäße Analyse «enthauptete» Gruppe der spezifischen Integrationsmöglichkeiten einer Gruppe beraubt ist. Sie ähnelt dem Knie, das nach MORGENSTERNs scherzhafter Aussage einsam durch die Welt geht und von dem man wohl kaum einen Rekord im Dauerlaufen erwarten darf. Verzichten wir aber auf die willkürliche Trennungslinie, dann können wir sofort auf die feine Bemerkung des ARISTOTELES im dritten Buch der «Politik» zurückgreifen. «Die Ansicht, daß es immer noch besser sei, wenn die Menge den Ausschlag gäbe als die Minderzahl der Vornehmsten, scheint sich als Lösung zu ergeben und läßt sich bis auf einen gewissen Grad verteidigen, enthält sogar vielleicht etwas Wahres. Die Menge nämlich, in der zwar jeder einzelne kein tüchtiger Mann ist, kann doch in ihrer Gesamtheit etwas Besseres sein als jene, nicht der einzelne in ihr, sondern alle zusammen, wie etwa ein Mahl, zu dem viele Leute Beiträge geleistet haben, besser ausfällt, als eines, das auf Kosten eines einzigen zugerichtet wird. Denn, da es viele sind, so kann jeder einen Teil an Tüchtigkeit und Klugheit besitzen, und die Menge kann, wenn sie zusammengetreten ist, gewissermaßen einen einzigen Menschen bilden mit vielen Armen und Beinen und einem vielfachen Wahrnehmungsvermögen, und ähnlich verhält es sich mit den Charaktereigenschaften und dem Denken.» Das sehr ähnliche Zeugnis MACHIAVELLIS wurde vorhin schon (vgl. S. 17) wiedergegeben.

Mit der Behauptung, daß die flexible, ziel-orientierte Gruppe eine und vielleicht *die* menschliche Kulturerfindung darstelle, haben wir die Richtigkeit der aristotelischen Vermutung *implicite* unterstellt: Das Agieren in Gruppen mußte sich, so nehmen wir an, häufig genug bewähren, um als ein weitgehend situations-invariantes Mittel abstrahiert zu werden. In einer Weise ist diese Behauptung nahezu risikolos, da viele Formen der Kraftentfaltung eine näherungsweise additive Kombination der individuellen Anteile gestatten. Die Übungsaufgabe zur direkten Proportion aus dem Schulrechenbuch kommt uns dabei in den Sinn: Wenn ein Mann

dreißig Kilo aufheben kann, wieviel können fünf Männer heben? Da das und-hafte Zusammenwirken im Tierreich nicht selten ist, haben wir kaum Veranlassung, den primitivsten Menschenformen diese Erfahrung des Gruppenvorteils hinsichtlich der Leistungen vom Typus des Tragens und Hebens abzusprechen. Scharf rhythmisierte Arbeitslieder sind in den Stammesgesellschaften so häufig anzutreffen, daß auch die Zusatzannahme berechtigt erscheint, der Mensch habe sehr bald die zur Nutzung des Gruppenvorteils erforderliche zeitliche Koordination der Individualanstrengungen entdeckt. Der Punkt ist darum bedeutungsvoll, weil die Gruppe bereits auf diesem sehr einfachen Niveau einer Ordnungsstruktur bedarf, um wirksam zu werden. Interessanter gestalten sich die Probleme, wenn wir uns den Leistungen vom Typus des Suchens zuwenden. Von diesen ist bei ARISTOTELES offenbar mit dem Hinweis auf die «Klugheit» und das «vielfache Wahrnehmungsvermögen» der Gruppe die Rede. Die schlichte Behauptung, der Urmensch habe auch diesen Gruppenvorteil aus seinen Erfahrungen abzuleiten vermocht, dürfte kaum sonderlich überzeugend wirken, da unsere eigenen Erfahrungen in diesem Punkt recht zwiespältig sind. Selbst im Sprichwort heißt es zwar einmal «Viele Pfennige machen einen Taler», zum andern aber auch «Viele Köche verderben den Brei». Der Beweis dafür, daß es überhaupt einen Gruppenvorteil zu entdecken gab, läßt sich jedoch in zwingender Weise führen. Wir werden dabei eines statistischen Naturgesetzes gewahr, das schlechthin verblüffend ist.

Eine Suchaufgabe

Eine Vorlesungsdemonstration, deren ich mich gern bediene, veranschaulicht die Gegebenheiten in bequemer Weise. Das Experiment selbst geht auf PÖFFENBERGER (1932) zurück. Die in Tabelle 1 vorgelegten Daten beziehen sich auf 7 Versuchspersonen, deren Aufgabe darin bestand, 10 Figuren mit nur geringfügig verschiedenem Flächeninhalt der Reihe nach zu ordnen. Die Figuren selbst gibt Abbildung 2. Die Reihe ist so gestuft, daß von der kleinsten (E) bis zur größten (C) jede folgende Figur nur etwa 5 % größer ist als die vorausgehende. Die wesentliche Schwierigkeit der Aufgabe besteht natürlich in der Notwendigkeit einer Transposition der verschiedenen geometrischen Formen auf eine gemeinsame Form, bezüglich deren sich die Flächeninhalte vergleichen lassen. Der Autor sowohl als die meisten seiner Leser gerieten sicherlich in ernsthafte Verlegenheit, wenn sie diese Aufgabe mit Metermaß, Papier und Bleistift zu bewältigen hätten. Ist man aber dazu aufgefordert, die nötigen Entscheidungen mit freiem Auge zu treffen, dann stellt sich ein erhebliches Unsicherheitsgefühl ein. Verlegenheit

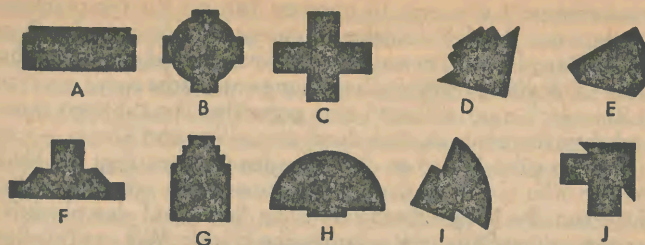


Abb. 2: Vergleichsfiguren verschiedenen Flächeninhaltes
(nach POFFENBERGER).

Versuchspersonen	Vergleichsobjekte										Rho
	C	H	A	B	G	I	D	J	F	E	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	
a	3	6	1	5	2	4	9	10	7	8	0,67
b	1	5	6	3	4	2	10	9	8	7	0,66
c	4	3	8	1	7	5	2	9	6	10	0,44
d	4	5	7	2	1	9	8	3	10	6	0,36
e	3	2	4	10	9	5	7	1	6	8	0,25
f	4	8	6	1	7	2	10	3	5	9	0,19
g	6	4	9	8	3	2	1	10	7	5	- 0,03
Summe	25	33	41	30	33	29	47	45	49	53	
R ₇	1	4,5	6	3	4,5	2	8	7	9	10	0,79
R ₂₀	1	3	5	2	6	4	7	8	9	10	0,92

Tabelle 1: Ergebnisse des Versuches der Reihung von 10 Figuren nach ihrem Flächeninhalt. (Der Rangplatz «1» bezeichnet die größte Figur).

ten ähnlicher Art kann man seinen Versuchspersonen dadurch bereiten, daß man sie z. B. sehr wenig voneinander verschiedene Gewichte (gleichen Aussehens) in eine Reihe ordnen läßt (GORDON, 1928).

Tabelle 1 zeigt die von unseren sieben Versuchspersonen gelieferten Rangordnungen, von denen keine einzige völlig «richtig» ist, d. h. der tatsächlichen Rangreihe genau entspricht. Ein bequemes Maß für die Entsprechung zweier Rangreihen gibt uns der SPEARMANsche Koeffizient der Rangkorrelation:

$$\text{Rho} = 1 - \frac{6 \sum (R_{IS} - R_{JS})^2}{n(n^2 - 1)}$$

wobei R_{IS} den durch die Versuchsperson I dem Objekt S zugewiesenen Rangplatz bezeichnet und R_{JS} den diesem Objekt von der

Versuchsperson J erteilt. In unserem Fall sei R_{js} der objektive Rangplatz der Vergleichsobjekte (Figuren). Die Summe der Quadrate der Rangdifferenzen erstreckt sich über sämtliche n Vergleichsobjekte¹. Der völlig richtigen Zuordnung entspräche somit ein Wert von $Rho = +1,00$, während eine gegenüber der richtigen genau umgekehrte Rangordnung sich durch einen Wert von $Rho = -1,00$ zu erkennen gäbe. Zwischen diesen beiden Grenzen liegt der Nullwert von Rho , der etwa dann zu erwarten wäre, wenn eine Versuchsperson die Vergleichsobjekte ohne Bezug auf das objektive Kriterium rein zufällig in eine Rangreihe brächte. Wie aus Tabelle 1 ersichtlich, kommt die Leistung der Versuchsperson g diesem Falle recht nahe ($Rho = -0,03$).

Eine synthetische Gruppe

Sieben Versuchspersonen, die unabhängig voneinander die gleiche Aufgabe durchführen, stellen selbstverständlich noch keine Gruppe dar. In unserem Experiment kommt es auch gar nicht zur Bildung einer Gruppe. Wir wollen aber an den Leistungen der Einzelindividuen eine sehr einfache Operation vornehmen, die im Falle einer Gruppenbildung ebenfalls hätte erfolgen können. Wir synthetisieren sozusagen eine Gruppe, und zwar dadurch, daß wir die von den einzelnen Versuchspersonen gelieferten Rangreihen in eine einzige zusammenfassen. Dies ist in der drittletzten Zeile der Tabelle geschehen. Das Ergebnis besteht in einer Rangreihe, die der objektiven Reihenfolge der Vergleichsobjekte besser entspricht ($Rho = 0,79$) als jede der von den Einzelindividuen getroffenen Anordnungen. Die synthetische Gruppe hat die wahren Verhältnisse somit richtiger erfaßt als jedes ihrer Mitglieder für sich. Im Durchschnitt bemißt sich die Richtigkeit der individuellen Rangordnungen gleich:

$$Rho = \frac{0,67 + 0,66 + 0,44 + 0,36 + 0,25 + 0,19 - 0,03}{7} = 0,36,$$

das ist nicht einmal halb so gut wie die Leistung der synthetischen Gruppe ($Rho_G = 0,79$). Ähnliche Ergebnisse treten in Versuchen dieser Art fast immer auf, d. h. solange die Durchschnittsrichtigkeit größer als Null ist, liegt die Richtigkeit der synthetischen Gesamtlösung wesentlich höher als die Durchschnittsrichtigkeit.

Nur beiläufig sei daran erinnert, wie verblüffend gut die Leistung unserer Versuchspersonen im Durchschnitt doch eigentlich ist. Das Wahrnehmungssystem bewältigt hier eine Aufgabe, der unsere *ratio* nur mit Mühe gerecht zu werden vermöchte. Es führt sehr

¹ Zur Berechnung von Rho vgl. Anhang S. 172.

komplizierte geometrische Transformationen durch und benötigt dazu im allgemeinen nur eine erstaunlich kurze Zeit. Man kann vielleicht von impliziten Denkleistungen sprechen, deren Möglichkeit auch heute noch der Psychologie durchaus rätselhaft ist. Ich erwarte die Antwort auf Fragen dieser Art von einem theoretischen Ansatz, der das Gehirn mit einer riesenhaften Elektronen-Rechenmaschine vergleicht. Erwägungen dieser Art gehören aber nicht eigentlich in den Rahmen unserer Untersuchung.

Die Bildung einer synthetischen Gruppe ist ein Kunstgriff der Darstellung, durch den die einer echten Gruppe mögliche Strategie verdeutlicht werden soll. Man kann sich leicht vorstellen, daß sieben Personen, die gemeinsam das gestellte Problem (Rangreihung der Figuren) lösen wollen, im wesentlichen genau so vorgehen, wie dies hier geschehen ist. Es bedarf dazu nur zweier Verfahrensregeln: Jedes Mitglied der Gruppe arbeitet zunächst für sich, am Schluß werden aber die Resultate der Einzelpersonen vereinigt bzw. gemittelt. Zur tatsächlichen Anwendung gelangt dieses Verfahren etwa dann, wenn ein Preisrichterkollegium von N Personen aus n eingereichten Entwürfen den besten auszuwählen hat. Um eine Durchschnittsrichtigkeit von ρ sicherzustellen, die größer als Null ist, bedient man sich einer aus «Kennern» und «Fachleuten» zusammengesetzten Jury. Wir wollen dabei zunächst annehmen, daß die einzelnen Preisrichter ohne gegenseitige Beeinflussung (Diskussion) zu ihren persönlichen Urteilen gelangen, die dann allerdings am Ende gemittelt werden. In diesem Falle ist uns allerdings die «objektive» Rangordnung der zu beurteilenden Entwürfe (oder Leistungen oder Geschmacksqualitäten von Weinsorten oder der Schönheit junger Mädchen) nicht bekannt, daher läßt sich auch die Richtigkeit des Jury-Urteils nicht zahlenmäßig erfassen. Das Verfahren ist jedoch, wie sich leicht erkennen läßt, dem Modellfall unseres Experiments nachgebildet. Die Fortsetzung der vorhin wiedergegebenen ARISTOTELES-Stelle lautet daher auch: «Deshalb beurteilt auch die Menge musikalische und dichterische Werke richtiger als ein einzelner, nämlich der eine diesen, der andere jenen Teil davon und alle zusammen das Ganze.»

Der Fehlerausgleich

Man wird einwenden, daß die aristotelische Behauptung keineswegs als erwiesen gelten könne; sie ist aber auch in dieser ganz allgemeinen Form nicht möglich. In ihr fehlt die vorhin eingeführte Voraussetzung, daß in der Menge der Beurteilenden die Durchschnittsrichtigkeit der Urteile größer als Null sei. Sofern dieses Postulat aber erfüllt ist, läßt sich bei Problemen der Beurteilung

in der Tat immer damit rechnen, daß die Gruppenleistung der Durchschnittsleistung der Gruppenmitglieder überlegen sein wird: $R_{G} > D_{Rho}$. Dieses Phänomen ist selbst aber gar nicht von soziologischer Natur, es handelt sich vielmehr um eine rein statistische Naturgesetzlichkeit. Ihre Deduktion bedarf bloß der Annahme, daß die Urteilsfehler der einzelnen Versuchspersonen einander (näherungsweise) die Waage halten. Wir ersehen dies z. B. an der Einstufung der Figur G. Sie wurde von einer Versuchsperson (d) an die erste Stelle gesetzt, dafür aber von einer anderen (e) an die neunte; die Versuchspersonen a und b setzen sie an die zweite bzw. vierte Stelle, während die Versuchspersonen c und f sie an siebenter Stelle einordnen. Keine einzige Versuchsperson hat dieses Objekt somit richtig placiert; im Durchschnitt ergibt sich aber beinahe genau die richtige Einstufung:

$$\frac{2 + 4 + 7 + 1 + 9 + 7 + 3}{7} = \frac{33}{7} = 4,7$$

Auf dem Fehlerausgleich, der hier eintritt, gründet die Urteilsüberlegenheit der Gruppe. Damit ist aber ein Sachverhalt ausgewiesen, der sich «entdecken» läßt, oder genauer, dessen man inne werden kann, auch wenn er sich einer gültigen Formulierung zunächst entziehen sollte.

Ich halte die Überlegenheit der Gruppe in Sachen der Urteilsbildung in dem Sinne für erfahrbar, daß mehrere Einzelpersonen gelegentlich merken konnten, die Gesamtheit aller Schätzungen sei richtiger als die meisten der Einzelschätzungen. Es mag sich dabei um Entfernungsschätzungen oder um die Beurteilung der Ergiebigkeit von Sammelstellen gehandelt haben. Dem läßt sich allerdings entgegenhalten, daß eine Menge beziehungsloser Einzelner diese Beobachtungen nie hätte anstellen können. Will man die Sachlage daher rekonstruieren, so benötigt man dazu eines sozialen Gefüges, innerhalb dessen die Entdeckung der urteilsmäßigen Gruppenüberlegenheit stattfinden konnte. Die Familie genügt dieser Forderung.

Unsere Ausgangsthese, daß nämlich die flexible, zweckorientierte Gruppe eine Kulturerfindung des Menschen sei, ist selbstverständlich eines direkten Beweises nicht fähig. Es handelt sich ja um einen Versuch der Rekonstruktion sowohl urzeitlicher als auch allgemein-menschlicher Zuständlichkeiten. Begnügen wir uns aber mit dem Nachweis der Möglichkeit unserer These, dann ist dazu nur erforderlich, daß ihre Voraussetzungen möglich und plausibel erscheinen. Diese lauten:

- a) Es gibt die statistische Tatsache des Fehlerausgleichs.
- b) Es gab in der menschlichen Urzeit ein Gefüge, innerhalb dessen die Operation der Urteilszusammenfassung stattfinden konnte, d. i. die Familie.

Als andeutungsweiser Ersatz für die fehlenden historischen Quellen mag der Umstand angesehen werden, daß in den uns bekannten ältesten Familienstrukturen Führungsentscheidungen nicht von einem einzelnen Anführer, sondern von einer Mehrzahl von Personen gefällt wurden. ZIMMERMAN entwickelt dieses Bild aus den vorhandenen historischen Quellen hinsichtlich der Urfamilie des klassischen Altertums und der germanischen Stammesgeschichte. Er gebraucht dafür den Typen-Namen *trustee-family*, der sich wohl am besten mit *Genossenschafts-Familie* wiedergeben läßt. Seine Untersuchungen zeigen sehr deutlich, daß die Zentralisierung der Gewalt in der Person eines einzigen Oberhauptes, wie sie uns etwa aus der römischen Institution der *patria potestas* bekannt ist, erst eine spätere Entwicklungsstufe der Familie darstellt. Dieses Stadium dürfte erst dann und dort erreicht werden, wo die Einzelfamilie sich in einen aus mehreren Familien bestehenden Großverband eingliedert. In diesem Falle gibt es aber bereits einen außer-familiären Führungsrat z. B. *der Alten*, den *senatus*. Der kollektive Führungsmodus findet sich auch bei den heute antreffbaren Primitivkulturen (etwa den Pygmäen) nicht selten.

Bei genauerem Zusehen erweisen sich die beiden aufgeführten Voraussetzungen der Gruppenerfindung als unvollständig, da aus ihnen noch nicht hervorgeht, daß diese Erfindung nur vom *homo sapiens* gemacht werden konnte. Wir formulieren daher:

c) Ein Verständigungssystem (Sprache) stand zur Verfügung, mit dessen Hilfe sich nicht nur im direkten Bezug auf Gegebenheiten hinweisen ließ (wie etwa durch Warn-, Werbe- und Drohrufe), sondern im indirekten Bezug über diese berichten.

Erst mit der Entlastung des Kommunikationsmittels vom konkreten *hic et nunc* wird die Operation der Urteilszusammenfassung überhaupt möglich.

3. DIE ZUSAMMENFASSUNG VON EINZELLEISTUNGEN

Die bisherigen Erörterungen über den Ursprung der menschlichen Gruppe — zum Unterschied von der Familie — münden in die Behauptung zweier Wurzeln der Gruppe. Je nachdem ob es sich um Aufgaben vom Typus des Tragens und Hebens oder von dem des Suchens handelt, stehen zwei Formalprinzipie zu Gebote, das mechanische Prinzip der Kräfte-Addition (Tragen und Heben) und das statistische Prinzip des Fehlerausgleichs (Suchen und Beurteilen). In beiderlei Hinsicht erweist sich die Gruppe ihren einzelnen Mitgliedern — oder zumindest der Mehrzahl dieser — überlegen. Von einer dritten Wurzel wird später noch im Zusammenhang der Leistungen vom Typus des Bestimmens die Rede sein.

Wer zu viel beweist, beweist gar nichts; das heißt in unserem Falle: Sollte auch nur eine einzige Gruppe namhaft gemacht werden können, die sich irgendeinmal als weniger leistungsfähig als die Mehrzahl ihrer Mitglieder gezeigt hat, dann erschüttert dieses Vorkommnis die Gültigkeit unserer Ableitung. Diese Einsicht zwingt uns zur Klarstellung der Bedingungen, unter denen der *im Prinzip* bestehende Gruppenvorteil auch *aktuell* realisierbar ist. Die dazu erforderlichen Überlegungen sollen erst später durchgeführt werden (vgl. S. 164 ff). Ihre Dringlichkeit leuchtet ein, da ja LEBON nicht müde wird, von seiner Masse zu behaupten, daß diese als Gesamtheit der Mehrzahl ihrer Mitglieder in intellektueller Hinsicht, d. h. bei Aufgaben vom Typus des Suchens und Beurteilens, unterlegen sei. Wir werden also die Frage zu beantworten haben, wann und unter welchen Umständen eine konkrete Gruppe tatsächlich so gut funktionieren kann, wie dies an sich und *in abstracto* möglich erscheint. Ich glaube, daß mit dieser Fragestellung das zentrale Anliegen der Gruppendynamik getroffen ist. Von einem vollständigen Funktionsbild der Gruppe wird man auch die Aufweisung der Fälle erwarten dürfen, in denen die Gruppe genau so schlecht funktioniert wie eine LEBONSche Masse. Bis dahin ist aber noch vieles zu erwägen.

Wir halten zunächst inne, um uns noch einmal zu vergegenwärtigen, daß der Gruppenvorteil hinsichtlich der Aufgaben vom Typus des Suchens aus einem Modell deduziert wurde, das gar keine Gruppe im eigentlichen Sinne war. Sieben Versuchspersonen führten, jede für sich, dieselbe Aufgabe, das Ordnen der Figuren, mit dem Ergebnis durch, daß dabei einzelne Versuchspersonen besser abschnitten als andere. Es verschläge auch nichts, wenn sie alle ihre Aufgabe ungefähr gleich schlecht gelöst hätten, solange nur der die Güte ihrer Leistung messende durchschnittliche Rho-Wert (D_{Rho}) positiv ist. Den wesentlichen Schritt haben aber in unserem Modell nicht die Versuchspersonen selbst getan, es war vielmehr der Versuchsleiter, der die Einzelurteile zusammenfaßte und mittelte und der auf diese Weise eine Gruppe synthetisierte, die *realiter* niemals bestand. Dabei ergab sich eine Rangordnung der Figuren, die richtiger war als die irgendeines <Gruppen>-Mitgliedes. Man kann sich nun leicht überlegen, was bei einer von den sieben Versuchspersonen selbst vorgenommenen Zusammenfassung ihrer Einzelurteile hätte <schiefgehen> können. Nehmen wir z. B. an, der Versuchsperson a wäre es gelungen, die übrigen Gruppenmitglieder davon zu überzeugen, daß die von ihr produzierte Lösung die richtige sei. Mit der Akzeptierung dieser Rangreihe hätte die Gruppe als Ganzes nur einen Leistungswert von $Rho = 0,67$ erreicht — an Stelle von $Rho_G = 0,79$. Noch schlimmer hätte sich naturgemäß ein rhetorischer Erfolg der Versuchsperson g ausgewirkt ($Rho = -0,03$). Vielleicht hätte man sich auch aus nicht näher zu spezifizierenden

Gründen darauf geeinigt, bloß die beiden besten Lösungen, die der Versuchspersonen a und b, in Betracht zu ziehen und zu mitteln. Auch dieses Verfahren bliebe in seinem Ergebnis ($Rho = 0,68$) hinter der Optimalleistung zurück. Als Möglichkeit nicht auszuschließen ist auch, daß die Versuchspersonen angesichts der Verschiedenheit der von ihnen erstellten Rangordnungen das Problem für unlösbar erklärt hätten. Das Gruppenurteil könnte dann dahin gelautes haben, daß die zehn Figuren alle gleich groß sind und daß somit jeder von ihnen der gleiche Rangplatz ($R_s = 5,5$) zuzuschreiben sei. Dieses Urteil ist zwar falsch, aber es wäre immerhin noch besser gewesen als die von den Versuchspersonen c bis g produzierten Lösungen ($Rho = 0,50$).

Dem Versuchsleiter, der die Lösungen sämtlicher Gruppenmitglieder in gleicher Weise berücksichtigte, ist demnach eine durchaus produktive Leistung nicht abzusprechen. Man hätte, mit anderen Worten, das Problem der Urteilszusammenfassung auch sehr viel weniger gut entscheiden können. In der Tat gibt es überhaupt kaum ein besseres Verfahren als das von ihm gewählte. Der Beweis für diese Behauptung verlangt noch eine kurze quantitative Überlegung, die uns dadurch erleichtert wird, daß gänzlich ohne Bezug auf soziologische Fragen in einem anderen Teilgebiet der Psychologie unser Problem bereits einer Lösung zugeführt wurde.

Die Bedeutung der Anzahl

In mehr oder minder gediegenen Magazinen stößt man nicht selten auf kleine Fragebogen, mit deren Hilfe der Leser in die Lage versetzt werden soll, z. B. seine eigene Ehetauglichkeit abzuschätzen. Man braucht nur sechs, zehn oder zwölf Fragen zu beantworten und kann sich an Hand eines beigefügten Schlüssels selbst seine Diagnose stellen. Derartige Unternehmungen gehören aus zahlreichen Gründen in die Rubrik des psychologischen Unfugs oder in die Nachbarschaft der in den entsprechenden Magazinen meistens ebenfalls anzutreffenden Horoskope. Nur einer dieser Gründe interessiert uns hier: die Fragebogen sind zu kurz. Dies erhellt sofort beim Vergleich mit den in der fachpsychologischen Diagnostik verwendeten Questionnaires, die nicht selten 200 oder gar 500 und mehr Fragen enthalten. Der Grund für diesen Unterschied liegt darin, daß die Verlässlichkeit eines Instrumentes dieser Art u. a. eine Funktion der Anzahl der in ihm enthaltenen Fragen ist. Das gleiche gilt von Intelligenztests, die in der Regel aus einer großen Anzahl im Prinzip ziemlich ähnlicher Aufgaben zusammengesetzt sind. Kann nämlich der Erfolg bei einer oder der anderen dieser Aufgaben noch zufällig zustandekommen, etwa dadurch, daß

die Versuchsperson ihre Lösung schon früher einmal gesehen hat, so wird dieser glückliche Zufall um so unwahrscheinlicher, je öfter er sich zu wiederholen hätte. Aus diesen Überlegungen stammt die formelhafte Beziehung, die auf die Engländer SPEARMAN und BROWN zurückgeht, und die uns angibt, auf welchen Betrag sich die Verlässlichkeit (*reliability*) eines Tests erhöhen wird, wenn dessen Länge — unter Beibehaltung seines allgemeinen Charakters — vergrößert wird.

Genau die gleiche Beziehung gilt in unserem Modellbeispiel, wobei wir jedes zusätzliche Gruppenmitglied als eine «Verlängerung» des ursprünglichen «Tests» auffassen. An die Stelle der Verlässlichkeit des Tests tritt nunmehr das Richtigkeitsmaß der produzierten Rangreihen. Die SPEARMAN-BROWNSche Beziehung lautet:

$$\text{Rho}_N = \frac{N \cdot \text{Rho}_1}{1 + (N-1) \text{Rho}_1}$$

wobei Rho_1 die Richtigkeit der Einzellösung und Rho_N die Richtigkeit der aus N Einzellösungen zusammengesetzten Gruppenlösung bezeichnet. Aus Tabelle 1 ergab sich eine durchschnittliche Richtigkeit der Einzellösungen von $D_{\text{Rho}} = 0,36$. Diesen Wert wollen wir als Rho_1 in die obige Beziehungsgleichung einführen. Da wir es mit $N = 7$ Einzellösungen zu tun haben, ergibt sich die Richtigkeit der von der synthetischen Gruppe produzierten Lösung gleich:

$$\text{Rho}_7 = \frac{(7) \cdot (0,36)}{1 + (6) \cdot (0,36)} = \frac{2,52}{3,16} = 0,80$$

und das ist beinahe aufs Haar der tatsächliche Wert von $\text{Rho}_G = 0,79$. Betrachten wir sämtliche Paarkombinationen, die sich aus unseren 7 Versuchspersonen bilden lassen — es gibt deren 21 —, so erhalten wir im Durchschnitt dieser synthetischen Paare eine Richtigkeit von $\text{Rho}_2 = 0,53$; dieser Wert entspricht genau der SPEARMAN-BROWNSchen Formel:

$$\text{Rho}_2 = \frac{(2) \cdot (0,36)}{1 + 0,36} = \frac{0,72}{1,36} = 0,53.$$

Die Formel stellt somit die in unserem Modell anzutreffenden Verhältnisse sehr genau dar.

Der Beweis dafür, daß der vom Versuchsleiter bei der Synthetisierung der Gruppe eingeschlagene Weg in der Tat der richtige war, kann nunmehr als erbracht gelten. Eine wirkliche Gruppe hätte nur dann das optimale Resultat erzielen können, wenn in ihr ebenfalls die Leistungen sämtlicher Mitglieder in gleicher Weise berücksichtigt worden wären. Diese Maxime klingt durchaus «demokratisch»; es sei jedoch daran erinnert, daß sie nicht in der üblichen Weise aus philosophischen Annahmen abgeleitet wurde; sie ent-

stammt vielmehr – so wenig dies auch das Ohr mancher Gesellschaftsphilosophen erfreuen mag – aus statistischen Überlegungen; sie ist, um im Jargon dieser Philosophen zu bleiben, selbst ein Produkt der Beschäftigung mit «Massen». Unser demokratisch-statistisches Modell hat übrigens auch für die heikelste Frage der Demokratie Platz, nämlich die nach der Begrenzung der in die öffentliche Willensbildung einzubeziehenden Personenkreise. Konkreter: wann werden junge Staatsbürger wahlberechtigt und unter welchen Umständen kann jemand des Wahlrechts wieder verlustig gehen? Das

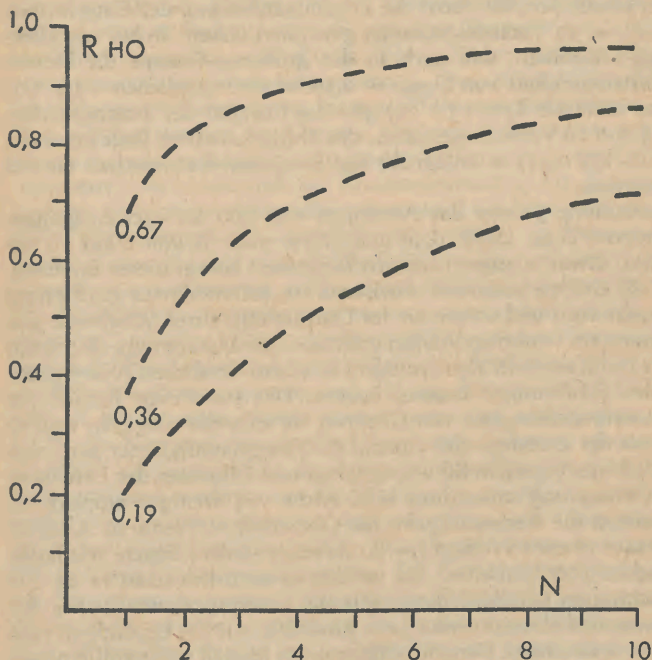


Abb. 3: Die Richtigkeit einer Rangordnung (Rho) in Abhängigkeit von der Anzahl (N) der Versuchspersonen.

Modell sagt uns, daß nur solche Gruppenmitglieder in die synthetisierte Gruppe aufzunehmen sind, deren Einzelleistungen eine über Null liegende Richtigkeit besitzen. In unserem Falle hätte die Nicht-Berücksichtigung der Versuchsperson g , deren Rho-Wert negativ war, die durchschnittliche Gruppenrichtigkeit auf $D_{Rho} = 0,43$ gesteigert und die voraussichtliche Richtigkeit der von der aus nunmehr $N = 6$ Mitgliedern bestehenden Gesamtgruppe auf $Rho_6 = 0,81$. Der Unterschied ist hier allerdings nur sehr geringfügig.

Eine statistische Utopie

Aus der SPEARMAN-BROWNSchen Relation bleibt nun noch eine letzte Folgerung zu ziehen: Die durchschnittliche Richtigkeit der Reihungsurteile der einzelnen Gruppenmitglieder kann beliebig klein sein; solange sie positiv (größer als Null) ist, läßt sich durch die Zusammenfassung einer entsprechend großen Anzahl von Urteilen (N) jede gewünschte Richtigkeit des Gruppenurteils erzielen. Eine beinahe vollständig richtige Lösung ($Rho_N = 0,94$) hätte sich in unserem Beispiel durch die Zusammenfassung der Einzelurteile von $N = 30$ Versuchspersonen gewinnen lassen, wobei wir allerdings annehmen, daß auch in der größeren Gruppe die Durchschnittsrichtigkeit von $D_{Rho} = 0,36$ erhalten geblieben wäre. Die letzte Zeile der Tab. 2 (S. 29) gibt das Resultat der Zusammenfassung von 20 Versuchspersonen; der Richtigkeitswert liegt nunmehr bereits bei 0,92; er entspricht der SPEARMAN-BROWNSchen Formel ganz genau.

Abbildung 3 zeigt das Ansteigen von Rho für drei Ausgangswerte von D_{Rho} (0,19; 0,36 und 0,67), wenn N von 1 auf 10 zunimmt. Etwas weniger nüchtern formuliert besagt dieses Ergebnis, daß die Gruppe potentiell allwissend ist, sofern sie nur groß genug gemacht wird und sofern sie im Durchschnitt ihrer Mitglieder wenigstens ein Fünkchen Wissen enthält. Diese Behauptung übertreibt zwar nicht, sie steht aber trotzdem in einem deutlichen Widerspruch zu den Erfahrungen unseres Lebens. Das statistische Modell für die Leistungsfähigkeit von Gruppen ist teilweise utopisch, weil es die mit der Zunahme der Anzahl der Gruppenmitglieder ganz wesentlich ansteigenden Schwierigkeiten und Fährnisse der Urteilszusammenfassung unbeachtet läßt. Nicht viel weniger utopisch ist allerdings die Rechenaufgabe für Oberschüler: Wenn 10 Arbeiter ein Haus in zwei Wochen (= 80 Arbeitsstunden) bauen, wie lange brauchen 1000 Arbeiter? Sie werden es natürlich nicht in 48 Arbeitsminuten schaffen! Somit gilt für Leistungen vom Typus des Tragens und Hebens etwas ganz Ähnliches wie für Leistungen vom Typus des Suchens. Dennoch dürfte unser Modell nicht völlig phantastisch sein, da wir ja im Gemeinschaftsleben durchaus dazu neigen, schwierigere Probleme an jeweils größere Gruppen von Fachleuten zu übertragen. Die politische Praxis mag sogar dahin gehen, gewisse Entscheidungen von einer Befragung sämtlicher Wahlberechtigter abhängig zu machen. Eine Minimalforderung enthält jedoch die Rechtsnorm: «Durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund» (Faust), die bereits auf MOSES (V, 17,6) zurückgeht: «... aber auf eines Zeugen Mund soll er nicht sterben.» Tatsächlich tritt der relativ größte Zuwachs an Urteilsrichtigkeit beim Übergang von $N = 1$ zu $N = 2$ ein.

Die Gruppe als Prototyp der Besonnenheit — das ist wohl die

schärfste Opposition, in die man sich LEBON gegenüber begeben kann. Diese Möglichkeit ist aber keineswegs von der Hand zu weisen, da die in unser Modell eingehende Größe N zwei Deutungen zuläßt. Es kann sich einmal, wie bisher, um die Anzahl der voneinander unabhängig vorgehenden Beurteiler handeln, zum andern läßt sich aber auch daran denken, daß ein einziger Beurteiler die gleiche Aufgabe N mal durchführt, daß er z. B. also die Figuren der Abb. 2 mehrmals nacheinander zu ordnen versucht. In beiden Fällen ist mit dem gleichen statistischen «Gruppenvorteil» zu rechnen, sofern nur die Unabhängigkeit der Einzelentscheidungen gewahrt bleibt. Damit erweist sich aber die suchende Gruppe als eine Simultan-Übertragung des wiederholten Überlegungsvorganges, der die besonnene Urteilsbildung kennzeichnet. Dem längeren Zeitbedarf des Sukzessiv-Geschehens im Einzelindividuum entspricht der größere Mitgliederbedarf der Gruppe, namentlich da, wo es sich um schwierigere Urteile handelt. In beiden Fällen gibt es ein Organisationsproblem hinsichtlich der Zusammenfassung der Elementarbeiträge. Hält man sich die Milliardenanzahl der Neuronen im nervösen Zentralorgan des Menschen gegenwärtig, so fragt es sich letzten Endes wirklich, ob nicht die Präzision der Leistungen dieses Organs als ein ungeheuer großer Gruppenvorteil anzusprechen sei. Dieser Gedankengang mag noch vor kurzem als phantastische Spekulation angemutet haben, er gewinnt jedoch heute an Plausibilität, da auch der Physiker manche seiner Probleme durch tausendfach wiederholte Primitivoperationen, nach der sog. «Monte-Carlo-Methode» löst. Ich glaube, man könnte allen Ernstes vom statistischen Charakter der Besonnenheit sprechen. In diesem Sinne ist schon 1935 DASHIELL «die Ähnlichkeit des inter-individuellen mit dem intra-individuellen Verfahren» der Problemlösung aufgefallen, während BALES (1950) darauf hinweist, daß nach Form und Ursprung das individuelle Denken ein sozialer Prozeß sei. Diese Anschauung darf sich auf PLATONS Gleichsetzung des Denkens mit einem inneren Zwiegespräch berufen. Nunmehr eröffnet sich allerdings auch die Aussicht auf eine Verbindung der beiden Arten von Besonnenheit, der kollektiven und der individuellen, im Sinne einer gesteigerten Produktivität beider, die etwa dann zu beobachten sein könnte, wenn die Mitglieder einer Gruppe ihre eigenen Meinungen im Zuge einer Diskussion fortentwickeln.

Wie klein die Durchschnittsrichtigkeit der Urteile des Einzelindividuum bzw. der Elementarbeiträge sein kann, um doch noch in größeren Gemeinschaften sehr beachtliche Urteilsleistungen zu ermöglichen, läßt sich anhand des Radio-Experiments von H. HERZOG zeigen. Neun Sprecher im Alter von 12–58 Jahren verlasen im Mai 1931 über den Wiener Rundfunk ein und dieselbe kurze Zeitungsnotiz. Die Hörerschaft war aufgefordert worden, auf Grund dieser kurzen, etwa $2\frac{1}{2}$ Minuten dauernden Sprechprobe das Alter

der Sprecher zu schätzen. Auf Grund von $N = 2700$ Einsendungen wurde sodann für jeden Sprecher das durchschnittliche Schätzungsalter ermittelt. Zwischen dem geschätzten und dem tatsächlichen Lebensalter ergab sich eine Korrelation von $r = 0,76$. Aus dieser läßt sich die durchschnittliche Richtigkeit der individuellen Einzel-schätzungen durch einfache Umformung der SPEARMAN-BROWNSchen Formel gewinnen:

$$r_1 = \frac{r_n}{N - N \cdot r_n + r_n} = \frac{0,76}{2700 - 2052 + 0,76} = 0,001$$

Das Wissensfünkchen des Individuums erweist sich in der Tat als verschwindend klein, obwohl die synthetische Gruppe das Alter der einzelnen Sprecher ziemlich genau zu erfassen vermochte.

Organisatorische Schwierigkeiten

Ob eine natürliche Gruppe von 2700 Personen im Austausch ihrer Meinungen besser oder auch nur ebenso gut abgeschnitten hätte wie die synthetische Gruppe, wissen wir nicht. Daß es aber einer nicht unbedächtlichen Organisationsleistung bedurft hätte, damit überhaupt ein Gruppenvorteil zustande komme, ist klar. Was bei den 7 Teilnehmern an unserem Figurenversuch noch relativ leicht möglich erschien, wird nunmehr zu einem sehr schwierigen Problem. In beiden Fällen konnten die Versuchspersonen eine Menge separat entscheidender Einzelwesen bleiben; es gab für sie keinen Gemeinschaftsauftrag. Unseren früheren Überlegungen gemäß läßt sich daher auch sagen, daß die Mengen nicht aktiviert wurden. Im Falle der Aktivierung durch eine alle Mitglieder der Menge betreffende Anforderung, hätte es in beiden Fällen entweder zu einer Gruppe oder zu einer Masse kommen können. Der Unterschied ergibt sich aus dem Vorhandensein bzw. dem Fehlen einer verhaltensintegrierenden Ordnung.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man sich die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens einer Ordnung um so geringer vorstellt, je größer die zu ordnende Menge ist. *Ceteris paribus* gehen daher Massen aus größeren Mengen leichter hervor als aus kleineren. Wo jedoch ein Übergang von der Masse zur strukturierten Gruppe stattfindet, dürfte dieser bei vielköpfigen Versammlungen längere Zeit in Anspruch nehmen und größere Mühe erfordern als bei kleineren. Mengen geringeren Umfangs gliedern sich vermutlich so schnell zu Gruppen, daß das Massenstadium kaum in Erscheinung tritt. Aus diesem Grunde verbinden wir wohl auch mit Massen jeweils die Vorstellung einer großen Anzahl, obwohl sehr straff gegliederte Gruppen mit mehreren tausend Angehörigen — man denke

an eine Heeresdivision oder an die Belegschaft eines Werkes der Großindustrie — gewiß möglich sind. Gerade in diesen Fällen werden wir allerdings auch eines bisher nur flüchtig erörterten Inhalts des Begriffs «Masse» gewahr. Objektiv betrachtet sind große, straff gegliederte Gruppen keine Massen. Da in ihnen jedoch viele der eine Ordnung ausmachenden Verhaltens-Reziprozitäten durch Zwischeninstanzen verdeckt und daher nur wenig augenfällig zu sein pflegen, neigen die Angehörigen sozialer Großgebilde leicht dazu, sich als in einer «Masse» befindlich zu deuten. Erlebnismäßig ziehen sie damit die LEBONSche Trennungslinie nach, von der vorhin im Zusammenhang mit dem Begriff der «enthaupteten Gruppe» die Rede war. Darin aber liegt die eigentliche Schwierigkeit des Masse-Themas: Wir können uns subjektiv als «Masse» fühlen, obwohl wir objektiv einer Gruppe eingegliedert sind.

Die Illusion des Masse-Seins ist für unser Zeitalter charakteristischer als dessen vielbehauptete Vermassung. Der nüchterne und sachliche Beobachter dürfte an den letzten hundert Jahren die erfolgreiche Inangriffnahme von Aufgaben der Gruppenbildung größten Stiles nicht verkennen. Unter dem Leistungsaspekt erweisen sich diese Großgebilde einwandfrei als Gruppen und nicht als Massen; dennoch hat sich in ihnen die Illusion des Masse-Seins festgesetzt. Dies versteht sich daher, daß in der Großgruppe die relative Bedeutsamkeit der meisten Einzelmitglieder sehr viel geringer sein kann als in der kleinen Gruppe. Es ist somit gerade die Kleinheit des in der Großgruppe noch ausreichenden individuellen «Fünkchens», die einmal deren Bildung nahelegt und in der zum andern die Illusion des Masse-Seins gründet.

Zunächst könnte es so scheinen, als wären wir nun auf ein echtes Paradoxon gestoßen, auf ein «*credo quia absurdum*», bzw. auf ein «ich glaube mich Masse, weil ich Gruppe bin». An dem ist es aber wohl gar nicht; wir haben damit nur einen Hinweis darauf gewonnen, daß der Leistungsaspekt, unter dem allein die Gruppe bisher betrachtet wurde, nicht ausreicht. In ihm spielte die subjektive Befindlichkeit der einzelnen Gruppenmitglieder keine Rolle; diese konnte daher sogar als eine Illusion, die Illusion des Masse-Seins, abgetan werden. Der Psychologe kann sich auf solch billige Weise seines Problems ebensowenig entledigen wie der Organisator von Gruppen. Unter dem Leistungsgesichtspunkt bliebe er ein Ingenieur, und er verfinge sich damit in der aufgezeigten Paradoxie. Wollte der Psychologe aber die Verhältnisse nur unter dem Erlebnisaspekt sehen, d. h. aus dem Erleben geringer eigener Bedeutsamkeit auf seiten zahlreicher Gruppenmitglieder, so geriete er in Gefahr, die Gruppe als Masse anzusprechen. Er gelangte dann wohl auch nicht wesentlich über die Thesen LEBONS hinaus.

Dagegen bleibt zu erwägen, ob die Organisation von Großgruppen nicht eine Kunst sei, die wir noch gar nicht richtig meistern.

Mit anderen Worten: Die Großgruppen, die wir bilden, befriedigen zwar meistens hinsichtlich ihrer Leistung, gleichzeitig bleibt aber das Erleben ihrer Angehörigen vielfach unbefriedigt. Der Metapher sei Raum gewährt, daß wir Maschinen konstruiert haben, die vorzüglich funktionieren, die man am liebsten aber wieder abstellen würde, weil sie zuviel Lärm machen, die Atmosphäre verseuchen und uns — kurz gesagt — «auf die Nerven gehen». Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich damit den Forschungsimpuls der neueren Gruppendynamik kennzeichne: Die Maschine entstören! Die Massenpsychologie und die Vermassungs-Jeremiaden — älteren und neueren Datums — muten demgegenüber wie realitätsflüchtige Aufforderungen zur Rückkehr in die verlorene Idylle an. Diese Möglichkeit ließe sich aber nur um den Preis einer Dezimierung der Erdbevölkerung erkaufen; sie erwiese sich wohl auch dann als höchst un-paradiesisch.

III. DIE GRUPPE IM LABORATORIUM

1. ZUR PSYCHOLOGIE DER VERSUCHSPERSON

Experimente sind niemals völlig lebensnahe; darin liegt auch nicht ihre eigentliche Aufgabe, da es sich in ihnen meistens darum handelt, einzelne Bedingungen des natürlichen Geschehens konstant zu halten und andere isoliert zur Geltung kommen zu lassen. Mit Experimenten treiben wir eine pragmatische Analyse, die um so fruchtbarer ist, je enger sie sich an die begriffliche Analyse anzuschließen vermag. Genau besehen ist somit das Experiment ein veräußerlichtes und versachlichtes Denken. Als ein solches empfängt es seine Impulse von Fragestellungen, bezüglich deren das begriffliche Denken allein zu keinem bündigen Ergebnis zu gelangen wußte.

Als ein konkretes Tun unterwirft sich die pragmatische Analyse allerdings Einschränkungen, die der begrifflichen Analyse fremd sind. So kann man sich z. B. die Ereignisse ausmalen, die im Gefolge einer plötzlichen und lebensgefährlichen Bedrohung der Besucher einer Kino-Vorstellung durch einen Brand zu erwarten wären; eine experimentelle Verwirklichung dieses Gedankens ist aber ausgeschlossen. Wir sind, sozusagen, zur Harmlosigkeit verpflichtet, was u. a. auch bedeutet, daß wir unsere Versuchspersonen ihrem privaten Leben wieder so zurückzugeben haben, wie sie in unser Laboratorium kamen. Die Wirkungen, die wir setzen können, müssen daher kurzfristig reversibel und auf längere Sicht hinaus konsequenzenlos sein. Grundsätzlich wird im psychologischen Versuch gar nicht wirklich gehandelt, sondern nur mit vermindertem Einsatz agiert, eigentlich in entlasteter Weise gespielt.

Man macht sich den mit voller Notwendigkeit konventionellen Charakter des Experiments nicht immer hinlänglich klar, sonst müßte man sich über den Erlebnisstil einer Kultur wundern, in der die «Versuchsperson» (Vp) gedeiht. Die Erwägung ist in unserem Zusammenhang bedeutungsvoll, weil es erst möglich geworden sein mußte, den Menschen als «knetbar» zu denken, ehe die «Vp» erfunden werden konnte. Zwischen dem psychologischen Experiment und der Massenpsychologie besteht somit ein sehr wesentlicher Zusammenhang denkgeschichtlicher Art. Ihn demonstriert auch das Indianerkind, das bei einem Versuch mit Intelligenztests «versagt» oder zumindest völlig schweigsam bleibt, da es sich doch nicht schicke, mit seinem Wissen vor anderen aufzufallen. Hier mißlingt die Versetzung in ein abgehobenes «Als-Ob», die uns so völlig problemlos scheint. Das Individuum verfügt gar nicht über sein Können, dieses bleibt vielmehr in der sozialen Lebensordnung, der das Einzelwesen angehört, gebunden, während die «Vp» sich aus

eben diesen Bezügen vereinzelt hat. Daß es in der erlebten Ganzheit des mittelalterlichen Sozial-Kosmos nicht zum psychologischen Experiment kommen konnte, hat durchaus einleuchtende Gründe. Die Übersetzung von *populus* mit *‘Pöbel’* gehört, wie mir scheint, zu den Wesensvoraussetzungen der *‘Vp’*. Ich meine damit natürlich nicht, daß der *‘Versuchsleiter’* (VI) die *Vp* als Individuum mißachtet; das tut er ganz gewiß nicht. Er fügt sie aber — meist ohne dies zu wissen und zu merken — in die Leerstelle eines Gedankenbildes, in dem einander der *‘Gestalter’* und die anonyme Passivität gegenüberstehen.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, die schon längst fällige *‘Psychologie der Vp’* zu entwickeln; jedoch bedarf der Eindruck, daß es sich dabei um eine *‘Massenpsychologie’* in neuer Auflage handeln würde, der Korrektur. Bis um die Jahrhundertwende ist die *Vp* nämlich sehr oft noch gar nicht anonym. Noch vor dem Ersten Weltkrieg findet man in den denkpsychologischen Untersuchungen der Würzburger Schule¹ die Namen der Versuchspersonen einzeln verzeichnet, fast ausnahmslos Namen vollsten Klanges in der Geschichte unseres Faches. Die Männer, die einander bei ihren Forschungsarbeiten als Versuchspersonen behilflich waren, gehörten einem Kreis von mehr oder minder Gleichgesinnten an; sie stellten somit eine Gruppe dar. Ich halte diese Beobachtung einer Verallgemeinerung für fähig, in dem Sinne nämlich, daß jedes psychologische Experiment am Menschen eigentlich in einer Gruppe stattfindet, in der zwischen VI und *Vp* ein unausgesprochenes Gegenseitigkeitsverhältnis besteht. Die *Vp* tut mit, sie tut dies nicht selten dem VI zuliebe, und sie ist sich meistens auch des Umstandes bewußt, daß sie zum Versuchsleiter in mindestens zwei simultanen Rollenbeziehungen steht, von Mensch zu Mensch als ein akademischer Bürger zum anderen, und schließlich auch als freiwillig sich in eine limitierte Abhängigkeit begebende *Vp* zum VI. Die Multiplizität der gleichzeitig nebeneinander und weitgehend unabhängig voneinander möglichen Gruppenbezüge von Menschen gehört somit ebenfalls zu den Wesensvoraussetzungen des psychologischen Experiments.

Was zunächst als eine Relation des Gestalters zur knetbaren Anonymität erschien, erweist sich bei sorgfältigerer Prüfung als ein Spezialfall der flexiblen, zielorientierten Gruppe, die ein bestimmtes Problem dadurch zu lösen versucht, daß sie einen ihrer Ange-

¹ Die von OSWALD KÜLPE (1862—1915) in Würzburg kurz vor 1900 begründete Schule beschäftigte sich mit dem Nachweis des Denkens als einer psychischen Aktivität eigener Art, die z. B. nicht mit der Bildung und dem Auftauchen sinnlicher (etwa anschaulicher) Vorstellungen identisch ist. Dieser Schule gehörten u. a. NARZISS ACH (1871—1946), KARL BÜHLER (geb. 1879), ERNST DÜRR (1878—1913), KARL MARBE (1869—1953), AUGUST MESSER (1867—1937) und OTTO SELZ (1881—1944) an.

hörigen — eben den Versuchsleiter — mit der Integration der Urteile der übrigen Gruppenmitglieder — der Vpn — betraut. Auf diese Weise läßt sich z. B. die Frage beantworten, ob Musikalität und mathematische Begabung miteinander zusammenhängen, ob extreme Bedürfnislagen (etwa Hunger) die Wahrnehmung in besonderer Weise ausrichten, welche Methoden der Einprägung den besten Lernerfolg verbürgen usw. Wir halten daher fest, daß das psychologische Experiment eine ganz spezifische Art der intellektuellen Gemeinschaftsleistung in Gruppen ist, deren Besonderheit in der nahezu extremen Ungleichmäßigkeit der Verteilung der Funktionen liegt. Einem Gruppenangehörigen, der u. U. selbst gar nicht mit den zu untersuchenden Gegenständen in Kontakt kommt, wird die Zusammenfassungsaufgabe übertragen; ihm wird auch das höchst sonderbare Recht eingeräumt, andere Gruppenangehörige in irrealer Entscheidungssituationen zu versetzen. Einen völlig andersartigen Typus der intellektuellen Gruppenleistung verkörpert z. B. die Diskussion.

Ganz abgesehen davon, daß es nachgerade beschämend ist, wie wenig Gedanken wir uns als Psychologen bisher über die Soziologie der von uns angestellten Experimente gemacht haben, erweisen sich die vorstehenden Überlegungen auch als notwendig zum Verständnis der experimentellen Bemühungen auf dem Gebiete der Gruppendynamik. Das Erkenntnisziel der flexiblen zweckorientierten Gruppe liegt nun nämlich gar nicht mehr außerhalb dieser selbst; die Fragen wenden sich vielmehr reflexiv zur Gruppe zurück, wobei denn die Gruppe, die der Versuchsleiter bildet und beobachtet, als ein Teilganzes der Gruppe anzusehen ist, der er selbst angehört. Man kann auf diese Weise über die Diskussion diskutieren und mit dem Experiment experimentieren und macht damit letztlich das Menschsein dem Menschen verfügbar. Die kategoriale Meisterung dieser sehr eigenartigen Möglichkeit, im FICHTESCHEN Idealismus angebahnt, findet sich im System A. GEHLENS.

2. DIE WIRKUNGEN DES NEBENEINANDER

Die Experimente selbst, von denen zu berichten ist, halten sich auf dem Niveau des naiven Realismus des «Man nehme»; «Man tue» und «Man wird sehen». Sie beginnen kurz vor der Jahrhundertwende und scheinen durch eine kluge Bemerkung von KARL MARX ausgelöst worden zu sein. Im ersten Band des «Kapital» heißt es: «Die Summe der mechanischen Kräfte der einzelnen Arbeiter unterscheidet sich von der mechanischen Kraft, welche entsteht, wenn eine Menge von Händen, gleichzeitig und zusammen, an einer und derselben Operation beteiligt sind. Die Tätigkeit, welche sich bei

dieser kombinierten Arbeit entwickelt, könnte bei Bemühungen einzelner vereinzelter Arbeiter entweder gar nicht zustande kommen, oder nur in einer viel längeren Zeitperiode, oder nur in einem sehr geringen Umfang. Hier handelt es sich nicht nur um eine Zunahme der individuellen Produktionskraft mittels der Kooperation, sondern um das Erzeugen einer speziellen produktiven Kraft der Masse . . . Abgesehen von der neuen Kraftpotenz, die aus der Verschmelzung vieler Kräfte in der Gesamtkraft entspringt, erzeugt bei den meisten produktiven Arbeiten der bloße gesellschaftliche Kontakt einen Wettstreit und eine Erregung der Lebensgeister (*animal spirits*), welche die individuelle Leistungsfähigkeit der einzelnen erhöhen, so daß ein Dutzend Personen zusammen in einem gleichzeitigen Arbeitstag von 144 Stunden ein viel größeres Gesamtprodukt liefern als 12 vereinzelter Arbeiter, von denen jeder 12 Stunden, oder als 1 Arbeiter, der 12 Tage nacheinander arbeitet. Dies rührt daher, daß der Mensch von Natur, wenn nicht wie ARISTOTELES meint, ein politisches, jedenfalls ein gesellschaftliches Tier ist . . . Es handelt sich hier nicht um Erhöhung der individuellen Produktivkraft durch die Kooperation, sondern um die Schöpfung einer Produktivkraft, die an und für sich Massenkraft sein muß.

Wie steht es also um die Schöpfung dieser Produktivkraft? Zunächst ergeben sich drei einander nicht notwendig ausschließende Möglichkeiten: Die Leistungserhöhung könnte darauf zurückgehen, daß der einzelne Arbeiter die übrigen als Zuschauer auffaßt, deren Kritik er sich nicht aussetzen möchte. Zweitens ließe sich an ein Konkurrenzverhältnis zwischen den Arbeitenden denken, und drittens an einen zusätzlichen Schaffensimpuls stimmungsmäßiger Art, etwa an ein Geborgensein im einheitlichen Geschehensstrom. In diesem letzten Sinne faßt z. B. MOEDE in seinem Buch, das leider in der deutschen Psychologie für lange Zeit ohne rechte Nachfolge verblieb, «Experimentelle Massenpsychologie» (1920), das «Mitbewegen» als das Wesen des «kollektiven Grundtriebes» auf. MOEDES Untersuchungen, die um 1913 begannen, scheinen durch die Vermittlung H. MÜNSTERBERGS, der um diese Zeit an der Harvard-Universität lehrte, das Arbeitsprogramm F. H. ALLPORTS angeregt zu haben, das seinerseits zum Vorbild für zahlreiche amerikanische Experimente wurde. Von ALLPORT stammt auch der Ausdruck der «sozialen Erleichterung»; seinen Experimentalbefunden entspräche allerdings die Vorstellung einer teilweisen «sozialen Enthemmung» besser — mehrere Vpn nebeneinander (nicht miteinander!) arbeiten zwar schneller, jedoch weniger genau. Diese Interpretation scheint namentlich im Falle des Experiments angebracht, in dem ALLPORT die auffälligste soziale Leistungssteigerung beobachtet, nämlich hinsichtlich der Quantität beim freien Assoziieren. Seine Vpn (Studenten) erhielten linierte Blätter, auf denen sie ohne Auswahl Wörter niederschreiben hatten, die ihnen in den Sinn kamen.

Mehr als 90 Prozent der Vpn (14 von im ganzen 15) produzierten im Zusammen-Versuch mehr als im Allein-Versuch. Eine interessante Wiederholung dieses Experiments stammt von L. E. TRAVIS (1928), dessen Vpn zwar ebenfalls Studenten waren, diesmal aber Stotterer, von denen 80 Prozent (8 von im ganzen 10) im Allein-Versuch floter assoziierten. Dieser Befund entspricht der häufig anzustellenden Beobachtung, daß Stotterer für sich allein ziemlich ungestört zu sprechen vermögen. Eine Situation, die auf manche Versuchspersonen enthemmend wirkt, kann somit auf andere einen hemmungssteigernden Einfluß haben.

Als erster scheint TRIPLETT (1897) Individualleistung und die Leistung des Individuums in der Gruppe miteinander verglichen zu haben. Die Aufgabe, die er zehn- bis zwölfjährigen Kindern stellte, bestand im Aufrollen von Angelschnüren. Im Beisein anderer übertrafen dabei zwanzig von den vierzig Vpn ihre eigene Allein-Geschwindigkeit, zehn blieben hinter dieser zurück, und bei zehn Kindern zeigte sich kein Unterschied. TRIPLETTS Schlußfolgerung lautete dahin, daß «die körperliche Gegenwart von Konkurrenten latente Energien frei werden läßt, die ansonsten nicht zur Verfügung stehen». Die früheste deutsche Untersuchung zu dem Thema stammt von A. MAYER (1903), der die schulischen Leistungen von Kindern (Rechnen, Auswendiglernen usw.) in den beiden Arbeitssituationen (allein und nebeneinander) verglich.

Der Wettstreit

Eine Differenzierung hinsichtlich der vorhin aufgezählten Möglichkeiten gestatten diese Versuchsanordnungen nicht, da die Gemeinschaftssituation den Anreiz zur Rivalität auch dann beinhaltet, wenn den Vpn in der Instruktion ausdrücklich nahegelegt wird, nicht miteinander zu konkurrieren. Sofern sich aber ein Faktor im Experiment nicht ausschalten läßt, kann man wenigstens versuchen, ihn durch Verstärkung herauszuheben. Diesen methodisch sauberen Gedanken hat J. F. DASHIELL (1930) zur Geltung gebracht. Seine Vpn (93 Studenten) arbeiteten unter vier verschiedenen Bedingungen: (a) allein, (b) nebeneinander in Gruppen von je 15 Mann (mit der wiederholten Aufforderung, nicht wettzueifern), (c) nebeneinander in ausdrücklicher Konkurrenzeinstellung und (d) allein, aber jeweils unter der Aufsicht zweier Studenten. Die Verrechnung der Resultate DASHIELLS erfolgt so, daß von jeder der vier Situationen angegeben wird, wieviele Vpn in dieser ihre beste (4), zweitbeste (3), drittbeste (2) und schlechteste (1) Leistung erzielten. Dabei ergibt sich leider ein recht unübersichtliches Bild, das ich durch die Einführung der in Klammern beigefügten Gewichts-

zahlen vereinfacht habe. Bei der ALLPORTSchen Aufgabe der Kettenassoziation erzielten z. B. in der Allein-Situation 7 Vpn ihre beste Leistung, 20 ihre zweitbeste, 41 ihre drittbeste und 25 ihre schlechteste. Die Durchschnittsleistung (M) in dieser Situation errechnet sich nunmehr zu:

$$M = \frac{(7 \cdot 4) + (20 \cdot 3) + (41 \cdot 2) + (25 \cdot 1)}{7 + 20 + 41 + 25} = \frac{195}{93} = 2,1$$

Dieser Wert ist mit dem allgemeinen Mittel von 2,5 zu vergleichen; er besagt somit, daß die Allein-Situation auf die Leistungsfähigkeit der Vpn einen leicht hemmenden Einfluß hat. Aus Zeile 3 der Tabelle 2 läßt sich die geschwindigkeitssteigernde Wirkung der Beobachtungssituation (M = 3,3) erkennen. Die Tabelle stellt einander vier Versuchssituationen, drei verschiedene Aufgaben (zweistellige Multiplikationen, sprachliche Analogien vom Typus <Fuß: Schuh = Kopf : X> - z. B. Hut -, und freie Kettenassoziationen) und zwei Beurteilungsgesichtspunkte (Geschwindigkeit und Richtigkeit der Leistung) gegenüber. Die letzte Spalte (<Spanne>) gibt die Differenz zwischen den jeweils höchsten und jeweils niedrigsten situationsspezifischen Leistungen. Dabei erweist sich die Geschwindigkeit der Leistung in weit höherem Maß als von der Versuchsanordnung abhängig (größere Spannweite!) als deren Richtigkeit. Die Situationsanregung betrifft mit anderen Worten mehr den Ablauf als den Inhalt. Je strenger inhalts-determiniert eine Leistung ist, wie z. B. die Multiplikation mit nur einem einzigen richtigen Resultat, um so geringer ist der Situationseinfluß. Die am wenigsten richtigkeits-gebundene Leistung, das Assoziieren, zeigt hingegen die stärkste Situationsabhängigkeit (hinsichtlich der Geschwindigkeit bzw. der Menge der in der Zeiteinheit produzierten Einfälle). Am stärksten antreibend wirkt die Beobachtungssituation, am wenigsten die des konkurrenzlosen Nebeneinander. Offenbar verkörpern diese vier Situationen spezifische Ansprüche, die Vpn an ihre eigene Tätigkeit stellen, wobei Konkurrenz und Beobachtung die Arbeitsgeschwindigkeit auf Kosten der Sorgfalt und Richtigkeit der Arbeit steigern.

Das DASHIELLSche Experiment entwirrt die durch die älteren Untersuchungen geschaffene Problemlage ganz erheblich; als seinen Hauptertrag darf man wohl die Warnung vor zu allgemeinen Begriffen verbuchen. Der Sachverhalt der <sozialen Anregung> ist selbst von sehr komplexer Natur; er empfiehlt sich daher kaum zur Beschreibung von Phänomenen und noch weniger für deren Erklärung.

In einer kleinen Untersuchung mit nur 16 Vpn konnte DASHIELL zeigen, daß auch die Kategorie der Allein-Arbeit nicht eindeutig ist. Die Auswirkung dieser Situation auf die Leistung der Vpn hängt nämlich davon ab, ob diese unter dem Eindruck stehen, daß

Beurteilungs- Gesichtspunkte	Aufgabe	Situation				Spanne
		Allein	Neben- ein- ander ohne Konkur- renz	Neben- ein- ander mit Konkur- renz	Vor Beob- achtern	
Geschwindigkeit	Multipli- kation	2,1	2,0	2,7	3,0	1,0
	Analogien	2,3	1,9	2,6	3,2	1,3
	Kettenasso- ziation	2,1	1,8	2,8	3,3	1,5
	Zusammen	2,2	1,9	2,7	3,2	1,3
Richtigkeit	Multipli- kation	2,7	2,5	2,5	2,4	0,3
	Analogien	2,6	2,7	2,5	2,2	0,5
	Zusammen	2,7	2,6	2,5	2,3	0,4

Tabelle 2: Die Leistungen von Versuchspersonen in vier verschiedenen Arbeitssituationen (nach DASHIELL; höhere Werte entsprechen besseren Leistungen).

im Nachbarraum andere Vpn sozusagen in einem unsichtbaren Wettkampf mit ihnen arbeiten (Geschwindigkeitssteigerung), oder ob sie Grund dazu haben, sich als wirklich in einem Einzelversuch stehend zu empfinden (Richtigkeitssteigerung auf Kosten des Tempos).

Ursache, Wirkung und Wechselwirkung

Weder DASHIELL noch ALLPORT und MOEDE haben aus ihren Experimenten den uns heute so überaus naheliegenden Schluß gezogen, daß die Situationen des Nebeneinander und des Alleinseins erst auf dem Wege über die Anforderungen, die Versuchspersonen an ihr eigenes Leisten stellen, verhaltensprägend wirken könnten. Die ältere Forschung denkt in einseitigen Ursache-Wirkung-Relationen, während wir uns angewöhnt haben, stets nach gegenseitigen Wirkungen Ausschau zu halten. Damit hängt zusammen, daß wir die Leitbegriffe der Sozialpsychologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, Nachahmung und Suggestion, keineswegs mehr als sonderlich belangvoll empfinden. Angesichts der Frage, warum es in einem bestimmten Fall zur Imitation und zur Annahme einer Suggestion gekommen sei, fühlen wir uns auch mit dem Hinweis auf einen entsprechenden Trieb (den Nachahmungstrieb) oder auf

eine bestimmte Veranlagung (die Suggestibilität) recht wenig befriedigt. Beide Verhaltensweisen können nämlich im Dienste sehr verschiedener Absichten stehen; so etwa, wenn Kinder einander durch beharrliches Nachahmen bis zu Wutausbrüchen reizen, oder wenn Erwachsene durch bedingungslose Willigkeit die Autorität eines mißliebigen Vorgesetzten *ad absurdum* führen.

Neben das alte Modell von Einfluß und Beeinflußtem tritt in unserer Analyse die Möglichkeit des Sich-beeinflussen-Lassens und des damit verbundenen Einfluß-Erlangens auf den Beeinflusser. Sehr richtig hat BION daher vom Verhalten der Mitglieder einer Therapiegruppe gesagt, daß diese eigentlich nur eines nicht tun können, nämlich nichts tun. Auch wo sie sich des Agierens enthalten, leisten sie einen Beitrag zur Entwicklung der Situation. Dies gilt, wie das Phänomen des Schuldigwerdens durch Nichttun bezeugt, von jedem Reziprozitätssystem, d. h. von jeder Gruppe. Als eines der aufschlußreichsten Kriterien für das Bestehen eines solchen Systems kann vielleicht sogar die Verbindlichkeit der Inaktivität gelten. Dieser Satz läßt sich leicht im Hinblick auf die politische Mitverantwortung exemplifizieren. Daß wir die Untätigkeit nicht mehr als eine echte Ruhelage zu denken und übrigens auch nicht zu erleben vermögen, bezeichnet genau den Punkt, an dem die Vorstellungsweisen der älteren Psychologie für uns unannehmbar geworden sind. In ihr galt noch das Beharrungspostulat, demzufolge ein «Körper» solange in Ruhe oder in gleichförmiger Bewegung bleibt, bis Kräfte auf ihn einwirken, ihn sozusagen anstoßen. Das ist das Reiz-Reaktions-Modell, aus dem das Bild der knetbaren Masse stammt. Nur beiläufig sei gefragt, ob die Verbindlichkeit der Inaktivität nicht dem oft beklagten Sachverhalt der Hast und Unrast des Lebens entspricht. Es handelte sich damit abermals um ein Nicht-mehr-Verstehen des eigenen Daseins in Gruppenordnungen.

Die «Suggestibilität» der «Masse»

Wieviel komplexer wir die Zusammenhänge heute sehen müssen, läßt sich im Anschluß an eines der ältesten «massenpsychologischen» Experimente zeigen, das den Vorzug besitzt, leicht wiederholbar zu sein. Es ist ANDERSENS Märchen von den neuen Kleidern des Kaisers, die gar nicht vorhanden waren, nachgebildet. H. CLARK (1916) forderte die Hörer einer Vorlesung auf, zu melden, sobald sie den von einem eben geöffneten Fläschchen ausströmenden Geruch wahrnehmen würden. Natürlich handelte es sich um eine geruchlose Flüssigkeit. Trotzdem liefen aus den ersten Reihen des Saales die frühesten Meldungen schon nach 10 Sekunden ein. Abb. 4 zeigt einerseits den Prozentsatz der Hörer in jeder Reihe, die den Geruch

wahrzunehmen glaubten, und andererseits die bis zur letzten Meldung aus jeder Reihe verstrichene Zeit. Am Reiz-Reaktions-Modell ist bloß abzulesen, daß 20% der Vpn (33 von 168 Studenten) der Suggestion unterlagen. Man könnte also daran denken, daß die «Suggestibilität» dieser Vpn eine kritische Schranke überschritt. Damit ist aber noch keineswegs erklärt, wieso die Ausbreitung des

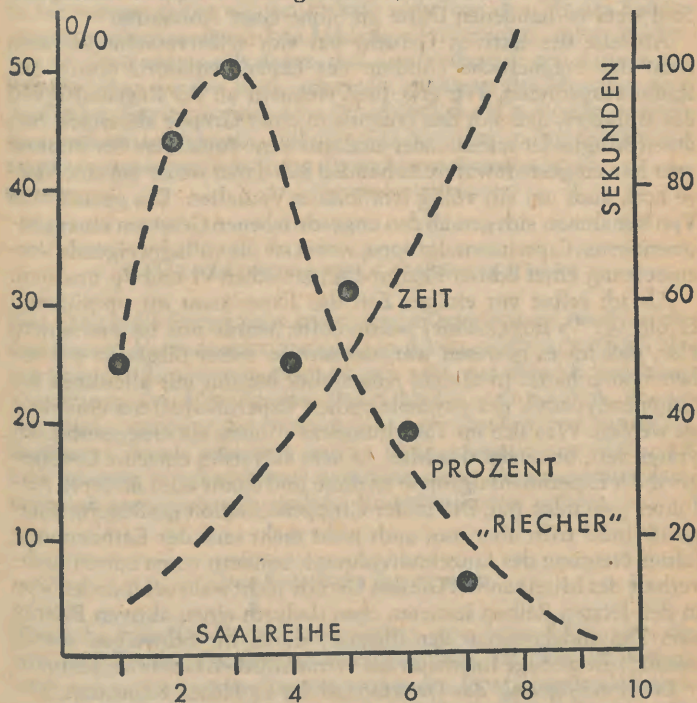


Abb. 4: Die Ausbreitung eines fiktiven Geruches in einem Hörsaal (nach CLARK).

nichtvorhandenen Geruches dem Diffusionsgesetz genau folgen konnte, derart nämlich, daß die zurückgelegte Strecke der Quadratwurzel der Zeit proportional ist.

Die räumliche Verteilung der «Riecher» über die Sitzreihen hinweg läßt erkennen, daß diese sich in einem kritischen Zwiespalt befanden. Am stärksten inklinierte die dritte Reihe zur Annahme der Suggestion (50%), sehr viel weniger die erste Reihe (25%) und fast gar nicht die letzten vier Reihen (je 3%). In der ersten Reihe bestand aber auch die beste Kontrollmöglichkeit, während in den letzten Reihen vermutlich auch ein tatsächlich ausströmen-

der Geruch nicht mehr wahrnehmbar gewesen wäre. Die Hörer in der dritten Reihe standen somit an der Kippe. Sie verhielten sich aber in Ansehung der zahlreichen Behauptungen, die man in einem Hörsaal auf Treu und Glauben hinzunehmen gewohnt ist, gar nicht wirklich unvernünftig. «Suggestion» bedeutet hier also bloß die Bereitschaft zur Deutung der in einem mit 168 Personen besetzten Saal stets vorhandenen Düfte im Sinne einer Anregung.

Anstelle des fiktiven Geruchs hat sich selbstverständlich auch nicht das magnetische Fluidum der Experimentatorin durch den Raum ausgebreitet. Wir erkennen vielmehr an der Regelmäßigkeit des Ablaufes, daß sich das Ereignis in einer Gruppe abgespielt hat, deren Mitglieder aufeinander und auf den «Anführer» am Podium sehr fein eingestellt waren. Es handelt sich daher weder um eine Masse noch auch um ein völlig irrationales Verhalten. Die getäuschten Vpn benahmen sich gemäß den ungeschriebenen Gesetzen einer zielorientierten Experimentalgruppe, wobei sie die stillschweigende Voraussetzung einer echten Reziprozität zwischen V1 und Vp machten.

Als ich selbst vor einiger Zeit das Experiment mit «positivem» Erfolg (31 % Suggestible) wiederholte, wurde mir im nachhinein klar, daß ich es gewesen war, der sich in dieser Situation vorbeibemommen hatte. In diesem Augenblick begann mir allerdings die Gruppendynamik des psychologischen Experimentierens einsichtig zu werden. Was sich im Täuschungsexperiment als «Suggestibilität» präsentiert, bekundet das Maß, in dem sich jedes einzelne Gefolgsmitglied der Experimentalgruppe an diese und damit auch an deren Anführer gebunden hat. Die in der Gruppensituation gesteigerte «Suggestibilität» trifft aber nun auch nicht mehr eine der Enthemmungsfähige Neigung des Einzelindividuum, sondern einen echten Sachverhalt des Miteinander. Die den Geruch nicht wahrnehmenden Vpn in den letzten Reihen leisteten eben dadurch einen aktiven Beitrag zum Zustandekommen der Illusion; durch ihr Schweigen wurde nämlich die geringe Intensität des vermeintlichen Geruches definiert.

Zweckmäßiger als das Denkmodell der einfachen Kausation (Ursache : Wirkung, Beeinflusser : Beeinflusste, gestaltende Potenz : Masse) ist wohl das Feldmodell, das auch in der Physik (mit FARADAY und MAXWELL) vielfach an die Stelle «mechanistischer» Vorstellungsweisen getreten ist (EINSTEIN und INFELD)¹. Das «Feld» beschreibt die Verteilung eines Zustandes in einem Kontinuum, derart, daß sich für jeden Punkt (z. B. jede Vp) in einem solchen Kontinuum (z. B. in einer Gruppe) angeben läßt, mit welcher Wahrscheinlichkeit er ein gewisses Verhalten zeigen wird. In diesem Sinne sprechen K. LEWIN und K. S. SODHI von einem «sozialen Kraftfeld», in dessen Bereich die Urteilsbildung von Einzelwesen

¹ Vgl. rde Bd. 12, A. EINSTEIN und L. INFELD, Die Evolution der Physik, vor allem S. 86 ff, 98 ff, 161 ff. (Anm. d. Red.)

gewisse Besonderheiten zeigt. Damit wird dem Phänomen der Reziprozität und der Verbindlichkeit der Inaktivität Rechnung getragen. Mit W. KÖHLER hat sich auch die sog. Gestaltpsychologie¹ dieses Modell zu eigen gemacht. Sie übersieht dabei aber geflissentlich, daß die bloße Rede von einem Feld nicht mehr taugt als die Messungen, mit deren Hilfe dieses charakterisiert wird, wobei diese Messungen selbst sich im Prinzip nicht von den für die Rekonstruktion eines mechanischen Modells erforderlichen unterscheiden. Für die Psychologie gilt daher, daß der Feldbegriff erst dann wirklich fruchtbar werden kann, wenn die Probleme der Messung einigermaßen bereinigt sind. Die grundsätzliche Abneigung zahlreicher Fachvertreter gegen Zählung und Messung in der Psychologie trägt nur wenig zur Schaffung dieser Voraussetzung bei.

3. DAS MITEINANDER WIRD SICHTBAR

Das CLARKSche Experiment leitet uns bei sorgfältiger Analyse von den älteren Versuchsanordnungen, in denen es um künstliche Nebeneinander-Situationen ging, zu den sehr viel aufschlußreicheren Situationen des Miteinander. Dabei bleibt noch fraglich, ob das Nebeneinander, das die Versuchsleiter zu schaffen beabsichtigten, überhaupt jemals realisiert wurde. Wahrscheinlich beziehen sich die einzelnen Mitglieder stets in differentieller Weise auf ihre Partner, auch wenn keine sprachliche Kommunikation erfolgt.

Das Sherifsche Experiment

Eine sehr hübsche Versuchsanordnung, mit deren Hilfe sich das Entstehen eines Miteinander verfolgen läßt, ist dem türkischen, jetzt in den Vereinigten Staaten wirkenden Psychologen M. SHERIF zu danken². Er verwendet das schon seit langer Zeit bekannte, sog. autokinetische Phänomen, bei dem in einem völlig verdunkelten Raum ein sehr kleiner und intensitätsschwacher Lichtpunkt für kurze Zeit dargeboten wird. Da auch bei fester Fixation unsere Augenachsen niemals ganz ruhig bleiben (Nystagmus), scheint sich der Lichtpunkt, der objektiv fest steht, zu bewegen. Die Vpn besitzen in diesem Fall auch nicht die Möglichkeit, den subjektiven Charakter dieser Bewegungserscheinung zu erkennen, da es dazu eines

¹ Vgl. rde Bd. 17, H. J. EYSENCK, Wege und Abwege der Psychologie, S. 179 f. (Anm. d. Red.)

² Vgl. rde Bd. 30, J. A. C. BROWN, Psychologie der industriellen Leistung, S. 113. (Anm. d. Red.)

festen Bezugssystemes bedürfte. Ist außerdem die Entfernung des Lichtpunktes unbekannt (der Projektor befindet sich hinter einem Schirm, der erst nach Verdunkelung weggezogen wird), so fällt die Schätzung der scheinbaren Bewegungsweite des Punktes überaus schwer.

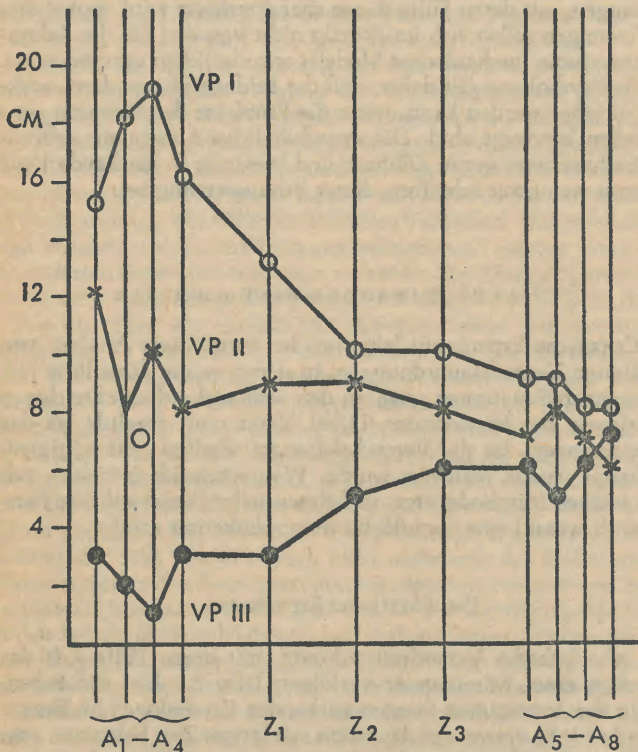


Abb. 5: Die Konvergenz der Schätzungen beim autokinetischen Phänomen.

Abb. 5 zeigt die von 3 Vpn in einem eigenen Experiment des Verfassers gelieferten Schätzungen. Zunächst wurden mit jeder Vp vier Einzelversuche ($A_1 - A_4$) durchgeführt, sodann drei Gruppenversuche ($Z_1 - Z_3$), in denen jede Vp ihre Schätzung ausrief, und schließlich abermals vier Einzelversuche ($A_5 - A_8$). Die Ordinate gibt die Schätzungsbeträge in Zentimetern. Die zu einer Gruppe zusammengefaßten Vpn wurden im Hinblick auf einen möglichst großen Unterschied zwischen ihren Alleinschätzungen ($A_1 - A_4$) ausgewählt. Zwischen der ersten Gruppe der Alleinschätzungen,

den drei Zusammenschätzungen und der zweiten Gruppe der Alleinschätzungen lag jeweils eine Spanne von 30 Minuten, während deren die Vpn im Sinne einer Konkurrenz dreistellige Zahlen miteinander multiplizierten. Dies hatte einmal den Zweck, eine Diskussion zu verhindern, zum andern sollten dadurch die geschätzten Zahlenwerte nach Möglichkeit verwischt werden.

In Übereinstimmung mit den Befunden SHERIFs zeigt sich in diesem Experiment eine deutliche Konvergenz der Schätzungen während der drei Gemeinschaftssituationen ($Z_1 - Z_3$). Das Resultat dieses Vorganges erhielt sich auch in den darauf folgenden vier Einzelsituationen ($A_5 - A_8$). Der Konvergenzpunkt entsprach dem geometrischen Mittel der ursprünglichen Einzelschätzungen (Kreis zwischen A_2 und A_3) sehr genau. Diese Tatsache, um derentwillen das Experiment eigentlich unternommen worden war, steht im Einklang mit gewissen theoretischen Überlegungen bezüglich des Schwerpunkts von Vergleichsreihen (Theorie des Adaptationsniveaus von HELSON und JOHNSON). Aus ihr erklärt sich die in ähnlichen Versuchen, z. B. meines Schülers S. GOLDBERG, bemerkte Erscheinung, daß das Ausmaß des Konvergenzverhaltens um so größer ist, je weiter die unbeeinflussten Urteile einer Vp vom Gruppenmittel abliegen. Tatsächlich hat sich ja auch im vorliegenden Fall Vp I mehr als doppelt so weit von ihrer ursprünglichen Schätzung wegbewegt (von 17 auf 8,5 cm) als Vp III (von 2,2 auf 6,0 cm).

Im SHERIFschen Experiment handelt es sich um eine besonders einfache Form des Miteinander. Die Vpn diskutierten ihre Aufgabe zwar nicht miteinander, sie beeinflussen sich aber gegenseitig durch die ausgerufenen Schätzungen. Auf diese Weise geben sie einander gegenseitig Anhaltspunkte in einer an sich sehr unbestimmten Situation. Im Endeffekt einigen sie sich — ohne direkte Verabredung — bezüglich eines Sachverhaltes (der Bewegungsweite des Lichtpunktes), der als objektive Gegebenheit gar nicht besteht. Der Punkt bleibt unbeweglich. Hier wird somit innerhalb einer sehr kleinen Gruppe eine Behauptung über die Konstitution der gemeinsamen Umwelt formuliert, die unbeschadet ihrer Falschheit eine gewisse Verbindlichkeit besitzt. Die Gruppe trägt, wie man auch sagen könnte, eine neue Ordnungstatsache in das Bild ihrer Welt.

Die Erinnerung daran, wie entzückend harmlos der Hergang der Dinge im Experiment ist, dürfte kaum erforderlich sein. Offenbar stand für die Vpn gar nichts auf dem Spiele; sie hätten also, so sollte man denken, bei ihren weit auseinanderklaffenden Anfangsschätzungen bleiben können. Daß sie dies nicht taten, verlangt eine Erklärung. Um diese zu finden, müssen wir auf eine bisher noch nicht erörterte Eigenheit des Versuchsergebnisses zurückgreifen. Wie kommt es nämlich, daß sich im wiederholten Einzelversuch ($A_1 - A_4$) die Schätzungen jeder einzelnen Vp innerhalb sehr enger

Grenzen (15 – 19 cm, 8 – 12 cm, 1 – 3 cm) halten? Warum verteilen sie sich nicht über die ganze Skala von 1 – 19 cm und eventuell noch darüber hinaus? Selbst in der Illusion herrscht eine gewisse Ordnung. Ohne daß sie sich dessen eigentlich bewußt werden, haben die Vpn – jede für sich – ein unbestimmt fluktuierendes Erlebnis normiert. Der Punkt benimmt sich nunmehr, sozusagen, in verlässlicher Weise. Damit ist diese neue Situation einigermaßen bewältigt. Das ist an sich nicht besonders wichtig, jedoch spiegelt sich darin unser immerwährender Anspruch auf eine geordnete Umwelt. In der ersten Gemeinschaftssituation (Z_1) erweisen sich diese individuellen Ordnungen nun freilich als sehr zweifelhaft. Von hier aus verläuft die Entwicklung aber in Richtung auf eine neue Ordnung, die darum besonders verlässlich ist, weil sie von mehreren geteilt wird. Die Konvergenz entspricht demnach einem Vorgang, den der typisch menschliche Anspruch auf eine geordnete Umwelt motiviert. An dieser Stelle unserer Überlegungen empfinden wir aber die spielerische Harmlosigkeit des Experiments nur kaum mehr als störend, da nunmehr die Folgerung möglich wird, daß ein ähnliches Gebaren in belangvolleren Situationen um so eher zu erwarten sein müßte.

Die Normierung von Sachverhalten

Wir halten kurz inne, um einen Grundgedanken der GEHLENSCHEN Anthropologie einzufügen: Der Mensch als das nur minimal durch Instinkte in seiner Welt festgelegte Wesen schafft sich seinen eigenen Halt in dieser durch die Normierung von Tatbeständen. Zum Teil vermag er die Richtigkeit der vorgenommenen Setzungen am Erfolg seines eigenen Agierens zu ermessen. Auf diese Weise überzeugen wir uns z. B. von der Gleichheit zweier Strecken, deren eine vor uns vertikal steht, während die andere horizontal verläuft. Ohne eine handlungsmäßige Kontrolle würden wir – einer bekannten optischen Täuschung folgend – die vertikale Länge überschätzen. Es gibt nun aber sehr viele Fälle der Urteilsbildung, in denen uns die Möglichkeit der aktiven Kontrolle nicht zu Gebote steht. Wie sollte man z. B. herausfinden können, ob ein junger Mann mit 17, 18 oder erst mit 24 Jahren «erwachsen» wird, oder ob die Heirat zwischen Blutsverwandten vierten Grades bedenklich ist oder nicht? Vielleicht könnte man die Entscheidung überhaupt vermeiden und sich auf das sokratische Bekenntnis des Nichtwissens zurückziehen, wobei man allerdings teilweise auf die Fiktion des Lebens in einer geordneten Welt zu verzichten hätte. Viel wahrscheinlicher ist eine ihrem Wesen nach durchaus produktive Gruppenleistung, durch die der pragmatischen Bestätigung entzogene

Sachverhalte eine normative Fixierung erhalten. Wir verankern uns als soziale Wesen durch gegenseitige Abstimmung unserer Urteile in der Welt. Meistens tun wir noch ein übriges, um die getroffene Festsetzung zu sichern, wir statuten diese nämlich mit dem Prädikat der 'Selbstverständlichkeit' aus.

Betrachtet man das Laboratoriumsexperiment unter einem gewaltigen Vergrößerungsglas, so zeigen sich in ihm die Ansätze zu einer normativen Regelung an sich unbestimmter Sachverhalte. Mehr läßt sich nicht erwarten. Das Experiment besitzt jedoch auch seinen eigenen Wert, indem es eine Möglichkeit aufweist, die sich für die Kulturanalyse nutzbar machen läßt. Die gegenseitige Abstimmung der Urteile unserer drei Vpn erfolgte ohne Zwang und ohne direkte Verabredung einfach dadurch, daß jeder der drei Partner die drei verschiedenen Meinungen als gleichberechtigt akzeptierte und miteinander vereinigte. Daß diese Kombinationsleistung nicht auf explizitem Wege, rechnerisch, erfolgte, kann bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit als sicher gelten. Die nachträgliche Befragung der Vpn ergab für diese Vermutung auch keinerlei Anhaltspunkte. Außerdem erfolgte die Urteilkombination ja nicht nach dem Schema der einfachen Bildung eines arithmetischen Durchschnitts $(AM = \frac{a + b + c}{3})$

sondern nach dem rechnerisch sehr viel umständlicheren des geometrischen Mittels ($GM = \sqrt[3]{a \cdot b \cdot c}$). Für diese Behauptung ist eine einzige Gruppe natürlich nicht beweiskräftig; die an 15 Gruppen von je drei Personen gewonnenen Resultate sprechen aber sehr stark zugunsten dieser Annahme, die sich auch darauf berufen kann, daß die freie Schätzung der Mitte zwischen zwei quantitativ verschiedenen Reizen sehr oft — wie dies übrigens auch dem FECHNERSchen Gesetz der Psychophysik¹ entspricht — auf das geometrische Mittel führt. Der subjektive Mittelwert zwischen zwei Lichtquellen mit einerseits 10 und andererseits 1000 Kerzenstärken liegt z. B. nicht bei 500, sondern bei 100 Kerzenstärken.

Der etwas fachwissenschaftlich geratenen Argumentation kurzer Sinn ist jedenfalls, daß wir eine gewaltlose und nahezu spontane Urteilsvereinigung in der Gruppe für möglich halten. Damit lassen wir aber das Denkmodell des 'Knetens', der Suggestion und der Nachahmung weit hinter uns. Hinzuzufügen ist nunmehr bloß, daß sich verschiedene Gruppen auf durchaus verschiedene Endwerte einigen können. Diese Konsequenz ergibt sich aus der Abhängigkeit des Endwertes der Schätzungen vom geometrischen Mittel der Anfangswerte.

¹ Vgl. rde Bd. 17, S. 178. (Anm. d. Red.)

Als von der «Erfindung der Gruppe» die Rede war, stützten wir uns auf zwei erfahrbare Formen des Gruppenvorteils, die näherungsweise Addition der physischen Kräfte bei Leistungen vom Typus des Tragens und Hebens und den Fehlerausgleich bei Leistungen vom Typus des Suchens. Neben diese beiden tritt jetzt eine dritte Vorteilkategorie hinsichtlich der Leistungen vom Typus des Bestimmens. Wo die Suche nicht zu einer Stabilisierung der Gegebenheiten führt — in Situationen also, von denen das Wort *«quot homines, tot sententiae»* gilt —, vermag die Gruppe eine Lage definitiv zu fixieren.

Ich neige zu der Auffassung, daß diese dritte Art des Gruppenvorteils von fundamentalerer Natur ist als die beiden anderen, da diese kaum zur Geltung kommen könnten, wenn die Problemlage nicht schon durch die Gruppe in einem Bestimmungsakt fixiert worden wäre. Dies läßt sich an dem hypothetischen Fall veranschaulichen, daß die sieben Vpn des Figurenexperimentes zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Stellungnahme zu ihrem Problem zu wählen gehabt hätten. Als Alternativen hätten etwa die folgenden in Frage kommen können:

1. Akzeptierung der vom angesehensten Gruppenmitglied gelieferten Rangordnung.
2. Eine Losentscheidung darüber, wessen Rangordnung akzeptiert werden soll.
3. Zurückweisung der Aufgabe in dem Sinne, daß jede der 10 Figuren den gleichen Rangplatz zugewiesen erhält.
4. Erstellung einer gemeinsamen Rangreihe auf Grund der durchschnittlichen Rangordnung sämtlicher Partner (optimale Strategie).
5. Bildung eines Komitees von drei Personen, die sich auf eine dann von der Gruppe zu akzeptierende Rangordnung einigen sollen.

Angesichts dieser Alternativen hätte es nun in den Überlegungen der Gruppe zu einer Konvergenz kommen können, die dem Vorgang im SHERIFFSchen Experiment prinzipiell nicht unähnlich gewesen wäre. Allerdings ließe sich der Ablauf in diesem Falle nicht so leicht veranschaulichen, da die Ordnung der aufgezählten fünf Alternativen in einer Dimension (entsprechend den Längenschätzungen in Zentimetern) auf Schwierigkeiten stößt.

Sehr viel einfacher liegen die Dinge in der folgenden Situation: Nach dem Stücklohn bezahlte Arbeiter schaffen nebeneinander. Den zwischen ihnen bestehenden Unterschieden des persönlichen Tempos, der Geschicklichkeit und des Fleißes entsprechend produzieren sie in der gleichen Arbeitszeit ungleich viel. Eine allgemeine Erfahrung geht aber nun dahin, daß sich in einer solchen Gruppe sehr bald eine Norm einstellt, auf die hin die produktiven Leistungen

der Mitglieder konvergieren (ROETHLISBERGER und DICKSON, COLLINS u. a., HARRELL), wobei es auch in der Regel nicht an sehr deutlichen und manchmal handgreiflichen Ermahnungen fehlt, durch die der «übernormal» Schaffende gebremst wird. Normen dieser Art bezeichnen aber oftmals nicht die in der Tat «normale» Leistungsfähigkeit des Durchschnittsarbeiters; sie müssen vielmehr als gruppenspezifische Bestimmungen angesichts objektiv nicht mit Sicherheit zu entscheidender Sachverhalte aufgefaßt werden. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich sogar voraussagen, wo die entsprechende Norm in der Gruppe liegen wird, sofern man nur die individuellen Leistungsmöglichkeiten der Gruppenmitglieder kennt. Die Regel vom geometrischen Mittel, das jeweils kleiner ist als das arithmetische Mittel derselben Beträge, erweist sich auch hier als verwendbar.

Einen Versuch zur Nutzbarmachung des Konvergenzprinzips und damit gleichzeitig zur Beeinflussung gruppenspezifischer Normen stellt die russische Methode der «STACHANOFF-Arbeit» dar. Daß die Leistung späterhin besonders ausgezeichneter Arbeiter mitunter sehr weit über den Durchschnitt herausragt, berechtigt keineswegs immer zu der Annahme einer gefährlichen und ungesunden Übersteigerung des Leistungsanspruchs; solche Leistungen weisen nicht selten auf die Existenz allgemein anerkannter, aber sachlich nicht begründeter Gewohnheitsnormen hin. Auf Grund des SHERIFSchen Experiments würden wir freilich erwarten, daß der im Extrem Schaffende sich durch Produktionsverringering der in seiner Gruppe eingestellten Norm anpassen würde. Gerade in diesem Punkt schaltet sich aber die mit dem Begriff des STACHANOFF-Arbeiters verbundene Unternehmer-Taktik ein; sie besteht vor allem darin, daß dem Normbrecher nicht nur die regulären finanziellen Vorteile seiner Mehrarbeit zugänglich gemacht werden, sondern weit höhere Kompensationen durch «Ehrengeschenke», Auszeichnungen usw. Auf diese Weise trachtet die Werksleitung der Konvergenztendenz entgegenzuwirken. Sie fixiert den Maximalwert und hofft, daß dadurch die Leistungswerte der übrigen Gruppenmitglieder aufwärts gezogen werden. Inwieweit ein solches Vorgehen ethisch zu rechtfertigen ist, braucht hier nicht untersucht zu werden; für uns genügt der Hinweis auf eine durchaus ernsthafte Parallele zu dem völlig harmlosen Laboratoriumsexperiment. Abermals sei angemerkt, daß die Erklärung der STACHANOFF-Wirkung im Sinne einer suggestiven Einflußnahme des «Leistungshelden» auf seine Kameraden weder erforderlich noch auch nur plausibel ist.

Selbstverständlichkeit und Naturgemäßheit

Erkennt man den Gruppenvorteil bei Leistungen vom Typus des Bestimmens an, so setzt man sich dem Einwand aus, daß in Normen (als den Resultaten eines Bestimmens) eigentlich nur Naturgegebenheiten explizit gemacht werden, die ihrerseits als Resultate eines Suchens aufzufassen wären. Das Argument mag z. B. dahin lauten, daß die Einehe gar keine Norm sei, sondern eine der Natur des Menschen entsprechende Gegebenheit, die gefunden werden konnte, aber nicht bestimmt zu werden brauchte. WESTERMARCK spricht daher von einem «monogamen Instinkt» des Menschen. Wir haben hier einen Spezialfall der nahezu allgemeinen Regel vor uns, daß die innerhalb eines Sozialsystems selbstverständlichen Anschauungen auch als naturgemäß gelten. Die Selbstverständlichkeit wird dadurch unumstößlich; die Sicherung ist absolut.

Obwohl ich persönlich an der Einehe nicht Kritik zu üben wünsche, möchte ich doch die Überlegung einschieben, daß die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Funden (bei Leistungen vom Typus des Suchens) und Normen (bei Leistungen vom Typus des Bestimmens) nicht gerechtfertigt und sogar u. U. bedenklich ist. Man kann sich nämlich auch in einer irrigen Sicherheit wiegen und wird eine etwaige Erschütterung durch den Wandel der Normen als einen Übergang der Welt ins Chaos empfinden. Dieses Erlebnis war im Jahre 1918 nicht selten, als in Deutschland und Österreich die monarchistische Staatsform durch eine republikanische ersetzt wurde. Normen hatten gewechselt — nicht wenige Bürger dieser Länder empfanden den Vorgang aber so, als ob die natürliche, gottgewollte und im Grunde einzig mögliche Ordnung zerschlagen worden wäre. In ihrem Bewußtsein bestand eine unverbrüchliche Gleichung zwischen «selbstverständlich» und «naturgemäß», die zu festigen die Monarchie sich sehr angelegen hatte sein lassen.

Dem vorstehenden Beispiel nicht ganz unähnlich, wenn auch von sehr viel leichter zu durchschauender Art ist der Fall des Wechsels der Zeitnormen beim Übergang von der «Normalzeit» zur «Sommerzeit». Sehr leicht ertappt man sich da bei dem Gedanken, «in Wirklichkeit» sei es nun nicht acht Uhr sondern erst sieben Uhr. Auch das Argument, daß es unstatthaft sei, an der «natürlichen» Zeit etwas zu verändern, klingt bisweilen an. Zum Vergleich läßt sich auch die weitverbreitete Vorstellung von einem natürlichen Wert der Zahlungsmittel, z. B. der Mark oder der Cowry-Muschel, heranziehen. Daß es sich hier seit eh und je um Leistungen vom Typus des Bestimmens handelt, bleibt dem Erlebnis der meisten Teilnehmer an diesem Bestimmungsprozeß (im Spiel von Preis, Angebot und Nachfrage) völlig fremd. Millionen von Wählern horchen in den USA daher auf, wenn die jeweilige Oppositionspartei davon spricht, daß «der Dollar» heute nur mehr fünfzig Cents wert sei.

Der Mensch in der Gruppe bestimmt Normen und ist sich dieser seiner Leistung nur sehr selten bewußt; er neigt vielmehr dazu, die von ihm bestimmten Normen als Sachverhalte anzusprechen, die schon immer da waren und die es nur zu finden galt. Er ist in der Regel auch dazu bereit, den Hinweis auf die Nicht-Natürlichkeit vieler Selbstverständlichkeiten mit dem Urteil zu quittieren, daß sein Urheber ein avantgardistischer Umstürzler, Ketzler, weltfremder Gelehrter oder noch Schlimmeres (z. B. unmoralisch oder vom fremden Wesen angekränkelt) sei. Daran hat sich wohl auch nicht viel geändert seit den Tagen, als die griechischen Sophisten die These von der Nicht-Natürlichkeit vieler Selbstverständlichkeiten in die abendländische Denkgeschichte einführten. Indem sie sich fragten, ob die Namen der Dinge — Selbstverständlichkeiten höchsten Grades also — diesen von Natur aus (φύσει) zukämen oder bloß auf Grund konventioneller Setzungen (θέσει), haben sie das Thema unserer gegenwärtigen Erörterungen mit aller nur wünschenswerten Schärfe herausgestellt. Es ging um den Unterschied zwischen Finden einerseits und Bestimmen andererseits.

Die platonische Erkenntnislehre, für die es nur das Finden (oder auch Erinnern des im mythischen Vorstadium Geschauten) gibt, nicht aber das Bestimmen, verleiht den Selbstverständlichkeiten die Dignität von «Ideen», die geschaut, nicht aber geschaffen werden können. Genau an dieser Stelle aber hat sich, so scheint mir, die philosophische Tradition den Zugang zu einer gegenstandsgerechten Sozialpsychologie verbaut. Man ersieht dies an der Dürftigkeit des uns überlieferten Handlungsbegriffes, der das Agieren nur im Gehäuse fester Bezüge (am simpelsten: als ein Reagieren) kennt und der den Künstler für ewig zum Nachahmen verdammt. Keineswegs zufälligerweise verbindet sich im Rahmen der platonischen Restauration mit der Negation der Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens auch die Vorstellung der durch einen Führer knetbaren Menschenwesen. Über lange Strecken hin enthält ja die «*Politeia*» PLATONS nicht mehr als immer wieder neue Anweisungen für ein solches Kneten; sie gehört damit zu den geistigen Voraussetzungen der Massenpsychologie LEBONS.

Die an das harmlose Laboratoriumsexperiment SHERIFS anknüpfenden Erwägungen haben uns etwas weiter geführt, als ursprünglich beabsichtigt. Es erschiene mir auch als recht kümmerlich, wollte man die Autorität PLATONS unter Zuhilfenahme eines sich sachte im verdunkelten Raum bewegendes Punktes in Frage stellen. Der Versuch zeigt nur ein Phänomen, dessen Deutung «gefährliche» Denkansätze erfordert. Dabei haftet dem Experiment überdies noch der Schönheitsfehler an, daß es in diesem Falle ja eine von Natur aus und objektiv richtige Erkenntnis gibt, nämlich die, der Punkt habe sich überhaupt nicht bewegt. Der im Miteinander der Gruppe sich einstellende *consensus omnium* ist daher sachlich falsch, eine

akzeptierte Täuschung. Dieser Sachverhalt hätte weder PLATON noch irgend jemanden sonst zu einer Revision seiner Ansichten genötigt, er besagt ja bloß, daß wir Illusionen eher für richtig halten, wenn diese auch von anderen geteilt werden. Dennoch führt uns das Experiment an die Vermutung heran, daß an sich weder beweisbare noch widerlegbare Behauptungen, bezüglich deren es zu einem *consensus omnium* gekommen ist, verbindlichen und normativen Charakter erlangen können.

Die Theorie der gesellschaftlichen Institutionen vermöchte einer solchen Annahme nur dann zu entraten, wenn sie die tatsächliche Verschiedenheit der institutionellen Regelungen, etwa der Familienformen, auf immanente Bestimmungsstücke (Erbanlage für Werthaltungen, soziale Instinkte usw.) zurückzuführen bereit wäre. Sie sähe sich dann freilich auch dazu gezwungen, für jedes institutionelle System eine eigene «Rasse» zu postulieren und dem Institutionswandel einen Rassewandel zuzuordnen. Diese Alternative läßt sich zwar ersinnen — man weiß, daß sie mit Nachdruck formuliert wurde —, sie kann aber gewiß nicht als erwiesen gelten. Mir ist jedoch auch keine bündige Widerlegung dieser Hypothese bekannt. Man hat z. B. dahingehend argumentiert, daß das «reinrassige» dem Kulturkreis A entstammende Kind bei frühzeitiger Adoption im Kulturkreis B dessen Institutionen als selbstverständlich erlebt und u. U. die des Kulturkreises A als völlig «unmenschlich» ablehnt. Sogleich sieht man sich aber zu der Einschränkung genötigt, daß dieses Kind auf Grund seiner Herkunft aus dem Kulturkreis A nicht im Adoptionskreis B durch fremdartige Erscheinungsmerkmale (Hautfarbe, Gesichtsschnitt usw.) auffallen darf, da es sonst vielleicht in dessen Selbstverständlichkeiten gar nicht wirklich aufgenommen würde. Diese Bedingung ließe sich aber vom Vertreter einer Rassenhypothese zu deren Gunsten interpretieren.

Wie die Dinge heute liegen, bleibt dem Forscher wohl nichts Besseres übrig, als sich mit unzureichenden Beweismitteln einer oder der anderen Position anzuschließen. Er tut dies gewiß nicht leichten Herzens, da er sich selbst nun ganz unmittelbar in eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens verweben sieht, während er doch lieber nur an Gruppenleistungen vom Typus des Suchens teilgenommen hätte. Daß in diesem Falle auch noch konkrete Probleme der Tagespolitik anklingen, läßt sich nicht verkennen. Da der Leser nun aber ausdrücklich gewarnt ist, darf ich darauf hinweisen, daß mit der Abhebung der Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens eigentlich die Entscheidung gegen die platonische Ideenlehre einerseits und gegen den rassenspsychologischen Determinismus andererseits bereits gefällt wurde. In beiden Auffassungen sind institutionelle Regelungen entweder falsch (d. h. Selbsttäuschungen von Gruppen) oder richtig und damit auffindbare Sachverhalte. Bestimmungsleistungen erübrigen sich daher. Die von

uns akzeptierte Auffassung kennt demgegenüber gruppen-relevante Ordnungen, die an sich weder falsch noch richtig sind, die aber unabhängig davon als gültig bestimmt werden können.

4. EXKURS ÜBER DIE EINSAMKEIT

Wie die Angehörigen einer Gruppe sich selbst und ihre jeweilige Befindlichkeit deuten, hängt sehr wesentlich von Bestimmungsleistungen ab, an denen sie selbst nicht teilgenommen haben. Die Worte, mit denen wir unser Zumutesein zum Ausdruck bringen und beschreiben, sind uns überkommen; wir haben ihren Gebrauch erlernt. Wir könnten uns miteinander aber gar nicht verständigen, wenn die Wortbedeutungen nicht relativ starr festgelegt wären. Manche Geistesranke aus dem Kreis der Schizophrenien erkennt man auch am frühesten daran, daß sie uns geläufige Worte in unvermuteter Bedeutung verwenden. Damit erhebt sich aber die sehr viel allgemeinere Frage danach, was denn ein Wort für den Bedeute, der es gebraucht, und ob diese Bedeutung mit der übereinstimme, die der Zuhörer ihm beilegt. Verstehen wir uns auch wirklich, oder bilden wir uns dies nur ein?

Um konkret zu werden, wollen wir uns fragen, ob ein Amerikaner, der sich etwa als einsam (*lonesome*) bezeichnet, sich auch in einem vergleichbaren Erlebniszustand befindet wie ein Deutscher, der die gleiche Aussage macht. Ich wähle dieses Beispiel, weil zu zeigen sein wird, daß dies nicht der Fall ist.

Wichtiger vielleicht als dieses Ergebnis ist die Methode, mit deren Hilfe es gewonnen wurde. Im Ansatz handelt es sich hier um ein Verfahren, dessen sich auch der Psychoanalytiker bedient, wenn er die Bedeutung eines Traumbildes oder eines Einfalles seines Patienten ermitteln will. Er läßt diesen zu dem Traumbild frei assoziieren, d. h. alles sagen, was ihm dazu in den Sinn kommt. Auch bei uns handelt es sich um Assoziationen, denen allerdings gewisse Bedingungen auferlegt werden, durch welche die Assoziationen verschiedener Vpn vergleichbar werden. Zu diesem Zweck erhält die Vp einen Bogen, auf dem sie den fraglichen Begriff (z. B. 'Einsamkeit') auf 24 Polaritäten einzustufen hat. In Einzelfragen aufgelöst zielen wir also z. B. auf die Feststellung ab, ob unsere Vp mit 'Einsamkeit' eher das Attribut 'hoch' oder 'tief', 'rauh' oder 'glatt', 'laut' oder 'leise' zu assoziieren bereit ist. Abb. 6 zeigt die bei meiner Untersuchung verwendeten 24 Polaritäten (an deren Stelle wahrscheinlich ebenso gut andere treten könnten) und die durchschnittliche Einstufung des Begriffs 'Einsamkeit' seitens zweier Gruppen von Vpn, amerikanischen (ausgefüllte Kreise) und deutschen (offene Kreise) Studenten. Die Gegenüberstellung der beiden Profile

zeigt sofort, daß die amerikanische Einsamkeit (*lonesomeness*) im Vergleich zur deutschen als «schwach», «leer», «klein», «verschwommen», «krank», «traurig», «hässlich», «abgestanden», «feig», «seicht» und «schlecht» empfunden wird (unterstrichene Polaritätsglieder).

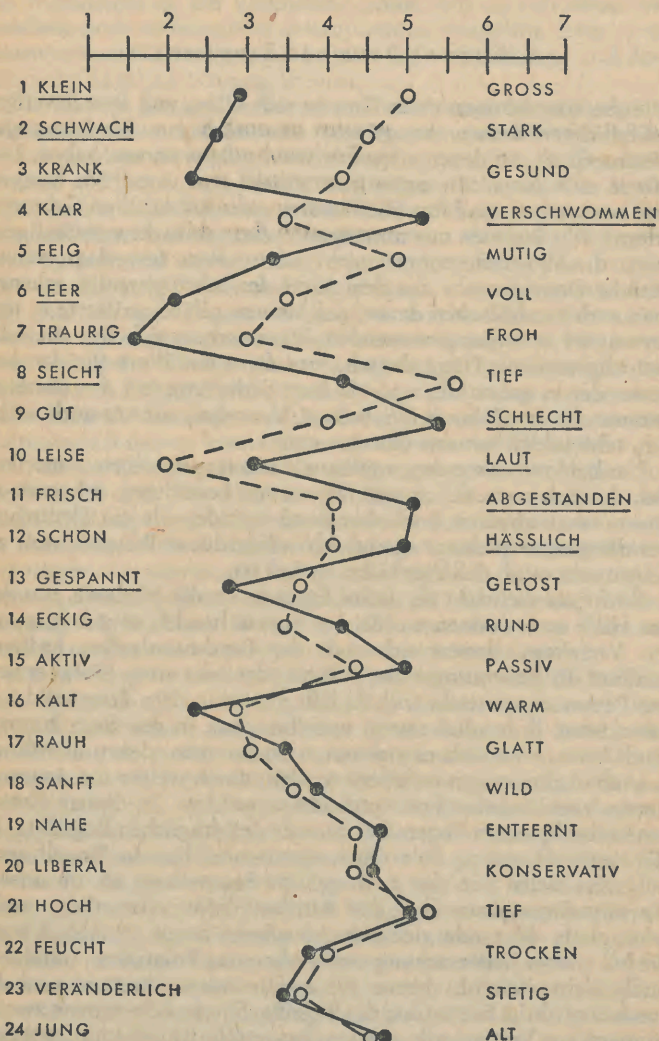


Abb. 6

Wir haben es mit einem Begriff zu tun, der als Schilderung einer eigenen Zuständigkeit für den Amerikaner eine bei weitem negativere Aussage enthält als für den Deutschen. In ihm fehlt die Möglichkeit des produktiven, aus einem Gefühl der Stärke und zum Zweck der inneren Sammlung Einsam-Seins gänzlich. Zum Unterschied vom Deutschen fühlt sich der «einsame» Amerikaner restlos unwohl. Mit anderen Worten: er verträgt diesen Zustand sehr viel schlechter als der Deutsche; es ist auch kaum anzunehmen, daß er ihn aus freien Stücken aufsuchen würde. Tatsächlich spielen ja z. B. einsame Spaziergänge im amerikanischen Leben eine bemerkenswert geringe Rolle; beim Golfspiel geht man in Gesellschaft. Von hier aus erhellt ein nicht unwesentlicher Grund dafür, warum das Miteinander und das Nebeneinander in den Vereinigten Staaten eher und in weit größerem Umfang zu Gegenständen des wissenschaftlichen Fragens, eben der Sozialpsychologie, wurden als in Deutschland.

Gegen unsere bisherigen Überlegungen läßt sich allerdings einwenden, daß das Verfahren der kontrollierten Assoziation eine doppelte Übersetzungsleistung enthält, einmal hinsichtlich der beurteilten Begriffe (*lonesomeness* : Einsamkeit) und zum andern in Bezug auf die Polaritäten (*high - low* : hoch - tief usw.).

Wir haben unsere Befunde so gedeutet, als ob die Übersetzungsunterschiede nur bei den Begriffen, nicht aber bei den Polaritäten eine Rolle spielten. Dies scheint wirklich der Fall zu sein; es bedarf aber eines Beweises, der sich aus der Tatsache ergibt, daß eine Reihe von Begriffen bei deutschen und amerikanischen Vpn zu nahezu identischen Profilen führt.

Das Ähnlichkeitsmaß

An dieser Stelle wird eine technische Überlegung notwendig, die in den Fachzeitschriften *in extenso* durchgeführt wurde¹. Begriffsprofile (A und B), wie wir sie in Abb. 6 vor uns haben, gestatten die Bestimmung des zwischen ihnen bestehenden Ähnlichkeitsverhältnisses. Dazu dient ein Korrelationskoeffizient, Q_{ab} , der im Falle maximaler Ähnlichkeit den Wert $+ 1,00$ besitzt (paralleler Verlauf der Profile), während er im Falle maximaler Unähnlichkeit (spiegelbildlicher Verlauf der Profile) den Wert von $- 1,00$ annimmt. Zwischen den beiden Profilen der Abb. 6 besteht eine Ähnlichkeitskorrelation von $Q = + 0,40$; die beiden «Einsamkeiten» sind einander somit nur in geringem Maße ähnlich. In sehr vielen Fällen, auch da, wo man es von vornherein nicht erwartet hätte,

¹ Zur Berechnung des Q-Maßes vgl. Anhang S. 174.

läßt sich hingegen zeigen, daß der amerikanische und der deutsche Begriff einander fast völlig gleichen: Erfolg — *success* (Q = 0,96), Liebe — *love* (0,96), männlich — *masculine* (0,93), Tragödie — *tragedy* (0,91), Held — *hero* (0,90), Diktator — *dictator* (0,88), weiblich — *feminine* (0,87), Schlaf — *sleep* (0,84) usw. Im Bereich dieser Begriffe ist die Verständigung über den Atlantik hinweg somit ohne Schwierigkeiten möglich.

Bisher ist in meinen Untersuchungen noch kein Begriffspaar aufgetaucht, bezüglich dessen das amerikanische Profil dem deutschen so wenig ähnlich gewesen wäre wie im Fall der «Einsamkeit». Damit erhebt sich aber die Frage, ob es nicht deutsche Begriffe gibt, denen die amerikanische «*loneliness*» ähnlicher ist als der deutschen «Einsamkeit». Das Q-Maß erleichtert uns deren Auffindung. Es sind die deutschen Begriffe: «Angst» (Q = 0,86), «Langeweile» (Q = 0,79) und «Ermüdung» (Q = 0,52). Diese Q-Werte liegen über dem von 0,40, der für das Verhältnis von «Einsamkeit» zu «*loneliness*» gilt. Wollen wir daher den Zustand des sich «*lonely*» fühlenden Amerikaners auf deutsch nacherleben, so haben wir eher an den uns vertrauten Zustand der Angst zu denken als an unser eigenes Einsamkeitserlebnis.

Einen letzten Schritt zur Klärung der kulturell verschiedenen Einsamkeitsempfindungen tun wir damit, daß wir innerhalb jedes der beiden nationalen Sprachsysteme die Ähnlichkeitsrelationen zwischen Begriffen ermitteln. «*Loneliness*» erweist sich dabei als in einem näherungsweisen Gegensatz zu den positiven Begriffen stehend, z. B.: *hero* (– 0,84), *love* (– 0,77), *success* (– 0,77), *masculine* (– 0,73), von der deutschen «Einsamkeit» gilt dies keineswegs: Held (– 0,03), Liebe (– 0,05), Erfolg (– 0,04) und männlich (+ 0,10). Ohne es *expressis verbis* zu formulieren, bezeichnet sich der einsame Amerikaner als ungeliebt, erfolglos und unmännlich. Der einsame Deutsche tut dies nicht; er erlebt sich allerdings als tragisch, was wiederum beim Amerikaner kaum der Fall ist (Einsamkeit : Tragödie, Q = 0,60; *loneliness* : *tragedy*, Q = 0,25), wobei allerdings an die hohe Ähnlichkeit zwischen Tragödie und *tragedy* (Q = 0,91) zu erinnern ist. Man ist unwillkürlich versucht, von hier aus weiter zu spekulieren und z. B. daran zu denken, daß der einsame Amerikaner sich als der Psychotherapie bedürftig vorkäme, während der einsame Deutsche diesem seinen Zustand sehr wohl positive Seiten abzugewinnen vermöchte. Weiter mag man sich auch fragen, wozu denn der Titel des bekannten Buches von D. RIESMAN «*The lonely crowd*» bedeutet. Dieses heißt in deutscher Übersetzung: «Die einsame Masse». Die Übertragung entspricht dem Lexikon — psychologisch richtiger aber wäre die Überschrift «Die ängstliche Masse» gewesen.

Farbensymbolik

Die Ähnlichkeit zwischen der amerikanischen *«lonesomeness»* und der deutschen *«Angst»* läßt sich auch anhand des Spektrums der Symbolfarben demonstrieren. Abb. 7 gibt die Korrelationen (Q) zwischen den Profilen von sechs Farbnamen (Rot – Grau) und den Profilen der Begriffe (Einsamkeit, *lonesomeness* usw.). Das Sym-

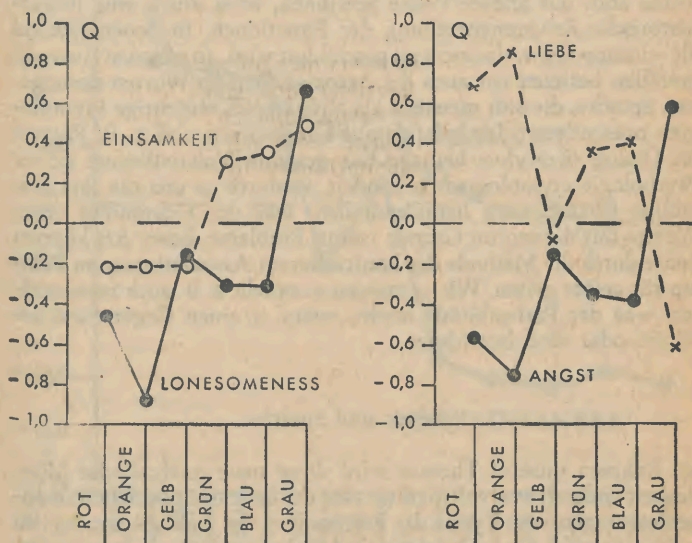


Abb. 7: Das symbolische Farbspektrum der deutschen Begriffe *«Einsamkeit»*, *«Liebe»* und *«Angst»* und des amerikanischen Begriffs der *«Einsamkeit»* (*lonesomeness*).

bolspektrum von *«Angst»* ist mit dem der *«lonesomeness»* beinahe identisch, während sich die *«Einsamkeit»* von diesen beiden durch eine positive Relation zu den Buntfarben Grün und Blau sowie durch eine weniger ausgeprägte Gegensatzrelation zu den Farben Orange und Rot unterscheidet. Alle drei Begriffe besitzen jedoch eine etwa gleich starke Affinität zu Grau. Farbsymbolisch gesehen ist *«Einsamkeit»* Grau mit Beimischung von Blau und Grün; *Angst* sowohl als *«lonesomeness»* repräsentieren sich hingegen durch ein völlig unbuntes (farbfeindliches) Grau.

Die hier veranschaulichte Methode erlaubt uns erstmalig mit exakten Mitteln das Programm der GOETHESCHEN Farbensymbolik weiterzuführen; sie bietet gleichzeitig die Möglichkeit einer metaphorischen Einfühlung in den Stimmungsgehalt von Begriffen. Aus

diesem Grunde ist in Abb. 7 auch das Symbolspektrum der ‹Liebe› wiedergegeben, deren Affinität zu Rot (besser: Orange) ja sprichwörtlich ist. Über den Gesamtverlauf des Spektrums hinweg besteht eine Gegensatzrelation zwischen ‹Liebe› und ‹lonesomeness› bzw. ‹Angst›; die Kurven sind beinahe Spiegelbilder.

Was wir durch die Methode der gelenkten Assoziationen hier recht bequem in den Griff bekommen, läßt sich mit viel größerer Mühe auch auf andere Weise gewinnen, etwa durch eine literarhistorische Zusammenstellung der Situationen, in denen jemand als ‹einsam› (bzw. ‹lonesome›) geschildert wird. In seltenen Ausnahmefällen besitzen wir auch die Assoziationen zu Worten der eigenen Sprache, die sich meistens als philologisch unrichtige Etymologien präsentieren. Ich habe darauf hingewiesen, daß z. B. PLATON im Dialog ‹Kratylos› beinahe das gesamte Vokabularium seiner Psychologie etymologisch behandelt, wodurch er uns die fast einmalige Chance gibt, herauszufinden, was der Gebraucher eines Wortes mit diesem im Grunde meint. Probleme dieser Art können heute durch die Methode der kontrollierten Assoziationen im Prinzip für gelöst gelten. Wir vermögen nunmehr z. B. auch festzustellen, was der Farbenblinde meint, wenn er einen Gegenstand als ‹Grün› oder ‹Rot› bezeichnet.

Erlebnis und Sprache

Im Rahmen unseres Themas wird diese neue methodische Möglichkeit dadurch wertvoll, daß sie eine der bedeutungsvollsten Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens der Analyse zugänglich macht. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um die Bestimmung der unmittelbaren Innerlichkeit zum Zweck der Kommunikation, des Gesprächs mit anderen und des reflektierenden Selbstgesprächs. Das an sich sehr kurze und simple Experiment SHERIFS mit dem autokinetischen Effekt reicht zwar zur normativen Bestimmung der scheinbaren Bewegungsweite eines Lichtpunktes aus, es gibt uns aber nur eine recht dürftige Vorstellung davon, wie innerhalb einer Sprachgemeinschaft etwa der Bedeutungsgehalt des Wortes ‹Einsamkeit› festgelegt wird. Dennoch lassen sich die beiden Situationen vergleichen: An sich ist ‹Einsamkeit› weder ‹klein› noch ‹groß›, weder ‹rauh› noch ‹glatt›. Man kann sich aber vorstellen, daß eine Gruppe von miteinander in Kommunikation stehenden Personen zu dem Konsensus gelangt, ‹Einsamkeit› sei groß und rauh (Deutsche) oder klein und rauh (Amerikaner). Ein subjektiver Sachverhalt wird dadurch normiert; man kann sich nunmehr über ihn und auch über das eigene Zumutesein verständigen. Indem man dies gemäß den einmal bestimmten Normen tut, verfestigt man diese weiterhin.

Etwas Ähnliches ereignete sich in einer Berufsgruppe, der ich selbst einmal angehörte, in der sich für einen mißliebigen und menschlich dürftigen Vorgesetzten der Ausdruck «Mufti» einbürger-

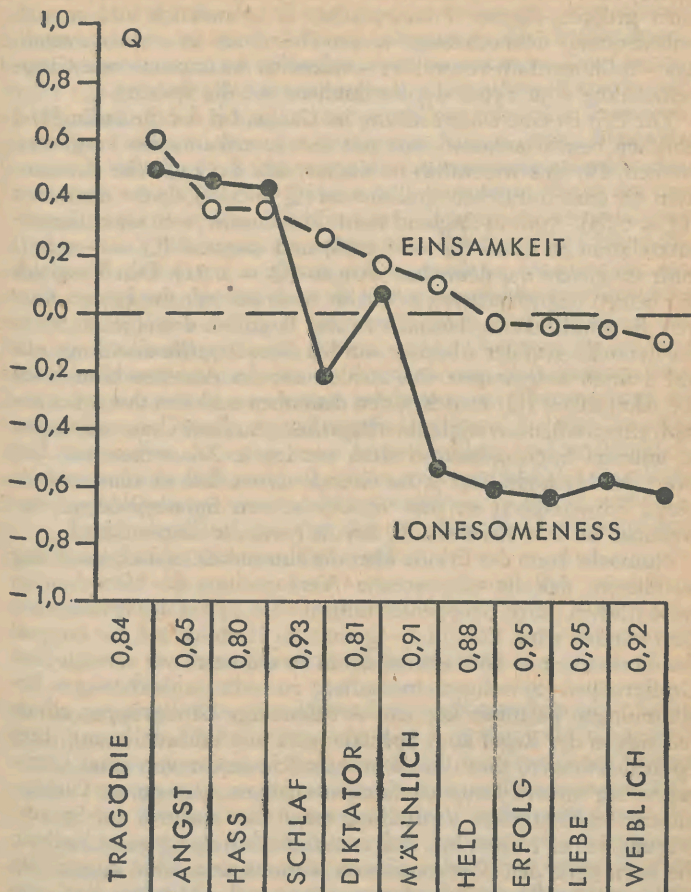


Abb. 8: Das Begriffsspektrum des englischen Begriffs der «Einsamkeit» (gefüllte Kreise) im Vergleich zum deutschen Begriff (offene Kreise).

te. Keiner von uns dachte dabei an einen islamischen Würdenträger; wir hatten nur für eine Weile jeder für sich versucht, das Wesen des Mannes auf eine Lautformel zu bringen. Schließlich war es soweit, daß eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens gelang. Noch heute — mehr als ein Jahrzehnt später — verständigen sich

die Angehörigen unseres Kreises über andere Personen bisweilen dadurch, daß wir ihnen die Mufti-Eigenschaft in größerem oder geringerem Maße zusprechen. Der Vorfall illustriert den Ansatz zu einer gruppen-eigenen Privatsprache; er ist neckisch und an sich unbedeutend; dennoch zeigt er ein Phänomen *in statu nascendi*, das — millionenfach vergrößert — sicherlich die imposanteste Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens ist: die Sprache.

Zur Zeit ist eine Untersuchung im Gange, bei der die in England üblichen Begriffsassoziationen mit den amerikanischen verglichen werden. Für uns wesentlich ist daraus, daß die englische «Einsamkeit» der amerikanischen ähnlicher ist ($Q = 0,80$) als der deutschen ($Q = 0,63$). Auch in England steht «loneliness» in einer Gegenwartsrelation zu «love» ($Q = -0,58$) und «success» ($Q = -0,63$); auch sie gleicht der deutschen «Angst» ($Q = 0,81$). Den Vergleich der beiden Begriffsspektren gibt Abb. 8, wobei jede der beiden Kurven die Ähnlichkeitsrelationen zu den Begriffen der eigenen Sprache darstellt. Auf der Abszisse wurden diese Begriffe allerdings nur auf deutsch aufgetragen. Die Zahlen auf der Abszisse bezeichnen die Ähnlichkeit (Q) zwischen den deutschen und den ihnen lexikalisch entsprechenden englischen Begriffen. Analoge Untersuchungen in anderen Sprachgemeinschaften werden z. Zt. vorbereitet. Der Wert der Methode liegt ja im Grunde darin, daß sie ohne prinzipielle Schwierigkeit in den verschiedensten Sprachgebieten verwendbar ist. Wie steht es z. B. um die russische «Einsamkeit»?

Nummehr kann der Exkurs über die Einsamkeit in die Bemerkung ausklingen, daß die solipsistische¹ Verkapselung des Menschen im wesentlichen durch Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens überwunden wird. Dabei ist — gerade im Hinblick auf das Beispiel der «Einsamkeit» — noch einmal daran zu erinnern, wie verschiedene Großgruppen (Sprachgemeinschaften) zu recht ungleichartigen Bestimmungen gelangen können. Arbeitsteilige Großgruppen schaffen sich in der Regel auch Spezialorgane zur Wahrnehmung ihrer Sprachleistungen, ihre «Literatur» nämlich, in der von einer Generation zur andern Neueinstellungen erfolgen. Der «junge Dichter» unserer schematischen Vorstellung trägt eben dadurch zur Sprachleistung seiner Nation bei, daß er sich einer Aussageweise bedient, die nicht ganz den überkommenen Normen und ihren epigonalen Wahrern gemäß ist. *Mutatis mutandis* ist er das Mitglied der Gruppe, das sich nicht oder nur geringfügig anpaßt. Etwas Ähnliches läßt sich wohl vom Künstler im allgemeinen sagen. Es nimmt darum freilich auch nicht wunder, daß «die Moderne» in der Regel — anfänglich — abgelehnt wird, ja daß ihr Anspruch, Kunst zu sein, überhaupt zweifelhaft erscheint.

¹ Solipsismus = Ich-Befangenheit, übersteigerte Subjektivität. (Anm. d. Red.)

5. DER AUSSENSEITER IN DER GRUPPE

Der Künstler ist ein Außenseiter, der als solcher aber eine ganz bestimmte Funktion in der Gruppe besitzt. Er ist ein notwendiges Ärgernis, durch das die Bestimmungsleistungen der Gruppe davor bewahrt werden, in der Belanglosigkeit zu erstarren. Die Gruppe begibt sich dieser Möglichkeit allerdings, wenn sie den Künstler auf die Bewahrung des Hergebrachten verpflichtet und ihn ansonsten unter das Drohwort von der 'entarteten Kunst' stellt. Abermals handelt es sich um die Verkenning des Unterschiedes zwischen den Leistungen vom Typus des Suchens und denen vom Typus des Bestimmens, die zur Identifikation des Nicht-Selbstverständlichen mit dem Natur-Widrigen, Entarteten oder Falschen führt. Die Ächtung des Außenseiters wird sich daher gerade in den Gruppen am ehesten erwarten lassen, die von der unverrückbaren Selbstverständlichkeit der von ihnen vorgenommenen Bestimmungen am festesten überzeugt sind oder die eine solche Überzeugung am lautesten proklamieren müssen, um ihren inneren Halt nicht zu verlieren. Im ersten Fall sei an eine Intoleranz aus Überzeugung, im zweiten an eine überkompensierende Intoleranz gedacht. So sehr man dies auch aus Gründen der Menschlichkeit und im Hinblick auf die jeweils betroffenen Individuen bedauern muß, ist doch festzustellen, daß ein gewisses Maß der Intoleranz zu den (im statistischen Sinn) normalen und (im dynamischen Sinn) notwendigen Erscheinungen des Gruppenlebens gehört.

Experimente mit Diskussionen

Die Situation des Künstlers läßt sich im Laboratorium nicht nachbilden, wohl aber kann man — wie dies S. SCHACHTER (1951) und in Wiederholungen seines Versuches R. M. EMERSON (1954) getan haben — Gruppen zusammenstellen, in die man Personen einführt, die sich der Tendenz zur Konvergenz der Urteile nicht fügen. In den genannten Untersuchungen wurden Studenten und Gymnasiasten danach befragt, welchem von 2 Clubs sie lieber beitreten würden, einem Club zur Diskussion sozialer Fragen oder einem Club zur Erörterung journalistischer Probleme. Einbezogen wurden in die Untersuchung aber nur solche Vpn, die sich zugunsten des Sozial-Clubs und gegen den Zeitungs-Club ausgesprochen hatten. Der aufs Geratewohl herausgegriffenen Hälfte dieser Vpn wurde sodann dargelegt, daß sie trotzdem in einen Zeitungs-Club eingegliedert werden müßten, auch wenn dies nicht ganz ihren Interessen entspräche. Die andere Hälfte der Vpn kam in den gewünschten Sozial-Club. Vermutlich muß man sich bereits an dieser Stelle der

amerikanischen Gleichung zwischen «Einsamkeit» und «Angst» erinnern, um überhaupt verstehen zu können, daß sich Vpn — *nota bene* Studenten! — entgegen ihren Interessen in den Zeitungsclub schicken ließen. Erreicht werden aber sollte durch diese Maßnahme, daß sich die einen Vpn (Sozial-Club) mit größerer innerer Anteilnahme an ihren Club binden würden als die anderen (Zeitungs-Club). Die Befragung der Vpn bestätigte diese Erwartung: Während 98 % der Angehörigen des Sozial-Clubs in diesem zu verbleiben wünschten, bekundeten eine solche Absicht nur 68 % der Angehörigen des Zeitungs-Clubs. Im Fachjargon spricht man hier von «stark-kohärenten» und «schwach-kohärenten» Gruppen, d. h. von solchen, deren Mitglieder sich an die Gruppe entweder stark oder schwach gebunden fühlen. Als Gruppenkohärenz (oder «Kohäsion») wird nach dem Vorschlag L. FESTINGERS und seiner Schule (Universität von Michigan) die Resultierende all der «Kräfte» verstanden, die ein Mitglied zum Verbleiben in einer Gruppe veranlassen.

Im ganzen wurden je acht Clubs der einen Art und der anderen mit im Durchschnitt 6—7 Angehörigen gebildet. In diese Clubs wurden aber auch 3 zusätzliche Mitglieder eingeführt, geschulte Hilfskräfte des Versuchsleiters, die sich aber als solche nicht zu erkennen gaben. Ihre Aufgabe bestand darin, in der ersten Gruppendiskussion spezifische Rollen anzunehmen, und zwar die des Konformisten («*mode*»), des Konvertiten («*slider*») und des Extremisten («*deviant*»). Bei der ersten Diskussion des Clubs ging es um den Fall eines jugendlichen Rechtsbrechers, für dessen Behandlung Vorschläge zu machen waren. Wie erwartet, bewegten sich diese Vorschläge zwischen den Extremen einer hingebend-liebevollen Behandlung (Abb. 9, Pos. Nr. 1) und einer streng-bestrafenden (Pos. Nr. 7). Die Vpn hatten sich jeweils für eine dieser Positionen zu entscheiden und deren Nummer durch eine auf ihrem Arbeitstisch gut sichtbar aufgestellte Karte ihren Diskussionspartnern kenntlich zu machen. Es stand ihnen jedoch frei, ihre Position im Verlauf des Gesprächs zu verändern und dies durch einen Wechsel der Karte zu bekunden. In diesem Arrangement liegt natürlich eine gewisse Künstlichkeit, schaltet es doch die für viele Diskussionen so belastende Ungewißheit darüber aus, «wo» der Partner eigentlich stehe. Es ließe sich übrigens erwägen, ob ein ähnliches Verfahren nicht auch manchen ernstern Diskussionen zugute kommen könnte.

Der «Konformist» hielt sich mit seinen Meinungsäußerungen genau beim Gros der Gruppe, das sich fast immer zugunsten einer mehr liebevollen Behandlung des Delinquenten aussprach (Pos. Nr. 3). Der «Konvertit» begann als ein Vertreter der Extremposition «Strenge Bestrafung» (Nr. 7), ließ sich aber — anscheinend unter dem Eindruck der vorgebrachten Argumente — zur Majoritätsposition hindrängen. Der «Extremist» verblieb hingegen völlig unbe-

kümmert bei der Extremmeinung (Nr. 7), von der sich der «Konvertit» hatte abbringen lassen.

Das Ergebnis dieses Versuches, das sich leicht voraussagen läßt, spricht dafür, daß die Club-Situation zumindest einen gewissen Grad der Lebensechtheit erreicht hat. Wir fassen es in vier Punkten zusammen:

a) Der Extremist wird als ein unsympathischer Mensch abgelehnt – unbeschadet seiner menschlichen Qualitäten. (Die 3 Rollen wurden unter den Hilfskräften ausgetauscht).

b) Die Ablehnung des Extremisten ist in stark-kohärenten Gruppen (Sozial-Club) deutlicher als in schwach-kohärenten Gruppen (Zeitungs-Club).

c) Der Extremist wird von den übrigen Gesprächspartnern sehr viel öfter angeredet, sieben- bis elfmal so oft, als der Konformist und immerhin noch im Durchschnitt drei- bis viermal so oft als der Konvertit.

d) Die Durchschnittsmeinung der Gruppe verschiebt sich im Zuge der Diskussion geringfügig aber merkbar in Richtung auf die Position des Extremisten.

Es zeigt sich somit, daß die Rolle des Außenseiters sogar in einer an sich harmlosen und keineswegs belangvollen Laboratoriumsgruppe alles eher als beneidenswert ist. Sie ist dies um so weniger, je stärker der innere Zusammenhalt der Gruppe wird. Das ist aber nur die eine Seite des Bildes; auf der andern läßt sich nämlich erkennen, daß der Meinungsaustausch in einer Gruppe erheblich reger ist, wenn diese einen Extremisten enthält. Damit leistet dieser aber einen positiven Beitrag zum inneren Zusammenhalt der Gruppe, da – wie noch auszuführen sein wird – das Ausmaß des Meinungsaustausches innerhalb einer Gruppe deren Kohärenz proportional zu sein pflegt.

Vereinheitlichung der Meinungen

Daß der Extremist sehr viel öfter angesprochen wird als andere Gruppenmitglieder, ergab sich auch in einem Experiment von L. FESTINGER und J. THIBAUT (1951), in dem ebenfalls der Fall des jugendlichen Kriminellen von einem Teil der Versuchsgruppen (jeweils 6 bis 14 Studenten) diskutiert wurde; die übrigen Gruppen diskutierten ein Problem der Fußballtaktik, an dem keines der Mitglieder sonderlich interessiert war. Die «Diskussion» erfolgte hier auf schriftlichem Wege, d. h. durch den Austausch kurzer Mitteilungen. Daß einzelne Vpn extreme Positionen einnehmen würden, war dadurch sichergestellt worden, daß diese zusätzliche Informationen über den Diskussionsgegenstand erhielten, wie z. B., daß die

Mutter des Delinquenten bereits erfolglos versucht habe, diesem ein liebevolles Heim zu bereiten. Außerdem wurden in dieses Experiment verschiedene Grade des Druckes zur Meinungsuniformität eingeführt, indem von den Vpn als Endresultat entweder eine einstimmige Entscheidung verlangt wurde (starker Druck), oder indem ihnen bloß versichert wurde, nach dem Urteil von Fachleuten gäbe es eine und nur eine richtige Lösung (mittlerer Druck), oder indem sie in dem Glauben belassen wurden, der Versuchsleiter interessiere sich mehr für die Diskussion als für deren Ergebnis (geringer Druck). Vergleicht man die Streuung der Meinungen innerhalb der Gruppen vor und nach der 20 Minuten dauernden Diskussion, so ergibt sich mit zunehmendem Druck eine stärkere Konvergenz der Standpunkte und zugleich eine Tendenz zur verstärkten Beachtung des Extremisten. Allgemein gilt dabei, daß Partner um so häufiger angesprochen werden, je stärker die von ihnen vertretene Anschauung von der des Sprechers abweicht.

Sofern die Gruppe in mehr oder minder verbindlicher Weise dazu aufgefordert ist, einstimmig zu entscheiden, ist das Ergebnis des Versuches nicht sonderlich überraschend. Die gleiche Erscheinung stellt sich aber, wie das SCHACHTERSche Experiment zeigt, auch dort ein, wo keine äußere Veranlassung zur Einigung besteht. Damit sehen wir uns noch einmal genötigt, das Phänomen der Meinungskonvergenz in Gruppen — oder was man auch deren <Tendenz zur Uniformität> (FESTINGER) genannt hat — ins Auge zu fassen. Konvergenz liegt dann vor, wenn in einer Gruppe die Streuung der Standpunkte abnimmt; im Extremfall der Einigung auf einen einzigen Standpunkt wird die Streuung gleich Null.

Vorauszuschicken ist, daß nicht jede Diskussion zur Meinungsvereinheitlichung führt. Die Absicht dazu besteht zwar sehr oft, wenn Aussprachen anberaumt werden, jedoch stellt sich nicht selten der gegenteilige Erfolg ein, d. h. daß einander am Ende der Debatte zwei Untergruppen gegenüberstehen, die sich nicht zu einigen vermögen. Diese Entwicklung veranschaulicht Abb. 9 in schematischer Weise; sie wird als <Polarisation> bezeichnet. Offenbar haben wir es hier nur mit einer scheinbaren Ausnahme von der allgemeinen Konvergenz-Regel zu tun. An die Stelle der einen Gesamtgruppe drohen im Falle hochgradiger Polarisation zwei Tochtergruppen zu treten, deren eine in unserem Schema nur die Position 1—4 anerkennt, während die andere nur die Position 4—7 für überhaupt diskutabel erklärt. Dabei ergibt sich allerdings eine Schwierigkeit für die Inhaber der Pos. Nr. 4, die von beiden Teilgruppen anerkannt und zugleich beansprucht werden. Ihre Lage ist der des Neutralen zwischen zwei Kriegführenden nicht unähnlich.

Der Erfahrungssatz, daß der Meinungsaustausch in Gruppen zu einer Konvergenz (Streuungsverringerung) der Standpunkte führt, besitzt somit zwei Realisationsmöglichkeiten. Es kann entweder zu

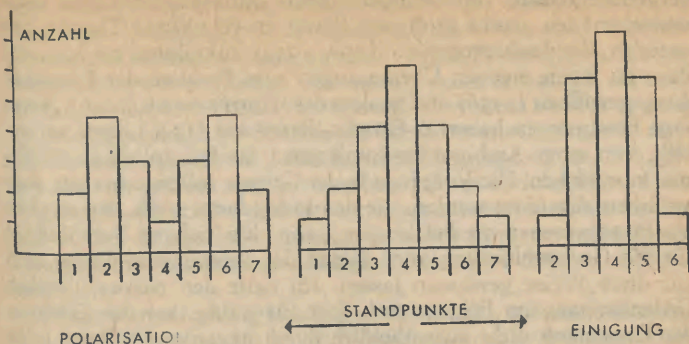


Abb. 9: Polarisation und Einigung als Resultate einer Gruppendiskussion.

einer tatsächlichen Konzentration kommen (Bild rechts) oder zu einer Polarisation mit anschließendem Zerfall der Gesamtgruppe (Bild links). Die Gruppe sichert ihre Einheitlichkeit in beiden Fällen, allerdings trennt sie sich im zweiten von einer Gegengruppe, bzw. sie schließt die Vertreter gewisser Anschauungen aus. Dieses Schicksal kann natürlich auch einem einzelnen Extremisten drohen, der an seiner «unpopulären» Position festhält. Im SCHACHTERSCHEN Experiment gibt es gewisse Hinweise darauf, daß die gesteigerte Kommunikation mit dem Extremisten allmählich nachläßt, wobei dieser mit der Zeit anscheinend so behandelt wird, als gehöre er gar nicht mehr dazu. Er wird zwar nicht formell ausgeschlossen, aber er ist bald «Luft» für die übrigen Gesprächsteilnehmer. Diese verzichten nunmehr darauf, ihn in die Meinungskonvergenz einzubeziehen.

Der Konvergenzsatz — in seinen beiden Formen — beschreibt Erfahrungen mit Gruppen in befriedigender Weise. Man kann nun auch an größere Zusammenhänge denken, z. B. an das Leben einer Partei, aus der ein «Flügel» mitunter ausscheidet oder ausgestoßen wird. Es gibt im politischen Leben auch zahlreiche Beispiele dafür, daß Extremisten «kaltgestellt» werden, d. h. daß niemand mehr darauf achtet, was sie zu sagen haben. In stark-kohärenten Gruppen kann es für sie auch zu einem Rede-Verbot oder noch Schlimmerem kommen. Das «Totschweigen» ist eine andere Taktik mit dem gleichen Ziel.

6. ZUR THEORIE DER SOZIALEN GEWISSHEIT

Eine gute Beschreibung von Sachverhalten eröffnet zwar die Möglichkeit von Voraussagen, sie enthält aber nur selten eine brauchbare Erklärung eben dieser Sachverhalte. Wie läßt sich das Kon-

vergebenbenehmen von Gruppen, deren Uniformitätsstreben also, verstehen? Ich glaube in diesem Punkt an FESTINGERS Theorie des sozialen Vergleichsprozesses (1950, 1954) anknüpfen zu können, bzw. an meine eigenen Überlegungen zum Problem der Entscheidungsgewißheit (1956) und zu dem des *«Horror vacui»* (1949). Analoge Erwägungen haben E. FRENKEL-BRUNSWIK (1949) dazu veranlaßt, von einer Ambiguitäts-Intoleranz¹ als Persönlichkeitsmerkmal zu sprechen. Die Vorgänge in der Gruppe sollen dabei aus Ansprüchen abgeleitet werden, die das Individuum stellt, die es aber als Einzelwesen nicht befriedigen kann. Ein tieferes Verständnis für die Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens dürfte sich auf diese Weise gewinnen lassen. Ich halte den darzustellenden Gedankengang im Prinzip auch dort für gültig, wo das Erlebnis der Einsamkeit nicht ausschließlich durch negative Attribute (wie in den USA) charakterisiert wird.

Der Erwartungshorizont

Wir gehen von der Annahme aus, daß planmäßiges Handeln und die Erstellung von Erwartungen hinsichtlich des Handlungserfolges nur dann möglich sind, wenn die Erfahrung vorliegt, daß das Individuum sich in einer nicht-chaotischen Welt befindet, in einer Welt also, die einen gewissen — möglichst großen — Ordnungsgrad besitzt. Wir alle erinnern uns noch der ersten Nachkriegsjahre, in denen die nicht-chaotische Konstitution der Welt vielen von uns zweifelhaft zu werden begann. Daraus ergab sich sehr oft eine beträchtliche Verkürzung des Erwartungshorizonts. Für morgen und für den nächsten Monatsersten verlohnte es sich noch zu planen; über ein oder zwei Jahre hinaus erschien aber das Leben zu ungewiß, als daß man sich mit einem bestimmten Einsatz hätte festlegen können. Kurzfristig rentable Geschäfte konnten damals zwar noch abgeschlossen werden — z. B. auf dem Schwarzen Markt —, ein weitschauendes Investieren, dessen Ertrag erst in mehreren Jahren zu erwarten gewesen wäre, unterblieb jedoch.

Der Begriff des Erwartungshorizonts stammt aus der Nationalökonomie (TINBERGEN), er wird aber auch in jeder anderen Lehre vom planvollen Handeln des Menschen benötigt. Wir meinen damit einfach die zeitliche Grenze, jenseits derer alle Möglichkeiten subjektiv gleich wahrscheinlich werden, so daß sich bezüglich dieser keine differentiellen Erwartungen mehr hegen lassen. Dafür ein Beispiel: Wenn ich nächsten Monat in die Nachbarstadt X fahre, erwarte ich im Hause meines Freundes einen gemütlichen Abend zu

¹ Ambiguität = Doppel-, Zweideutigkeit. (Anm. d. Red.)

verbringen. Sollte ich voraussagen, wie sich ein solcher Abend bei einer Reise im Jahre 1977 gestalten wird, dann vermag ich dies einfach nicht. Das Ereignis liegt jenseits meines Erwartungshorizonts. Selbst wenn wir annehmen, daß sowohl mein Freund als ich noch am Leben sind, ist es gänzlich ungewiß, ob er dann noch in X wohnen wird usw. Natürlich könnte ein Skeptiker einwenden, daß auch das Ergebnis einer Reise im nächsten Monat ungewiß sei. Das läßt sich nicht in Abrede stellen, trotzdem gibt es Sachverhalte, deren ich unbeschadet solcher Zweifel hinlänglich sicher bin. Nur im Bereich solcher Sachverhalte, vermag ich auch zwischen verschiedenen Aktionsplänen zu unterscheiden und überhaupt rational zu handeln.

Woher stammt aber diese meine Zuversicht, die mich einzelne Wahrscheinlichkeiten für so klein halten läßt, daß ich sie gar nicht in Erwägung zu ziehen brauche? Vereinbare ich etwa mit meiner Frau, sie nach dem Theater im Café-Haus Y zu treffen, so übersehe ich eine Reihe von Eventualitäten, die ein solches Treffen verhindern würden, z. B. daß mein Wagen nicht starten könnte, daß das Café-Haus Y aus Gründen eines Streiks geschlossen sei, daß ein böses Glatteis die Ausfahrt vereiteln würde, daß die Vorstellung im Theater abgesagt worden sei usw. Diese Möglichkeiten besitzen samt und sonders Wahrscheinlichkeiten, die größer als Null sind; trotzdem kalkuliere ich sie nicht ein. Täte ich dies nämlich, so ließe sich überhaupt kein Rendezvous vereinbaren. Es gibt somit zeitliche Bereiche, innerhalb deren ich an sich geringe Wahrscheinlichkeiten subjektiv unterschätze und große — wie z. B. die Wahrscheinlichkeit eines Treffens zur vorgesehenen Zeit am vorausbestimmten Ort — überschätze. Innerhalb dieses zeitlichen Bereichs nehme ich, so könnte man auch sagen, eine subjektive Verzerrung der objektiven Wahrscheinlichkeiten vor. Die innere Gewißheit meines Handelns und Planens hat diese Verzerrung sehr wesentlich zur Voraussetzung.

Abermals lautet unsere Frage: Woher stammt diese Gewißheit? Einmal wohl daher, daß die meisten Ereignisabläufe meiner Lebenserfahrung eine gewisse Stetigkeit besitzen. Ich glaube mich daher auf das Fortbestehen eines gegenwärtigen Zustandes verlassen zu können. In der Tat ist z. B. ausgerechnet worden (I. D. J. Bross, 1953), daß ein Populär-Meteorologe, der jeweils für den nächsten Tag das gleiche Wetter wie für den Tag der Prognosestellung voraussagen sollte, in 75 % der Fälle recht behalten würde; er schnitte damit nur um ca. 10 % schlechter ab als ein geschulter Meteorologe unter Zuhilfenahme der Berichte von über 100 Beobachtungsstationen und der modernsten Theorien über das Verhalten von Luftmassen. Zum andern Teil halte ich mich aber auch an besondere Anzeichen, von denen mit mehr oder minder Recht behauptet wird, daß sie Änderungen des bestehenden Zustandes vorausgehen. In

diesem Sinne läßt sich z. B. die Aufspaltung einer Gesamtgruppe erwarten, wenn es innerhalb dieser zu einer starken Meinungspolarisation gekommen ist, sofern nämlich die Beeinflussungsmittel der größeren Restgruppe nicht zur «Kaltstellung» der Irredenta ausreichen.

Auch ohne Schaden wird man «klug»

Nur relativ selten ist das Individuum in der Lage, die von ihm zur Erstellung seiner Erwartungen verwendeten Anzeichen auch auf deren Verlässlichkeit zu überprüfen. Daß bei einem bestimmten Thermometerstand das Wasser im Kühler des Wagens einfriert, könnte ich zwar experimentell überprüfen; aus naheliegenden Gründen sehe ich davon aber ab. Ich verwende daher im Winter ein Gefrierschutzmittel, dessen Wirksamkeit ich aber auch lieber nicht auf eine allzu genaue Probe stellen möchte. Solange ich keinen Grund zum Zweifel habe, nehme ich die Versicherungen der Hersteller dieses Mittels für bare Münze, obwohl die Vermutung möglich wäre, daß diese ein Interesse daran haben könnten, mich mehr von ihrem Produkt verwenden zu lassen als unbedingt erforderlich ist. Die Gewißheit, auf Grund deren ich handle, ist bereits eine soziale Gewißheit; sie stammt nicht aus meiner persönlichen Erfahrung mit einfrierenden Autokühlern. Diese Gewißheit wird aber außer durch den «Ruf» der Erzeugerfirma auch noch dadurch verstärkt, daß sich die meisten meiner Bekannten ebenfalls an die Regeln der Firma halten. Einigermaßen beunruhigend wäre es aber, wenn in meinem Bekanntenkreis ein Mann auftauchte, der steif und fest behauptete, die halbe Menge des Gefrierschutzmittels würde ebenfalls ausreichen. Man kann sich ohne allzuviel Phantasie ausmalen, was in diesem Fall geschehen könnte: Irgendwie würden wir andern nämlich darauf warten, daß der Wagen dieses Herrn einmal wirklich – und dann «hoffentlich» mit den übelsten Folgen – einfriert. Die Schadenfreude läßt sich voraussehen, obwohl für sie keine andere Veranlassung besteht, als daß Herr X eine von der Meinung unserer Gruppe abweichende Anschauung vertritt. «Recht geschieht ihm!» – der Zusatz könnte lauten: «Wir haben es ihm oft genug gesagt . . .!» Der Extremist hat sich der Meinungskonvergenz widersetzt, und wir andern haben ihm dafür eine «wohlverdiente» Strafe heimlich gewünscht, obwohl die Situation im Grund völlig banal ist.

Worin liegt aber die Verfehlung des Mannes, der seinen Wagen hat einfrieren lassen und der sich nach dem Schaden nicht erst um den Spott zu sorgen braucht? Offenbar muß hier mehr auf dem Spiele stehen als der konkrete Anlaß. Ich vermute, daß es in diesem

recht belanglosen Fall um die Vertrauenswürdigkeit der sozialen Gewißheit als solcher geht. Solange unserem Bekannten nichts passiert, stellt er eine sehr wesentliche Sicherung unseres planvollen Handelns in Frage; er stürzt uns damit in sehr unbequeme Entscheidungskonflikte. Das Maß des Grolls und des Spottes, das ihm zuteil wird, entspricht diesen Konflikten und nicht dem konkreten Ereignis, das um seiner selbst willen eher zu einem hilfsbereiten Bedauern Anlaß geben sollte.

Wir wollen unserer Phantasie noch etwas freien Lauf lassen und eine an sich plausible Fortsetzung der Geschichte ersinnen: Kurz nach dem Pech unseres Bekannten stellt sich heraus, daß dieser sich in finanziellen Schwierigkeiten befand. Er war zu sparen gezwungen und tat dies am falschen Ort, d. h. am Schutzmittel für seinen Wagen. Ergebnis: Mit einem Mal verschwindet der Groll, der «Außenseiter» ist uns wieder lieb und wert, man hält ihn nicht einmal mehr für einen «Querkopf». Hinter dieser sonderbaren Wandlung steht die Einsicht, daß unser Bekannter ja gar nicht wirklich an seine These glaubte, daß er unsere soziale Gewißheit somit auch gar nicht wirklich gefährdete.

Ich wähle mit Absicht ein in seiner Trivialität kaum überbietbares Beispiel aus dem Leben, weil in ihm Affekte auftreten, die in keinem Verhältnis zur Bedeutsamkeit des Anlasses stehen. Man überlege sich nur einmal all die Situationen, in denen die Wendung «Recht geschieht ihm!» dem Mißgeschick eines lieben Nächsten lauter oder leiser nachgerufen wird. Fast ausnahmslos handelt es sich hier um eine Vergeltung für das Aus-der-Reihe-Tanzen, das Außenseitertum, das In-Frage-Stellen der sozialen Gewißheit. «Recht geschieht ihr, daß sie sich verkühlt hat; man geht zu einem Betriebsausflug nicht mit einem so tief ausgeschnittenen Kleid» . . . usw. Wie recht es nach Meinung der Germanen dem hl. BONIFATIUS geschehen wäre, wenn ihn die fallende *Donar*-Eiche erschlagen hätte, läßt sich lebhaft vorstellen.

Nicht wenige Sachverhalte, die wir zum Zweck des planvollen Handelns in bestimmter Weise festlegen müssen, sind von der Art, daß unser Wissen um sie nicht in der eigenen Erfahrung, sondern in sozialen Bestätigungen gründet. Wir verhalten uns so, als ob die Annahme, daß die Erde z. B. eine flache Scheibe sei, zutreffe, weil und wenn (*anno Domini* 1200) die meisten unserer Bekannten sie akzeptieren. Selbst unter den Beweisen für die Existenz Gottes wird herkömmlicherweise der *consensus omnium* aufgezählt, wobei denn theologisch orientierte Ethnologen nicht geringe Mühe auf den Nachweis verwandten, daß auch die primitivsten Stämme ein monotheistisches Weltbild besitzen. Der Gottesleugner gehört aber als Individuum durchaus zu den Einzelgängern, deren eventuelle Mißgeschicke mit einem «Recht geschieht ihm . . .» quittiert werden. Nicht anders ergeht es dem avantgardistischen Künstler,

dessen Werke einem Brand des Ausstellungsgebäudes zum Opfer fallen. Auch wenn man derartige Denkgepflogenheiten als gedankenlos und herzlos ablehnt, kann man sich vor ihnen nicht immer bewahren.

Bestätigung des eigenen Wesens

Dieses merkwürdige Phänomen wird erst verständlich, wenn wir uns die Vielfältigkeit unserer Abhängigkeit von sozialen Bestätigungen klar machen. Woher sollte etwa ein junger Mann wissen, ob er poetische Begabung besitzt? Stellt er seine Verse niemals dem Urteil anderer, so bleibt ihm auch die soziale Bestätigung versagt; findet er dabei aber Ablehnung, so weiß er wenigstens darüber Bescheid, daß ihm die entsprechende Begabung fehlt. Um über sich selbst Klarheit zu gewinnen, benötigt er zumindest eine kleine Gruppe mehr oder minder Gleichgesinnter, deren Maßstäbe ihm verbindlich erscheinen. Es handelt sich um eine soziale Bestätigung im kleinsten Rahmen, am Stammtisch z. B., die für das Selbstwertergebnis junger Künstler maßgeblich zu sein pflegt. Mit den meisten Begabungen, die wir in uns selbst vermuten, steht es ähnlich; auch der Leichtathlet bedarf seines Vereins.

Wir benehmen uns oftmals so, als ob der Begabte auch stets um seine Begabung wissen müßte, als ob die Begabung als eine feste innere Stimme sich geltend machen sollte. Wie unrealistisch diese meist nicht näher durchdachte Auffassung ist, merkt man bei der Berufsberatung junger Menschen. Die Begabungen sprechen nicht, man muß ihrer erst inne werden; ihr Maß gründet in der Bestätigung durch sachkundige Beurteiler, d. h. in der Bestätigung durch eine relevante Gruppe. Auf diese Weise ergeht es aber den Begabungen nicht viel anders als unseren Meinungen bezüglich von Sachverhalten, die aus diesem oder jenem Grunde nicht unserer direkten Erfahrung zugänglich sind. In beiden Fällen bedarf es einer Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens, durch die Gewißheiten festgelegt werden, wo an sich lähmende Zweifel durchaus möglich wären. Hinsichtlich von Begabungen gibt es allerdings eine populär-psychologische Tradition verehrungswürdigen Alters, die den Prozeß des Bestimmens in *«gesicherte»* Bahnen lenkt. Die entsprechende Gruppenleistung wird daher oftmals gar nicht mehr auffällig. Der Begriff der *«Intelligenz»* des Einzelindividuums liegt z. B. schon seit der klassischen Antike ziemlich fest: *«Intelligent»* ist, wer sich das vorhandene Wissen auf vielen Gebieten anzueignen vermag. Tatsächlich orientiert sich ja auch der fachpsychologische Maßbegriff der Intelligenz an Schulerfolgen. Im Test-Entwurf BINETS (1905) ging es um die Unterscheidung zwischen Hilfsschü-

lern und Normalbegabten, und noch heute würde man einem Intelligenztest, dessen Ergebnisse mit den Schulnoten überhaupt nicht korrelieren sollten, erheblich mißtrauen.

Hinsichtlich vieler Begabungen haben wir die Gruppenleistungen zum Typus des Bestimmens soweit formalisiert, daß es auf die bestimmende Gruppe gar nicht mehr anzukommen scheint. Wir sind daher in Zweifelsfällen, z. B. in der Erziehungsberatung, auch dazu geneigt, einem Repräsentanten der fiktiven Bestimmungsgruppe die Entscheidungsfunktion zu übertragen. Dies geschieht, wenn man einen Psychologen mit der Erstellung eines Begabungsbildes beauftragt. Wie komplexe Sachverhalte dabei zum Einsatz kommen, macht sich leider auch der Psychologe nicht immer hinreichend klar; es ist für ihn verlockend einfach, sich nur in der Rolle eines Suchenden zu denken, der objektive Fakten — eben eine Begabung — zu finden hat. Er übersieht dabei leicht die Verankerung dieser «objektiven Fakten» in Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens. Bekanntlich stößt der analoge Versuch auf dem Gebiet der Persönlichkeitsdiagnose bereits auf größte Schwierigkeiten. Das liegt im wesentlichen daran, daß auf diesem Gebiet die Bestimmungsleistungen der Gruppe nur mäßige Stabilität besitzen; jedenfalls sind sie nicht in der Weise vorgenommen worden, daß man auf sie — wie auf objektive Fakten — zurückgreifen könnte. Ich halte es für sehr zweifelhaft, ob sich dieser von vielen Fachkollegen erträumte Entwicklungszustand jemals wird erreichen lassen bzw. ob dessen Erreichung auch wünschenswert wäre.

Im Augenblick gilt jedenfalls, daß die Begabungsbegriffe innerhalb der abendländischen Welt leidlich präzise geworden sind, so daß man sich auch im internationalen Verkehr der Psychologie einigermaßen verständigen kann. Von Persönlichkeitseigenschaften läßt sich etwas Ähnliches nun kaum sagen. In den von deutschen Psychologen erstellten Gutachten stößt man immer wieder auf Beurteilungen der «Tiefe», «Echtheit», «Vitalität» und der «Gemütswärme» eines Menschen, für die es im wissenschaftlichen Vokabularium der USA kaum Äquivalente gibt. Sehr vieles von dem, was unsere amerikanischen Kollegen hinwiederum über das «*adjustment*» ihrer Landsleute aussagen, bleibt diesseits des Atlantik nahezu bedeutungslos.

Bestätigung des eigenen Meinens

Halten wir fest: Unsere Urteile über eigene und fremde Begabungen sind im Grunde ebenso gruppenbezogen wie das Zutrauen, das wir zu unserer eigenen Meinung haben. Wer sich etwa die Vermutung gestatten sollte, daß die Entwicklung Europas weniger tragisch verlaufen wäre, wenn NAPOLEON seine Pläne hätte durchfüh-

ren können, der wird zugleich bei der Äußerung einer solchen Meinung erhebliche Vorsicht bekunden. Sehr viel sicherer fühlte er sich seiner Sache, wenn die gleiche Meinung von zahlreichen anderen geteilt würde. Auf diese Weise ist nahezu jeder Bürger der Vereinigten Staaten felsenfest davon überzeugt, daß die Unabhängigkeitserklärung von 1776 ein Glück für die Nation und für die Welt als Ganzes gewesen sei. Sieht man aber von der Selbstverständlichkeit dieser These ab, dann erweist sich deren objektive Bestätigung als keineswegs leichter als die für die günstigen Folgen eines fiktiven Sieges NAPOLEONS bei Waterloo, oder MARIA THERESIAs über FRIEDRICH DEN GROSSEN, oder HEINRICHS IV. über den Papst im Investiturstreit. Der Unterschied liegt nur darin, daß im einen Fall eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens erfolgt ist und noch weiterhin im Zuge des Geschichtsunterrichts in der Schule erfolgt, während in den anderen die Unwiderruflichkeit der Ereignisse zu einer solchen Bestimmungsleistung wenig Anlaß bot. Das schließt aber keineswegs die Möglichkeit von Gruppen aus, deren Mitglieder samt und sonders z. B. davon überzeugt sein könnten, daß die Ermordung WALLENSTEINS eine Katastrophe für Mitteleuropa gewesen sei. Als wesentlich erscheint bloß der Umstand, daß eine Meinung innerhalb der vom Meinungsträger respektierten Gruppe ihre soziale Bestätigung findet bzw. daß es Gruppen gibt, die hinsichtlich dieser Meinung uniform sind. Je größer diese Gruppen sind, um so sicherer wird man *ceteris paribus* einer Meinung sein. Letzten Endes geht es wirklich um den *consensus omnium*.

Bei der Betrachtung von für längere Zeit bestehenden Gruppen stellt sich immer wieder heraus, daß in diesen ein Bestand an gemeinsamen Anschauungen vorhanden ist. Das gilt von Familie und Freundeskreis ebenso wie von Vereinen, Parteien und Religionsverbänden. Sie alle bieten soziale Bestätigung für Annahmen, die sich entweder überhaupt nicht überprüfen lassen (z. B. der Offenbarungscharakter des *Hohenliedes Salomonis*) oder deren Überprüfung für das Einzelindividuum zu riskant bzw. zu umständlich wäre (z. B. die behauptete Festigung des Charakters im Zuge des studentischen *Mensuren*schlagers). Man muß die Vielfalt der Annahmen recht bedenken, die außerhalb unserer individuellen Erfahrungsmöglichkeiten liegen, um der Bedeutung sozialer Gewißheiten gerecht zu werden. Die Leichtfertigkeit, mit der wir alle in Gruppen deren Selbstverständlichkeiten für sachlich richtig halten, stünde in der Tat der «Nie-Fertigkeit» gegenüber, die sich bei dem Versuch der sachlichen Überprüfung aller relevanten Entscheidungen ergäbe. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir selbst überprüfbare Sachverhalte nicht selten «auf Treu und Glauben» hinnehmen, d. h. ohne diese wirklich zu überprüfen; ein gut Teil unseres Schulwissens ist von dieser Art.

Es ist leicht, das mannigfaltige Scheinwissen von Menschen zu belächeln oder zum Gegenstand pädagogischer Bemühungen zu machen; jedoch darf man dabei nicht übersehen, in wie weitem Ausmaß jede menschliche Kultur auf bloß durch *consensus* bestätigten Annahmen basiert. Diese Erwägung schreibt uns aber eine positive Bewertung des Phänomens vor. Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens sind wirklich Leistungen! Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß sie sich immer und stets zum Vorteil der Gruppe auswirken. Ein solches Urteil läßt sich aber auch bei andern Leistungen nicht ohne weiteres fällen; sehr viele Erfindungen tragen in sich den Keim zu höchst gefährlichen Entwicklungen, obwohl man durchaus bereit ist, sie als Leistungen anzusprechen. Überdies wäre zu bedenken, daß ein sozial bestätigtes Scheinwissen objektiv betrachtet gar nicht falsch sein kann, da es sich — *per definitionem* — auf Sachverhalte bezieht, deren Überprüfung unmöglich ist.

Es handelt sich somit eigentlich nur darum, wem die Last des Beweises aufgebürdet wird: Hat der Vertreter einer Gruppenselbstverständlichkeit deren Richtigkeit nachzuweisen, oder kann er an dieser solange festhalten, bis sein Widersacher ihm deren Falschheit demonstriert? Das ist aber eine akademische Frage, die Gruppen überhaupt nicht stellen; ihre Praxis beantwortet sie aber im Sinne der zweiten Alternative, wie denn auch der Beschuldigte nicht seine Unschuld nachzuweisen hat, sondern der Kläger dessen Schuld.

Höchst bedenkliche Ausnahmen wurden von dieser Regel allerdings in gewissen politischen Prozessen der ersten Nachkriegsjahre gemacht. Hier ging es jedoch nicht um die Rechtsfindung innerhalb einer Gruppe, sondern um die juridisch verbrämte Rache einer Gruppe an einer anderen bzw. nach Zerschlagung der Gegengruppe um die Verfolgung von Außenseitern. In dieser Situation wird aber schon seit eh und je ein Unschuldsbeweis des Angeklagten verlangt, da er sich nur durch diesen als ein legitimes Gruppenmitglied darzustellen vermöchte.

Verkennt man die fundamentale Bedeutung der Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens, so beginnt man sich über die «Leichtgläubigkeit» und den Aberglauben der Gruppen zu wundern, deren Selbstverständlichkeiten man selbst nicht teilt. Das ist eine der Quellen der sog. Massenpsychologie. Damit werden aber zugleich Wertfragen eingeführt, die eine sachgerechte Analyse nur erschweren. Außerdem wird hier geflissentlich mit Begriffen operiert, die — wie der Intelligenz-Begriff — selbst sozialer Bestätigung nicht entraten können. Es scheint mir daher richtiger, schlicht zuzugeben, daß der aller sozialen Gewißeiten beraubte Mensch nur in sehr beschränktem Maße handlungsfähig wäre. Er befände sich in eben jener «nature», zu der ihm ROUSSEAU zurückzukehren empfahl. Eine wahrhaft grauenerregende Utopie!

Der Vergleich mit anderen

Die wissenschaftlich fruchtbare Fragestellung zielt auf das Wie des Zustandekommens von Gruppenmeinungen. Wir gehen dabei am besten von der Tatsache aus, daß beim Fehlen sachlicher und sozialer Bestätigungen sowohl die Urteile des Individuums über seine eigenen Fähigkeiten als auch dessen Meinungen unstabil und wandelbar sind. Für Fähigkeiten und Erfolgchancen läßt sich dieser Satz durch die Untersuchungen der LEWINSCHEN Schule zum Problem des 'Anspruchsniveaus' belegen. Weiß man nicht bereits aus langer Erfahrung, was man sich zutrauen kann, dann schwanken die Annahmen über die eigenen Leistungsmöglichkeiten mit jedem Erfolg aufwärts und mit jedem Mißerfolg abwärts. Etwas mehr Klarheit und Festigkeit entsteht aber dadurch, daß der Versuchsleiter eine — evtl. fiktive — Aussage darüber macht, wie Vpn im Durchschnitt bei diesem Experiment (z. B. dem Führen eines Metallgriffels auf einer engen, durch Kontaktflächen begrenzten Bahn) abschneiden. Man hat nun einen Bezugspunkt, mit dem man den eigenen Erfolg vergleichen kann. Außerhalb des Laboratoriums kommt es aber sehr wesentlich darauf an, daß man die eigenen Leistungen mit denen konkreter Anderer vergleicht. Dies ist mitunter, etwa im Falle der geschlechtlichen Potenz, kaum möglich; namentlich Frauen sind daher in der Beurteilung ihrer eigenen 'Liebesfähigkeit' höchst unsicher.

In der Regel nimmt die Neigung dazu, sich selbst an einem bestimmten anderen Menschen zu messen, mit der Größe des erlebten Unterschiedes zwischen einem selbst und dieser anderen Person ab. Der Sünder vergleicht sich nicht mit dem Heiligen, der Hilfsschüler nicht mit dem Nobelpreisträger, der Schachmeister allerdings auch nicht mit dem naiven Anfänger. Vergleiche über so weite Distanzen hinweg trügen auch nur wenig zur Bestimmung des eigenen Standortes bei. Ebenso wenig läge es wohl dem Jungsozialisten, seine Meinung über KARL MARX mit der eines ultrakonservativen Großgrundbesitzers zu konfrontieren. Der Vergleich der eigenen Leistungsfähigkeit mit der anderer im Wettkampf und der des eigenen Dafürhaltens mit dem anderer in der Diskussion lockt nur da, wo sich die Unterschiede zwischen den Partnern innerhalb relativ enger Grenzen halten. Daß es aber in der Situation des Nebeneinander fast immer — und zwar spontan — zum Bezug des eigenen Leistens auf das bestimmter anderer Personen kommt, wurde schon früher angemerkt. Diesen Sachverhalt ergaben auch die Wettstreitversuche von I. C. WHITTEMORE (1925). Nachträgliche Befragung der Vpn bestätigte auch die Annahme, daß zum Vergleichspartner meistens eine Person gewählt wird, deren Leistung der eigenen nahezustehen scheint.

Der Vergleichspartner, an dem man sich mißt und mit dem man

eigentlich konkurriert, ist einem meistens auch sympathischer als ein fernerstehender. Darin scheint die Zwiespältigkeit vieler Freundschaftsverhältnisse zu liegen. Das Sich-Messen verliert seinen Reiz, wenn man dem anderen nicht in etwa 50 % der Fälle unterliegt; es besäße aber von vornherein gar keinen Reiz, wenn man den anderen nicht zu schätzen bereit wäre. Man kennt diese Situation von habituellen Diskussionspartnern und von Personen, die jede Gelegenheit zu einer Tennispartie miteinander suchen. Unbeschadet der agonischen Relation, die zwischen ihnen besteht, heben sie sich als Kleinstgruppen von all den übrigen ab, mit denen es sich für keinen von beiden verlohnte, in ein Vergleichsverhältnis einzutreten.

Der Ausgleich in der Gruppe

Wo Gruppen bereits bestehen, zeigen sie oft die Tendenz, ihre leistungsschwächeren Mitglieder auf das Niveau des guten Durchschnitts zu heben. Dies kann entweder durch Nachhilfe geschehen oder auch durch eine Verfälschung der Leistungs-Skala, in der Schulklasse z. B. durch Einflüstern, Abschreiben-Lassen usw. Der Kameradschaftsgeist, den Lehrer mitunter als «mißverstanden» zu brandmarken belieben, sorgt für eine Kleinhaltung der interindividuellen Unterschiede innerhalb der Gruppe. Lehrer täten vielleicht gut daran, sich zu fragen, ob eine zur Gruppe integrierte Klasse nicht u. U. wertvoller sein könnte als die völlig gerechte Benotung jedes einzelnen Schülers in einer Situation des bloßen Nebeneinander. Bei näherem Zusehen dürfte sich freilich ergeben, daß die Strenge, die der Lehrer den «unredlichen» Hilfestellungen entgegensetzt, ihrerseits als ein Ansporn zu erhöhter Solidarität fruchtbar wird.

Wie steht es aber um die Anerkennung der Leistungen des Klassenbesten? Sehr vielfach kommt es auch hier zu Versuchen, die Außerordentlichkeit zu verringern. Der kluge Primus wird dieser Tendenz wohl auch dadurch entgegenkommen, daß er von sich in besonders großzügiger Weise abschreiben läßt. Anderenfalls hätte er nämlich mit der kaum anstrebenswerten Gegnerschaft der übrigen Klasse zu rechnen.

Diesen Punkt klärt auch ein Experiment von HOFFMAN, FESTINGER und LAWRENCE (1954) auf. In Gruppen von jeweils 3 Vpn erhielt jeder Teilnehmer eine Anzahl von Dreiecken, aus denen es ein Quadrat zu bilden galt. Dabei bestand auch die Möglichkeit, durch den Austausch von Bausteinen mit einem der Partner zu einem größeren Quadrat zu gelangen. Je größer das gebildete Quadrat, um so höher sollte die Leistung der entsprechenden Vp gewertet werden. Die Dreiecke waren so gewählt, daß die Zusammensetzung

des Quadrats aus den jeder Vp gelieferten Stücken äußerst schwierig und in der für den Einzelversuch zur Verfügung stehenden Zeit von 4 Minuten kaum wahrscheinlich war. Kurz vor dem Ablauf der Frist setzte aber regelmäßig einer der drei Partner — ein verschiegener Helfer des Versuchsleiters — sein Quadrat zusammen.

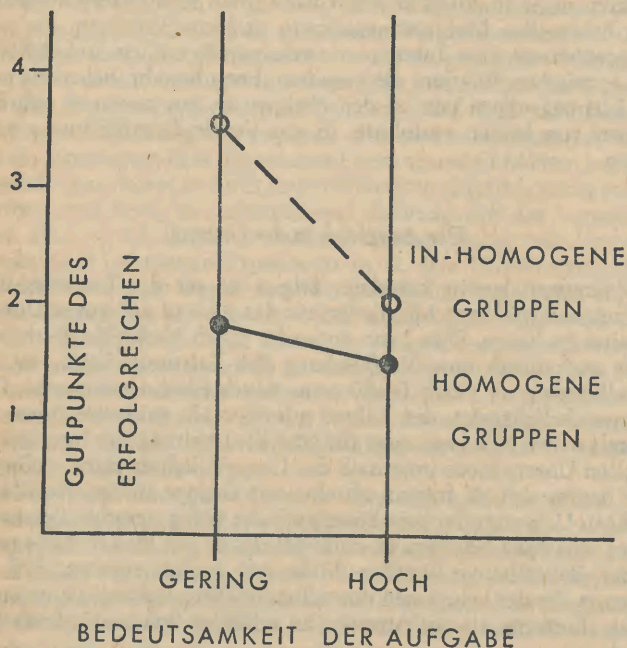


Abb. 10: Die Erschwerung weiterer Erfolge für den Erfolgreichen als Ausdruck der Nivellierungs-Tendenz in der Gruppe (nach HOFFMAN, FESTINGER und LAWRENCE)

Er gewann damit einen wesentlichen Leistungsvorsprung vor den beiden anderen Vpn. In den nun folgenden Versuchen ging es im wesentlichen um die Frage, wie sich die Partner auf den Austausch von Bausteinen einigen würden. Wer ein Dreieck abgab, konnte dafür einen 'Preis' fordern, d. h. einen Anteil an den Punkten, die der Käufer durch die Zusammensetzung des Großquadrats erwerben würde. In der Mehrzahl der auf diese Weise untersuchten Gruppen ereignete sich ein Zusammenschluß der beiden zunächst weniger erfolgreichen Partner, die den Mann mit dem Anfangsvorsprung nach Kräften davon abhielten, zusätzliche Gutpunkte zu gewinnen. Dieses Verhalten entspricht genau der Tendenz zur Kleinhaltung der Unterschiede innerhalb der Gruppe. Es trat in

Gruppen, deren Mitgliedern im voraus versichert worden war, daß sie ungefähr gleich begabt seien (homogene Gruppen), sehr viel stärker in Erscheinung als in inhomogenen Gruppen, die auf das Bestehen erheblicher Begabungsunterschiede hingewiesen worden waren.

Eine weitere Variation der Versuchsbedingungen bestand darin, daß der einen Hälfte der Versuchsgruppen die Aufgabe als ein ganz ausgezeichneter und bestens geeichter Intelligenztest vorgestellt worden war (hohe Bedeutsamkeit der Aufgabe), während die Instruktion der übrigen Gruppen dahingehend gelautet hatte, daß es sich hier um einen sehr zweifelhaften Intelligenztest handle, für dessen endgültige Verwerfung im Experiment Material gesammelt würde (geringe Bedeutsamkeit der Aufgabe). Das Konvergenzstreben erwies sich im Falle hoher Bedeutsamkeit der Aufgabe als stärker, d. h. die naiven Partner konzedierten dem «Erfolgreichen» weniger zusätzliche Gutpunkte als im Falle geringer Bedeutsamkeit der Aufgabe. Das Konvergenzstreben homogener Gruppen übertraf das der inhomogenen Gruppen. Abb. 10 illustriert diese Ergebnisse.

Durch Vergrößerung des Maßstabes läßt sich aus dem geschilderten Experiment die von KLEISTHENES in das Athenische Staatswesen eingeführte Institution des Ostrakismos gewinnen. Das Scherbengericht gab den Bürgern dieser Demokratie die Möglichkeit, mißliebige Mitbürger, auch wenn diese sich gar nichts hatten zu Schulden kommen lassen, auf 10 Jahre aus der Polis zu verbannen. Kein geringerer als ARISTOTELES versichert uns, daß die Opfer des Scherbengerichts in der Regel überlegene Persönlichkeiten gewesen seien. Es heißt bei ihm dann weiter: «Wo Überlegenheit besteht, kann sich das Argument zugunsten des Ostrakismos auf eine Art politischer Gerechtigkeit berufen» («Politik» III, 1284 b). Obwohl er dieses Mittel zur Erhaltung des staatlichen Gleichgewichts nicht besonders empfiehlt, vergleicht er es doch der Bemühung des Künstlers um eine Harmonie der Teile, «wie denn auch der Chorleiter jemanden, der lauter und besser als die übrigen singt, nicht im Chor zu verbleiben gestatten wird». Im Regelfall nivellieren Gruppen die Unterschiede zwischen den Meinungen und den Fähigkeiten ihrer Mitglieder. Diesem Zwecke dienen auch die beliebten Anekdotchen über «Prominente», aus denen sich ersehen läßt, daß auch sie «nur Menschen» sind, d. h. daß sie gar nicht so weit aus der Gruppe herausragen, wie es ursprünglich den Anschein hatte.

Die Gruppe wäre gar nicht dazu in der Lage, Sachverhalte zu bestimmen und damit das Selbstbild ihrer Angehörigen zu bestätigen, wenn sie die Binnenvariationen der in ihr vorkommenden Anschauungen und Leistungen nicht möglichst klein hielte. Daraus erklärt sich die Richtung des Gesprächsflusses im Falle des Vorhandenseins extremer Meinungen. Es kommt hier in der Tat darauf an,

den Einzelgänger zurückzuholen, wobei man meistens bereit ist, ihm einige Konzessionen zu machen. Solange er bei seiner unpopulären Einzelmeinung beharrt, stellt er die Überzeugtheit der übrigen Gruppenmitglieder in Frage. Er ist ein 'Ärgernis', das es zu beseitigen gilt. Dies geschieht entweder dadurch, daß er nachgibt, oder dadurch, daß ihn die Gruppe zunächst abkapselt und evtl. sogar ausstößt.

Die Vehemenz der Entwicklung in einer dieser beiden Richtungen hängt davon ab, wie bedeutsam der Fragenkomplex ist, hinsichtlich dessen eine extreme Sonderstellung eingenommen wird. In einer kleinstädtischen Liedertafel wird der Verehrer atonaler Musik stärker und wohl auch unangenehmer auffallen als in einem Verein von Briefmarkensammlern, obwohl er u. U. auch in diesem der einzige Anhänger des Zwölfton-Systems sein könnte. Auf diese Weise wird auch die Verschwörung gegen den Erfolgreichen im vorhin besprochenen Experiment dann besonders wirksam, wenn die Vpn von der Verlässlichkeit des Intelligenztests überzeugt sind.

Ceteris paribus ist die Tendenz zur Uniformität in Tun und Meinen bei stark kohärenten Gruppen deutlicher erkennbar als bei schwach kohärenten. Dieser Variation wird das Experiment durch die Unterscheidung zwischen homogenen und inhomogenen Gruppen einigermaßen gerecht. Es handelt sich hier um das Phänomen der Solidarität, das in mehr oder weniger übertragenem Sinn bis zum Extrem des 'Right or wrong — my country' reicht. Man erfährt dies in Fällen, wo die gesetzestreu lebenden Mitglieder eines eng verbundenen Kreises erstaunlich weit gehen, um den eventuellen Rechtsbruch eines ihrer Kameraden zu vertuschen oder doch wenigstens zu beschönigen. Von vornherein sind sie auch davon überzeugt, daß es sich überhaupt nur um eine unbegründete Anschuldigung handeln könne, d. h. sie wollen die Möglichkeit des unanständigen Verhaltens eines der Ihren nicht einmal in Erwägung ziehen. Dem Kläger wird dabei nicht selten entgegengehalten, daß er die Ehre der Gruppe X, deren sämtliche Mitglieder über jeden Zweifel erhaben seien, verletze.

Unifikation

Ist die Uniformität des Tuns und Meinens in stark kohärenten Gruppen schon an sich deutlich ausgeprägt, so pflegt diese außerdem noch von den einzelnen Gruppenmitgliedern überschätzt zu werden. Wer etwa im Auslande nach 'der' Einstellung seiner Heimat zu aktuellen politischen Problemen befragt wird, ertappt sich nicht selten dabei, wie er das Bild unwillkürlich verzerrt, nämlich so, als ob die meisten seiner Mitbürger ungefähr der gleichen An-

sicht wären wie er selbst. Erst kürzlich konnte man aus dem Munde eines höheren Marine-Offiziers erfahren, wie die ehemaligen Angehörigen der deutschen U-Boot-Waffe gewisse Fragen beurteilen. Wahrscheinlich besteht in dieser ursprünglich sehr stark kohärenten Gruppe tatsächlich noch immer eine erhebliche Uniformität des Meinens; nicht weniger wahrscheinlich ist aber, daß diese im Erlebnis des Sprechers noch imposanter ist als sie dies etwa im Spiegel der nüchternen Ergebnisse eines Meinungsforschers wäre. Für Urteilstäuschungen dieser Art schlage ich den Terminus «Unifikation» vor; es handelt sich dabei im FREUDSchen Sinne um einen «Abwehrmechanismus», d. h. um eine unbewußte Maßnahme zur Verstärkung des Gefühls der eigenen Geborgenheit in der Gruppe bzw. der Bestätigung durch die Gruppe.

Einem von BREHM und FESTINGER durchgeführten Experiment ist es gelungen, den Sachverhalt der Unifikation im Laboratorium zu reproduzieren. Den Vpn, die sich in Gruppen zu je fünf trafen, war mitgeteilt worden, daß es in dem Versuch um ein Training in der physiognomischen Beurteilung von Charaktereigenschaften gehe. Ihre Aufgabe bestand in der Voraussage des Verhaltens ihrer Partner in einer Reihe von hypothetischen Situationen. Anschließend daran hatten sie die von den andern gelieferten vier Beurteilungen ihres eigenen Verhaltens nach deren größerer oder geringerer Richtigkeit zu klassifizieren. Ohne daß dies die Vpn merkten, wurden sie dadurch in die Lage versetzt, das Leistungsmaß ihrer Partner mitzubestimmen. Nach jeder Aufgabe gab der Versuchsleiter die Leistungsmaße sämtlicher Vpn bekannt, wobei er sich allerdings gar nicht an die tatsächlichen Klassifikationen hielt. Nach einem vorbestimmten Schema richtete er es vielmehr so ein, daß in jeder Fünfergruppe jeweils ein Mitglied immer besonders günstig abschneidet, während ein anderes bei jeder Aufgabe nur sehr geringe Leistungsmaße erreichte. Die übrigen drei Vpn erhielten nahe benachbarte Leistungsmaße im Mittelbereich.

Anhand der von den Vpn tatsächlich vorgenommenen Klassifikationen läßt sich feststellen, ob der Unifikationsmechanismus in dieser Situation wirksam gewesen ist oder nicht. Zu erwarten wäre, daß eine vom Versuchsleiter ausgezeichnete Vp die Leistungen ihrer Partner im großen und ganzen günstiger benoten würde als eine vom Versuchsleiter stets mit geringen Leistungsmaßen belegte Vp. Jede Vp würde auf diese Weise den Unterschied zwischen ihrer eigenen «Fähigkeit» und der ihrer Partner verringern. Das Ergebnis entspricht dieser Hypothese recht genau. Auf der Abszisse von Abb. 11 sind die drei durch den Versuchsleiter bekanntgegebenen fiktiven Urteile aufgetragen. Die Ordinate zeigt den Durchschnitt der Beurteilungen, die Vpn in jeder dieser drei Positionen ihren Partnern zuteil werden lassen. Homogene Gruppen sind abermals solche, deren Mitgliedern versichert worden war, sie besäßen alle ungefähr

die gleiche Begabung. Die Unifikation tritt bei diesen Gruppen deutlich, bei den in-homogenen hingegen kaum in Erscheinung. Der «Gute» sieht die andern als gut, der «Schlechte» als schlecht: «Dem Reinen ist alles rein» und der Schmierfink glaubt sich unter Schweinen. Wenn der Unifikationsmechanismus in diesem Experiment

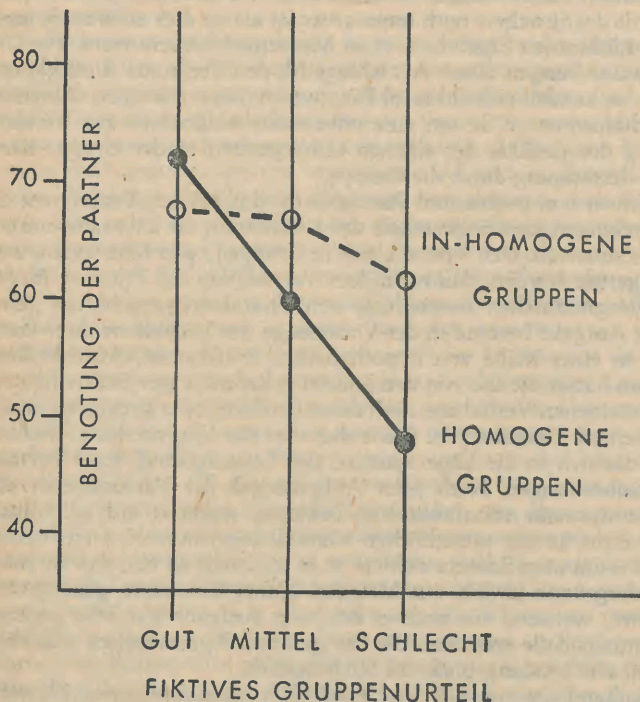


Abb. 11: Die Überschätzung der Partnerleistungen durch gut beurteilte Personen und die Unterschätzung durch schlecht Beurteilte als Ausdruck der Unifikations-Tendenz in der Gruppe (nach BREHM und FESTINGER).

keine Rolle gespielt hätte, wäre mit einer von links nach rechts ansteigenden Kurve der Benotungen zu rechnen gewesen. Im Vertrauen auf das durch den Versuchsleiter verkündete fiktive Gruppenurteil hätten «die Begabten» ihre Partner als relativ unbegabt klassifizieren müssen usw.

Über das Laboratorium hinaus reicht die Erfahrung, daß erfolgreiche Gelehrte in der Beurteilung ihrer Prüflinge nicht selten ganz besonders milde sind. Wenn man in einer Gruppe, der man sich verbunden fühlt, seine Partner für begabt und rechtschaffen hält,

ist es jedenfalls auch viel leichter, sich selbst diese angenehmen Attribute zuzuschreiben; andererseits spendet die Gemeinsamkeit des Versagens einen nicht unwesentlichen Trost. Im Falle einer mit «nicht genügend» klassifizierten Schularbeit wird man vom Empfänger dieser Note in der Regel hören, daß kaum ein einziger seiner Kameraden es auch nur auf ein «befriedigend» gebracht habe. Der Bericht ist objektiv meistens falsch, menschlich ist er nicht unverständlich.

Der gruppendynamische Abwehrmechanismus der Unifikation verzeichnet die realen Gegebenheiten im Sinne des Lustprinzips; er steht dabei im Dienst der Abwehr des Vereinsamungserlebnisses. Es wäre ohne Zweifel recht beschwerlich, wenn man sich des öfteren einzugestehen hätte, wie stark die eigenen Meinungen und Leistungen von denen anderer abweichen. Indem man dies täte, beschließen einen selbst wohl auch Zweifel an der Vertretbarkeit der eigenen Ansichten bzw. der Echtheit der hinter diesen Leistungen stehenden Begabung. Im Übersteigerungsfalle kann es dann freilich auch dazu kommen, daß politische Führer sich von der Zustimmung der Geführten getragen glauben, ohne daß sie diese darum erst eigens gefragt hätten; oder daß tüchtige Vorgesetzte ihre Leute überfordern, weil sie deren Tüchtigkeit ihrer eigenen gleichachten. An sich stößt die Unifikation immer nur um ein Stück weiter in Richtung der in der Gruppe *realiter* stattfindenden Uniformierung vor. Beide Phänomene lassen sich erst dann verstehen, wenn man sich die höchst unerträgliche Situation des jeglicher sozialer Bestätigung beraubten Individuums vorstellt. Es wäre seiner selbst durchaus ungewiß.

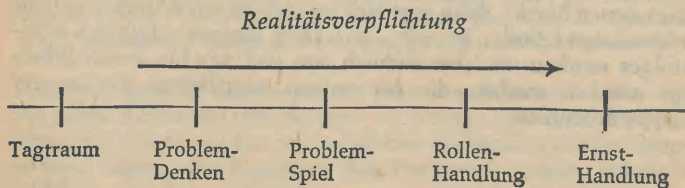
Wir schließen unsere Erwägungen mit der Vermutung ab, daß das durch Instinkte nur in minimaler Weise gesicherte Menschenwesen sich in der Gruppe eine Möglichkeit des Geborgenseins schafft. In diesem Sinne partizipieren wir alle mit unserem Selbstgefühl sehr erheblich an den Erfolgen und Mißerfolgen der Gruppen, denen wir uns verbunden fühlen, namentlich an denen unserer Nation. Wird GOETHE geehrt oder erobert sich der Volkswagen einen neuen Markt, dann regt sich im Herzen ein an sich durchaus unberechtigter Stolz: Ja, wir . . .! Dem Eingeständnis des Mißerfolges weichen wir aber dadurch aus, daß wir für diesen Schuldige namhaft machen, die wir sodann schnellstens aus unserer Gruppe ausstoßen.

7. DER ZUSAMMENSCHLUSS VON GRUPPEN

Die gruppensdynamischen Laboratoriumsuntersuchungen der Michigan-Schule muten z. T. recht gekünstelt an, außerdem mag man sich fragen, ob die in beinahe jedem dieser Experimente anzutreffende Irreführung der Vpn wirklich gerechtfertigt ist. Es gibt wohl so etwas wie einen persönlichen Stil des Experimentierens, und ich muß gestehen, daß mir die Erweckung falscher Annahmen in den Vpn widerstrebt. Vielleicht beurteilt man aber die von FESTINGER und seinen Mitarbeitern geschaffenen Situationen richtiger, wenn man sie als «Spiele» auffaßt, in denen der Versuchsleiter sowohl als seine Vpn sich rollengemäß und dabei bis zu einem gewissen Grade uneigentlich benehmen. Damit läßt sich jedoch auch darauf hinweisen, daß in Spiele fast immer hypothetische Voraussetzungen eingehen, die oftmals in Gestalt von Regeln formalisiert werden. In der Tat ist auch die Stimmung, die bei Experimenten dieser Art vorzuherrschen pflegt, am besten als die eines recht fröhlichen Spiels zu charakterisieren. Bevor man aber den wissenschaftlichen Wert solcher Spiele prinzipiell in Frage stellt, sollte man sich die Gründe überlegen, die z. B. Generalstäbler dazu veranlassen, ein strategisches Problem am Sandkasten durchzuspielen.

Spiele, Denken und Tun

Bei näherem Zusehen erweist sich, daß das Spiel zwar mit verringertem Einsatz operiert, ohne daß es dadurch völlig lebensfremd zu werden braucht. FREUDS über weite Strecken sehr zutreffende Bezeichnung des Denkens als eines Probehandelns mit herabgesetztem Risiko legt die Vorstellung eines Kontinuums nahe, das von der verpflichtenden Ernsthandlung bis zum realitätsfreien Tagtraum (z. B. der Reise mit dem Finger auf der Landkarte) reicht:



Etwa in der Mitte dieser Variationsreihe läßt sich das Problem-Spiel im psychologischen Laboratorium bzw. am Sandkasten der Offiziere oder mit den Modellkonstruktionen der Ingenieure loka-

lisieren; es erweist sich damit als ein Denkmittel, das dem vollen unwiderruflichen Einsatz stärker angenähert ist als das bloße Überlegen. Noch weiter nach rechts rangiert in unserem Bilde die Rollen-Handlung des Zeremoniells, die dem Zaungast oft spielerisch erscheint, während der Innenstehende sich in ihr vorbehaltslos einsetzen kann. Rollen-Handlungen, die von den Beteiligten mit ganz besonderem Ernst ausgestattet werden, sind Rituale; hier wird schon der kleinste Formfehler bisweilen als tragisch erlebt.

Generalstäbler und Ingenieure waren wohl die ersten, die sich des Problemspiels als eines Erkenntnismittels bedienten. In absichtsloser Weise werden offenbar auch schon im Kinderspiel Kenntnisse erworben bzw. Lebensrollen eingeübt. Es liegt daher nahe, das Problemspiel auch dort einzusetzen, wo es um die Fragen des menschlichen Zusammenseins geht. In therapeutischer sowohl als in diagnostischer Absicht ist dies durch J. L. MORENO geschehen (Psychodrama und Soziodrama), der an die Tradition des Stegreifspiels anknüpfte.

Eine recht brauchbare Adaptation des sozialen Rollenspiels («Soziodrama») hat H. JENNINGS für Kinder im fünften und sechsten Schuljahr vorgeschlagen: Die Rahmenhandlung stellt der Bericht über eine Mutter dar, die ihr Kind zum Lebensmittelhändler einkaufen schickt. Das mitgegebene Geld sei, so heißt es, das letzte im Haushalt, da der Vater erst am nächsten Tag seinen Lohn empfangen. Auf dem Weg zum Geschäft läßt sich das Kind aber auf einen Wettlauf mit einem Klassenkameraden ein, bei dem es das Geld prompt verliert. Es gilt nun also den Verkäufer im Geschäft zu bewegen, die benötigten Lebensmittel auf Borg herauszugeben. Die dramatische Szene ist das Zwiegespräch mit dem Händler. Zunächst ergibt sich dabei schon die Frage, wer die eine oder die andere Rolle übernimmt, wer mit wem spielen möchte usw. Später läßt sich am Spielverlauf ersehen, inwieweit sich verschiedene Partner aneinander anzupassen vermögen. Außerdem klingen in dem Spiel eine Reihe von relevanten Themen an, so das Verhältnis Kind : Mutter, Geld : Verpflichtung usw.

Das Rollenspiel als Vorbereitung

In den angelsächsischen Ländern, namentlich in den USA, ist man vielfach bereits dazu übergegangen, das Rollenspiel zum Training von Berufsanzwärtlern und zur Vorbereitung auf Ernst-Situationen zu verwenden. Wie wird sich z. B. eine Konferenz zwischen Gewerkschaftsführern und Vertretern der Unternehmerschaft entwickeln? Sofern der zu erwartende Partner einigermaßen bekannt ist, erscheint es wohl nicht müßig, wenn man die Begegnung im

voraus durchspielt. Das darf freilich nicht in der unrealistischen Manier des kleinen Angestellten geschehen, der sich am Abend vor seiner Frau damit brüstet, wie er am nächsten Morgen seinem Chef «einmal gründlich die Wahrheit sagen» werde. Er tut es dann doch nicht. Sollte es aber wirklich eine peinliche Wahrheit geben, die im Sinne eines reibungslosen Betriebes einmal gesagt werden müßte, dann wäre der Beschwerdeführer sicherlich besser daran, wenn er die Begegnung nicht bloß phantasiert, sondern probeweise und möglichst naturgetreu durchgespielt hätte. Sehr beherzigenswerte Ratschläge zur planmäßigen Verwendung des Rollenspieles in sozialen Konfliktsituationen gibt H. A. THELEN (1954), der sich dieser Technik mit Erfolg als Berater von Bürgerschaftsorganisationen und im Schulbetrieb bedient hat.

THELEN gehört auch zum Stabe des «National Training Laboratory in Group Development» (Bethel im Staate Maine, USA.), das einer Anregung K. LEWINS seine Entstehung (1947) verdankt. Diese Institution bemüht sich unter Leitung von L. P. BRADFORD in dreiwöchigen Kursen darum, das Gefühl der Kursteilnehmer für die Dynamik des Gruppengeschehens (namentlich in Diskussionsgruppen) zu erwecken und zu verfeinern (S. CHASE, 1952). Zunächst mutet es dabei höchst merkwürdig an, wenn man sich mit 12—18 Erwachsenen zu einer «Besprechung» trifft, deren Gegenstand in keiner Weise fixiert ist. Mit der Zeit werden aber die Gruppe und deren Struktur selbst zum Gegenstand der Diskussion. Es geht sozusagen um eine kollektive Innenschau, bzw. um eine soziale Meditation. Dem Bericht deutschsprachiger Kursteilnehmer glaube ich entnehmen zu können, daß diesen der Wert des Unternehmens in Bethel recht zweifelhaft blieb; vielleicht muß man die angelsächsische Einsamkeitsscheu mit sich bringen, um seiner wirklich ansichtig werden zu können. Diese Bemerkung sollte uns aber nicht von der nüchternen Feststellung abhalten, daß die «Technik» des Gruppenarbeitens auch bei uns zu Lande nur sehr dürftig entwickelt ist. Auf eine Schachpartie oder auf einen Walzer wird sich niemand einlassen, der nicht zumindest mit den Anfangsgründen der Spielregeln vertraut wäre; so betrachtet ist die naive Selbstsicherheit eigentlich überraschend, mit der sich die meisten von uns an Gruppendiskussionen, Vertragsverhandlungen usw. heranwagen. Wir übersehen dabei geflissentlich, daß «zu sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist», nur selten dazu ausreicht, um auch zu verstehen, was eigentlich vor sich geht. Wir übersehen außerdem das Immer-Vorhandensein von Spielregeln, wo immer mehrere Personen sich zusammenfinden. Im Grunde ist es erstaunlich, wie wenig wir uns der Lehren aus unseren eigenen Kinderspielen erinnern. Grundsätzlich haben wir festzuhalten, daß zur Klärung von Streitfragen einberufene Konferenzen Gruppen sind, in denen es um die Formulierung einer möglichst einheitlichen Meinung geht. Bestün-

de diese Absicht nicht, so hätte das Treffen von vornherein keinen Sinn, es sei denn, daß es — wie manche internationale Konferenzen — hauptsächlich dazu bestimmt ist, die Öffentlichkeit außerhalb des Beratungsraumes anzusprechen. Vielleicht wäre schon einiges damit gewonnen, wenn sich die Beteiligten sowohl als die Öffentlichkeit darüber jeweils im klaren wären, ob im gegebenen Falle eine echte Konferenz abgehalten wird oder nur eine scheinbare. Veranstaltungen jeder der beiden Arten haben ihre eigene Daseinsberechtigung. Im Zweifelsfall dürften sich scheinbare Konferenzen daran erkennen lassen, daß sie vor der Weltpresse stattfinden. Dem tatsächlichen oder bloß vermeintlichen Dafürhalten von Personen, die selbst nicht der entscheidenden Gruppe angehören, wird dadurch ein wesentlicher Einfluß auf die Bewegungen der Konferenzteilnehmer zugebilligt. Die Forderung nach einer Abschaffung der Geheimplomatie, die nach dem Ersten Weltkrieg mit soviel Enthusiasmus erhoben wurde, verkennt die Tatsache, daß Konvergenzverhalten nur in geschlossenen Gruppen möglich ist. Unterredungen, von denen jedes Wort in die Öffentlichkeit übertragen wird, sind zu Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens durchaus untauglich; es fehlt in ihnen der notwendige Meinungsspielraum. Noch bedeutender dürfte sein, daß scheinbare Konferenzen nur ein Mindestmaß an Gruppenkohärenz besitzen; man begibt sich zu ihnen gar nicht, um mit seinem Partner zu sprechen, sondern um dabei zu Hause gehört zu werden.

Was die geschilderten Experimente FESTINGERS und seiner Mitarbeiter ermöglicht, ist im Grunde die spielerische Bereitschaft ihrer Vpn zur Gruppenbildung. Im Spiel bilden einander bisher Fremde auch sonst leichter eine Gruppe als im reinen Ernst. Die Gruppe allerdings, die dabei entsteht, gleicht in vielen Belangen den Ernstgruppen unseres erwachsenen Lebens. Dieser Sachverhalt legitimiert sozusagen die Laboratoriumsbeschäftigung mit Problemen der Gruppendynamik. Sie wird dieser Probleme zwar nur im verniedlichten Abbild habhaft, dennoch lassen sich die gewonnenen Befunde, wie es scheint, auf dem vorhin entwickelten Kontinuum ziemlich weit nach rechts — vom Spiel zum Ernst — verschieben. Letzten Endes experimentiert man in Michigan mit Spielen von Erwachsenen. Diese Feststellung tut in meinen Augen dem Wert dieser Untersuchungen nicht den geringsten Abbruch, sie versöhnt uns sogar ein wenig mit den falschen Vorspiegelungen der jeweiligen Versuchsleiter. Beim deutschen Leser besteht allerdings die Gefahr, daß er diese Spiele als «kindisch» belächelt, wodurch er sich freilich auch ihres analogischen Erkenntniswertes beraubte.

Die Ferienlager Sherifs

Daß man auch in sehr erfolgreicher Weise mit den Spielen Jugendlicher, etwa 12jähriger Jungen, experimentieren kann, hat niemand hübscher demonstriert als der schon im Zusammenhang mit dem autokinetischen Effekt erwähnte M. SHERIF. In den Jahren 1949, 1953 und 1954 veranstaltete er Sommerlager mit ungefähr zwei Dutzend Teilnehmern, psychisch normalen Jungen, die einander vorher nicht gekannt hatten und die aus ähnlichen häuslichen Verhältnissen stammten. Zwei Studenten funktionierten als Beobachter, die sich an den Unternehmungen der Burschen lebhaft beteiligten, ohne sich dabei aber in die Rolle von Gruppenführern manövrieren zu lassen. Der Versuchsleiter selbst trat als Verwalter des in den Bergen gelegenen Geländes auf, in dem die Lager abgehalten wurden. Er gab sich dabei als ein etwas einfältiger Brummbär, dem niemand seine «naiven Fragen» (z. B. danach, welcher Gruppe ein bestimmter Junge angehöre) übelnehmen konnte.

Die drei Versuchsreihen SHERIFS folgen demselben vier-phasigen Schema, wobei jedes Stadium etwa 3–4 Tage dauerte. Im ersten Stadium hatten die Jungen Gelegenheit, einander näher kennenzulernen und sich spontan zu Freundschaftsgruppen zusammenschließen. Sehr stark entgegen ihren anfänglichen Sympathien erfolgte im zweiten Stadium die Aufteilung in zwei Untergruppen, die – mit je 12 Mitgliedern – getrennt voneinander hausten und sich betätigten. Die Bildung dieser beiden Gruppen erfolgte auf Grund einer soziometrischen Befragung, und zwar so, daß in die neu zu bildenden Gruppen jeweils vorwiegend Lagerteilnehmer kamen, die sich in der ersten Phase nicht besonders eng aneinander angeschlossen hatten. Durch dieses von den Jungen selbst als recht unbillig empfundene Arrangement wird der Einfluß von Faktoren verringert, die bei freier Partnerwahl zu Sympathiebindungen führen. Dies war notwendig, um die bindungsstiftende Wirksamkeit des Gruppenkontakts möglichst rein zur Geltung zu bringen. Tatsächlich kam es in den künstlich zusammengestellten Gruppen innerhalb weniger Tage zu einem sehr intensiven Zusammenschluß. Die Gruppen entwickelten – jede für sich – ein echtes Wir-Erlebnis, so daß schon nach kürzester Zeit niemand mehr den ursprünglich zerrissenen Freundschaftsbanden nachtrauerte.

Die dritte Phase des Experiments entwickelte sich aus der zweiten nahezu von selbst. Mit einem Mal tauchte nämlich bei jeder der beiden Gruppen, die sich inzwischen u. a. auch eigene Namen beigelegt hatten – «*Bulldogs*» und «*Red Devils*» im Lager des Jahres 1949 –, die Frage nach dem Leben der anderen Gruppe auf. Diese mag sich etwa in der folgenden Überlegung geäußert haben: «Wir haben uns alles so nett eingerichtet, wir sind außerdem auch alle tüchtige Sportler, bei den anderen – da drüben – klappt es

sicher nicht so gut, die können sich mit uns überhaupt nicht messen!) Empfindungen dieser Art sind es, um die es im Grunde dem Versuchsleiter ging; in ihnen scheidet sich die Binnen-Gruppe von der Außen-Gruppe bzw., wie ich sagen möchte, die «Wir-Gruppe» von der «Die-Gruppe». Natürlich wurde den beiden Gruppen nun auch Gelegenheit dazu gegeben, sich aneinander zu messen. Es kam also zu sportlichen Wettkämpfen (Tauziehen) und zu gemeinsamen Ausflügen — es kam freilich auch zum Ausbruch eines erheblichen Maßes an gruppenspezifischer Aggressivität. Das Tauziehen mündete in eine Rauferei, man beschuldigte einander der Unehrllichkeit, Schimpfnamen flogen hinüber und herüber, Überfälle auf die feindliche Unterkunft ereigneten sich, mit Fallobst wurden Schlachten ausgetragen und schließlich wurde sogar die Fahne der gegnerischen Die-Gruppe einmal feierlich verbrannt.

In einer Kampfpause sammelten die Beobachter auf jeder der beiden Seiten die Urteile über die Wir-Gruppe und die Die-Gruppe. Vorgelegt wurde eine Reihe von sechs Adjektiven (mutig, ausdauernd, ordentlich, hinterlistig, spielverderberisch, unsauber), die jeweils hinsichtlich ihrer Gültigkeit für die entsprechende Gruppe zu bestimmen waren. Dazu standen fünf Kategorien in Gestalt der Sätze zur Verfügung: «Alle X-Leute sind . . .», «Einzelne X-Leute sind . . .» bis zu «Keiner von den X-Leuten ist . . .». Das Ergebnis läßt sich leicht erraten: Die jeweilige Wir-Gruppe belegte sich selbst vorwiegend mit günstigen Attributen, die rivalisierende Die-Gruppe hingegen mit ungünstigen. Daß nicht nur zwölfjährige Jungen so «naiv» sein können, wird später noch zu erörtern sein.

Im vierten und letzten Stadium des Experiments ging es um die Beilegung der Gruppenfehden, d. h. um die Rückgliederung der beiden Kleingruppen in eine gemeinsame Großgruppe. *Mutatis mutandis* findet sich wohl das Abendland heute genau an dieser Stelle. Als wirksam erwiesen sich vier Situationen:

- a) Der «gemeinsame Gegner», d. h. ein sportlicher Wettkampf der Lagerteilnehmer mit einer Mannschaft aus dem benachbarten Städtchen;
- b) die «gemeinsame Not», d. h. das angebliche Versagen der Wasserzufuhr zum Lager, das eine mühsame Unternehmung in den Bergen notwendig machte;
- c) der «gemeinsame Vorteil», d. h. die Entlehnung eines Spielfilms, für welche die Ersparnisse beider Gruppen herangezogen werden mußten;
- d) die «gemeinsame Freude», d. h. ein besonders viele Vorbereitungen erfordernder Ausflug in ein entlegenes und sehr reizvolles Naturschutzgebiet.

Tatsächlich verschwanden im Zuge dieser Erlebnisse die Animositäten zwischen den beiden Gruppen. Eine abermalige Befragung mit Hilfe des bereits geschilderten Verfahrens ergab auch keinen

Unterschied mehr in der Bewertung zwischen Wir-Gruppen und Die-Gruppen; bei beiden überwogen nunmehr die positiven Prädikate.

8. STEREOTYPE

Das kleine Drama, das sich im Verlauf von wenigen Wochen abspielt, mutet sehr viel lebensnaher an als die Begebenheiten im Laboratorium FESTINGERS. Spielelemente lassen sich jedoch in beiden Fällen entdecken. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß die Laboratoriumsgruppen in Michigan äußerst kurzlebige Gebilde sind — sie bleiben kaum länger als für eine Stunde beisammen —, während SHERIFS Lagergemeinschaften immerhin mehrere Wochen gemeinsam verbringen. Bei ihnen kommt es daher auch zu einem sehr viel festeren Zusammenschluß, der sich durch das Entstehen eines Wir-Erlebnisses bekundet. In FESTINGERS Versuchsgruppen konnten wir die ersten Ansätze zu einer solchen Entwicklung feststellen, so z. B. im Phänomen der Unifikation. In der Tat setzt das Wir-Erlebnis eine sehr weitgehende Unifikation voraus, die sich im Extrem auf die Schwarz-Weiß-Formel bringen läßt: Wir sind gut, die andern aber schlecht. In pedantischer Übersetzung besagt diese These: Die interindividuellen Unterschiede zwischen den Mitgliedern jeder der beiden Gruppen werden für sehr viel geringer erachtet als der Unterschied zwischen den beiden Gruppen als Ganzen. Natürlich gibt es Gruppen (oder besser «Klassen» im Sinne der terminologischen Festlegung auf S. 22), für die eine derartige Behauptung hinsichtlich einzelner Eigenschaften objektiv gilt. Vergleicht man z. B. die Körperhöhen von Ehepartnern, so erweist sich die Frauen-Gruppe im statistischen Sinn als kleiner als die Männer-Gruppe. Ein Ehemann wäre daher zu der Aussage berechtigt: Wir Männer sind größer als die Frauen. Diese Feststellung könnte sogar dann zutreffen, wenn er selbst kleiner wäre als seine eigene Gattin. Hinsichtlich der im SHERIFSchen Experiment verwendeten Attribute ist aber eine solche Unterscheidung nicht zu erwarten. Selbst wenn dazu im Ansatz eine Berechtigung vorhanden sein sollte, wäre diese durch die Zerreißung der spontanen Zusammenschlüsse in der zweiten Phase erheblich verringert worden. Tatsächlich gleichen sich ja die scheinbaren Unterschiede zwischen den beiden Gruppen in der vierten Phase wieder aus.

Gruppen unterscheiden sich voneinander

Im Grunde ging es den Lagerteilnehmern nicht sehr viel anders als den Vpn bei der Betrachtung des sich (scheinbar) bewegenden Lichtpunktes: Sie waren gar nicht dazu in der Lage, sachlich richtige Aussagen über «den Mut» oder «die Sauberkeit» der Gruppen zu machen. Selbst wenn wir unterstellen, daß sie dieses oder jenes Einzelindividuum so beurteilen konnten, erscheint die Auffindung eines charakteristischen Wertes für eine Gruppe von 12 Personen im Laufe einer kurzen und streitbaren Begegnung mehr als zweifelhaft. Bei der Zuschreibung von Charaktereigenschaften zu Gruppen handelt es sich hier, wie auch sonst meistens, um Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens. Durch sie wird ein Sachverhalt festgelegt, obwohl dieser sich nicht wirklich ermitteln läßt. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn bei einer noch ausführlicher zu erörternden Befragung 50 % der in den USA befragten Personen «die Russen» als «grausam» bezeichnen, während nur 2 % dieser Personen «die Amerikaner» so charakterisieren. Zufolge einer Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens gehört «die Grausamkeit» für den Amerikaner zum Bild «des Russen», nicht aber zu dem «des Amerikaners». Man erkennt leicht, daß die herangezogene Untersuchung (BUCHANAN und CANTRIL, 1953) einem Entwicklungsabschnitt entstammt, welcher der Phase III SHERIFS nicht ganz unähnlich ist, einem Stadium des animositätsgeladenen Wettstreits (Herbst 1948). Sechs Jahre früher (1942) haben hingegen nur 9 % der Befragungspersonen in den USA das gleiche Urteil über ihren russischen Verbündeten gefällt (CANTRIL und STRUNK, 1951).

Als eine Fortentwicklung des aus dem Laboratorium bekannten Phänomens der Unifikation stoßen wir im Lagerexperiment SHERIFS auf das der Stereotypisierung. Gemeint ist damit die Annahme von Charakterbildern, die für das Gros der Angehörigen einer Gruppe als gültig betrachtet werden. Es ist noch nicht lange her, daß in einem Teil der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der kritikloseste Gebrauch von Stereotypen gemacht wurde. Da stieß man auf so kühne Behauptungen, wie daß «der Asiate» in seinem Erleben dumpf und stumpf sei, daß «der nordische Mensch» Ehrgefühl besäße, «der Jude» aber keines usw. Schon ARISTOTELES weiß von der intellektuellen Unbegabung der Menschen in heißen Ländern im Gegensatz zum Scharfsinn der Griechen zu berichten.

Stereotype bevölkern unsere gedachte Welt; sofern diese einer Wir-Gruppe beigelegt werden, spreche ich von Auto-Stereotypen, Die-Gruppen kennzeichnen hingegen «Hetero-Stereotype». Der Wiener ist sich z. B. seines «goldenen Wienerherzens» stolz bewußt, während die aus Wien in den Jahren 1945/1946 vertriebenen «Volksdeutschen» diesbezüglich skeptisch geworden sind. Nicht weniger als 82 % der in den USA befragten Personen bezeichnen «die

Amerikaner» als «friedlich» (Autostereotyp), während dies um die gleiche Zeit (1948) nur 23 % der in Westdeutschland Befragten taten (Heterostereotyp).

Es hätte wenig Sinn, an der erkenntnismäßigen Dürftigkeit von Stereotypen Kritik zu üben; im gelindesten Fall werden durch sie an sich sehr geringfügige Unterschiede zwischen Durchschnittswerten enorm vergrößert. Dies ergab sich z. B. bei Rekrutenuntersuchungen des ehemaligen Österreichischen Bundesheeres (1937). Der Durchschnittswert der burgenländischen Rekruten lag damals in der Tat etwas unterhalb des der niederösterreichischen. Im statistischen Sinn war dieser Unterschied aber kaum verlässlich. Im gleichen Jahr zeigten sich aber 94 % der in Österreich befragten Personen dazu bereit, «die Niederösterreicher» für intelligenter zu halten als «die Burgenländer» (HOFSTÄTTER, 1940). Angesichts des noch viel unscheinbareren Unterschiedes zwischen Niederösterreichern und Steiermärkern (zugunsten der ersteren) ist nicht weniger verwunderlich, wenn 70 % der befragten Personen «die Steiermärker» für weniger intelligent erklären als «die Niederösterreicher». Im Falle der Österreichischen Bundesländer ist die rufmäßige Intelligenzdifferenzierung um ein Vielfaches schärfer als die leistungsmäßige. Durch eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens werden hier Heterostereotype gebildet, die eine viel klarer geordnete Welt zeigen, als dies den Tatsachen entspräche. Da diese Stereotype aber auch kaum jemals ernsthaft auf die Probe gestellt werden, ergibt sich ein subjektiv recht befriedigender Zustand. Unter Zuhilfenahme sozialer Bestätigungen «weiß» man, woran man ist. In der Regel handelt es sich dabei allerdings um ein Scheinwissen, d. h. um ein Wissen, das uns gar nicht zusteht, weil die ihm zugrundeliegenden Sachverhalte selbst nicht hinreichend klar gegliedert sind.

Vom Standpunkt der reinen Erkenntnis her wird man Stereotype als typologische Hypothesen aufzufassen haben, die erst im Zuge einer rigorosen Überprüfung vertrauenswürdig werden könnten. Daß es zu einer solchen nicht kommt und daß dieser entscheidende Mangel überhaupt nicht verspürt wird, verleiht stereotypen Urteilen ihre eigenartige Bestimmtheit, die um so größer zu sein pflegt, je stärker wir im Kontakt mit Gruppen emotional engagiert sind.

Auf diese Weise besitzt der gläubige Marxist ein sehr festes Bild vom «Bürger», das die vielfältigen Variationen innerhalb dieser Menschenklasse völlig unberücksichtigt läßt, während sich sehr viele Angehörige des westlichen Mittelstandes einbilden, das Wesen «des Kommunisten» auf eine einfache Formel bringen zu können. Die ein solches Gehaben entschuldigende Phrase pflegt dahin zu lauten: «Kennt man einen, so kennt man sie (die Angehörigen der Klasse X und der Gruppe Y) alle!» Das ist gut und schön, solange man nämlich nur wenige — und diese nicht zu genau — kennt.

Bisher haben wir Stereotype als Wissensersatz im Weltbild des Individuums betrachtet. Dem ist sofort hinzuzufügen, daß das Einzelindividuum bei der Erstellung von Stereotypen meistens der sozialen Bestätigung durch «Gleichgesinnte» bedarf. In dieser Sicht verrät uns das Stereotyp aber etwas über die Konstitution der Grup-

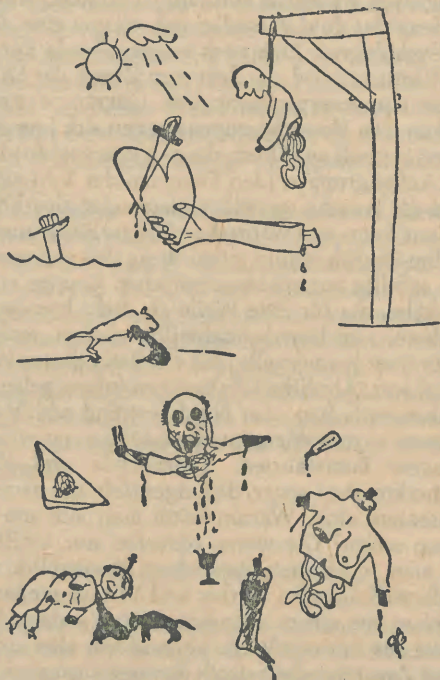


Abb. 12: Kritzeldzeichnungen als Ausdruck eines aggressiven Stereotyps (nach SEARS, HOVLAND und MILLER).

pe, in der es entstanden ist. In den Laboratoriumsgruppen FESTIN-
GERS kommt es kaum zur Ausbildung von Stereotypen, weil deren
innerer Zusammenhalt viel zu lose ist. Läßt man jedoch eine solche
Gruppe für mehrere Stunden unter recht unangenehmen Bedingun-
gen beisammen, so zeigen sich bereits die Ansätze einer Stereotyp-
bildung. SEARS und seine Mitarbeiter (1940) luden z. B. sechs Vpn
(Studenten) am Abend zu Experimenten in das Laboratorium ein.
Von da an ging (scheinbar) alles schief: Das Testmaterial traf nicht
ein, die Apparate funktionierten nicht. Die Stunden vergingen. Als
die Vpn zu rauchen beginnen wollten, wurde ihnen das im Hinblick
auf das geplante Experiment untersagt. Gesellschaftsspiele wurden

unterbrochen, weil diese angeblich den Ausgang des Experiments verfälschen würden. Schließlich versprach man den Vpn ein warmes Frühstück, das natürlich auch nicht eintraf. Gegen Morgen endlich fertigte eine Vp die in Abb. 12 wiedergegebene Kritzelzeichnung an, die von Hand zu Hand ging und von allen Angehörigen der Versuchsgruppe als höchst amüsant empfunden wurde. Auf die Frage, was denn das Bild darstelle, gab es nur eine einzige Antwort: «Die Psychologen!» Eine noch weitergehende Entwicklung in der gleichen Richtung wird aus dem zum Zweck der Diätforschung veranstalteten Hungerexperiment von GUETZKOW und BOWMAN (1946) berichtet. Die Versuchsgruppe begann sich hier sehr bald als eine Wir-Gemeinschaft zu fühlen, die sich von verschiedenen, nicht-hungernden Außengruppen (den Freunden der Vpn einerseits und dem Personal der Forschungsstelle andererseits) deutlich absetzte.

Jeder von uns kann sich wahrscheinlich an Situationen erinnern, in denen es ihm ähnlich erging, nämlich so, daß sich aus einer mehr oder minder zufällig zusammengewürfelten Gruppe eine Gemeinschaft entwickelte, die für eine Weile als recht homogen erschien. Derlei kann bereits im Eisenbahnabteil geschehen, wobei sich freilich später mitunter herausstellt, daß die Basis dieses Wir-Erlebens äußerst schmal war. Ähnliche Erfahrungen folgen gelegentlich auch auf Ferienbekanntschaften. Am Nordseestrand schloß man sich — spielerisch zuerst — zum «Hanseatenbund» zusammen; darauf folgten gemeinsame Bootsfahrten, Tanzabende und Kinobesuche. Schließlich «merkte» man sogar, daß eigentlich alle netten Leute am Strand «Hanseaten» sind. Warum hätte man sich um die andern auch kümmern sollen? Die waren ohnedies nur «Philister», deren Sandburgen man in einem unbewachten Augenblick verunzieren konnte. Im darauffolgenden Herbst und Winter gingen noch einige Lebenszeichen von einem «Hanseaten» zum andern, bald blieben aber auch diese aus. Für eine Weile bestand hier aber eine kohärente Gruppe, deren Zusammenhalt durch den gemeinsamen Namen und den Ansatz zu einem Autostereotyp wesentlich erleichtert wurde.

Eine wichtige Voraussetzung für die Unifikation und die Ausbildung eines Autostereotyps der Wir-Gruppe scheint das Bestehen einer Die-Gruppe zu sein, von der man sich abzusetzen bestrebt ist. Dies geschieht im Zuge der Festlegung eines Hetero-Stereotyps für die entsprechende Die-Gruppe. Autostereotype und Heterostereotype lassen sich wohl immer nur in gegenseitigem Bezug aufeinander sehen. Charakterisiert man sich selbst, so definiert man implizit auch schon einen Eigenschaftsbestand, der den anderen im allgemeinen — oder bestimmten anderen in einer Die-Gruppe — nicht zukommt. Eine Burschenschaft, die sich z. B. «Ehre — Freiheit — Vaterland» zum Wahlspruch erkoren hat, stellt damit indirekt die höchst verwunderliche Behauptung auf, es gäbe akademische Bürger, die Ehre, Freiheit und Vaterland nicht als verbindliche Werte

anerkennen. Sie muß also, um ihr Autostereotyp im Sinne dieser Werttrias fixieren zu können, früher oder später das Heterostereotyp mindestens einer anderen Gruppe so festlegen, daß in ihm für Ehre, Freiheit und Vaterland kein Platz bleibt. Das Verfahren erscheint mir als nicht ganz unbedenklich. Seine pragmatische Rechtfertigung liegt aber darin, daß es überhaupt keine Auslesemerkmale allgemeiner Art gibt, auf Grund deren sich eine wirklich homogene Gruppe zusammensetzen ließe. Man könnte also außerhalb der eigenen Familie niemals dessen gewiß sein, daß man auch wirklich in ganz vertrauter Weise «unter seinesgleichen» ist. Die Gruppe überbrückt diese Unsicherheit durch die Bestimmung eines Autostereotyps und die gleichzeitige Festlegung mindestens eines Heterostereotyps.

Das logische Problem nimmt bald an Schwierigkeit zu, wenn nämlich mehrere Kennbilder für verschiedene Die-Gruppen benötigt werden: Wir, die A-Leute, unterscheiden uns von den B-Leuten einerseits und von den C-Leuten andererseits. Somit gilt es, drei Stereotype so zu formulieren, daß sie miteinander möglichst wenig gemeinsam haben. Ähnliche Kopfzerbrechen stellen sich in der Regel beim Entwurf von Parteiprogrammen ein: Die XPD ist für eine Hebung des allgemeinen Lebensstandards und für die Wiedervereinigung Deutschlands; ihre Visitenkarte ist zugleich ihr Autostereotyp. Womit sollen aber nun YPD, ZPD an die Wählerschaft appellieren?

Wie Nationen einander sehen

Sehr viel deutlicher als im Experiment werden Stereotype in größeren Gruppen, die miteinander entweder im Bündnisverhältnis oder in dem einer Gegnerschaft stehen. Dies gilt vor allem von Nationen, und da bis herab zu dem Witz mit der allgemeinen Einleitung: «Ein Franzose, ein Schotte und ein Deutscher treffen sich...» Auf diesem Gebiet besitzen wir auch die sorgfältigsten Untersuchungen von Stereotypen, wie z. B. die bereits herangezogene UNESCO-Recherche aus den Jahren 1948—1949. Indem wir uns diesen Daten zuwenden, verschiebt sich unser Standort auf dem vorhin skizzierten Kontinuum ganz erheblich nach der Ernstseite. BUCHANAN und CANTRIL legen in ihrem Buch «*How Nations See Each Other*» (1953) die Ergebnisse von Befragungen vor, die in acht Ländern (Australien, England, Frankreich, Holland, Italien, Norwegen, Westdeutschland und USA) an jeweils etwa 1000 Personen durchgeführt wurden. Eine der Fragen hatte den folgenden Wortlaut: «Auf beiliegender Karte ist eine Reihe von Worten angegeben, welche dieser Worte bezeichnen nach Ihrer Meinung das amerika-

nische Volk am besten? Wählen Sie so viele, wie Sie wollen, und nennen Sie die dazugehörigen Nummern. Bitte sagen Sie, wenn Ihnen keines richtig zutreffend erscheint. Nun nehmen Sie die Karte noch einmal vor und sagen Sie uns, welche Worte das russische Volk am besten bezeichnen? usw.

Eigenschaft	Auto-Stereotyp			Deutsches Hetero-Stereotyp		
	Deutschland (DD)	Holland (HH)	USA (AA)	USA (DA)	Rußland (DR)	Frankreich (DF)
1 Sehr arbeitsam	90	62	68	19	12	4
2 Intelligent	64	49	72	34	4	22
3 Praktisch veranlagt	53	36	53	45	8	5
4 Eitel	15	14	22	15	3	20
5 Großzügig	11	23	76	46	2	5
6 Grausam	1	0	2	2	48	10
7 Rückständig	2	1	2	1	41	10
8 Tapfer	63	37	66	6	11	7
9 Selbstbeherrscht	12	36	37	11	3	5
10 Herrschsüchtig	10	5	9	10	12	12
11 Fortschrittlich	39	43	70	58	2	7
12 Friedlich	37	68	82	23	5	12

Tabelle 3: Nationale Autostereotype und Heterostereotype (nach BUCHANAN und CANTRIL; die angegebenen Zahlen sind die Prozentsätze, mit denen eine bestimmte Eigenschaft einer Nation zugeschrieben wurde).

Tab. 3 gibt die Prozentsätze wieder, mit denen deutsche Befragte dem deutschen Volk die aufgezählten zwölf Eigenschaften zuschrieben: Spalte DD, wobei der erste Buchstabe jeweils das Befragungsland und der zweite das von den Befragten beurteilte Land bezeichnet. DD steht somit für das deutsche Autostereotyp, HH und AA bezeichnen das holländische bzw. amerikanische Autostereotyp. Die Spalten DA und DR zeigen die Prozentzahlen, mit denen deutsche Befragte die einzelnen Eigenschaften dem amerikanischen bzw. dem russischen Volke zuschrieben, sie geben somit die deutschen Heterostereotype für diese beiden Völker wieder. Tab. 3 stellt natürlich nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Gesamtmaterial von BUCHANAN und CANTRIL dar, das — selbst wenn man diese wie jede andere Fragebogenuntersuchung mit einigen Vorbehalten betrachten muß — als eine wahre Goldgrube für den Sozialpsychologen bezeichnet werden darf. Allerdings benötigen wir eine Methode, um dieses Material auch auswerten zu können. In diesem Punkte

glaube ich, über das von den Autoren der Originalarbeit Geleistete ein wenig hinausgehen zu können. Für die Schlüsse, zu denen wir gelangen werden, sind diese in keiner Weise verantwortlich.

Ohne auf die technischen Details, die in meiner *Sozialpsychologie* (1956) gegeben wurden, näher einzugehen, schlage ich einfach vor, diese Daten ebenso zu behandeln wie die kontrollierten Assoziationen im Exkurs über die Einsamkeit¹. Wir haben es daher mit Eigenschaftsprofilen zu tun, zwischen denen sich durch unser Q-Maß Ähnlichkeitskorrelationen feststellen lassen. Für die sechs in Tab. 3 wiedergegebenen Profile kann gezeigt werden, daß z. B. zwischen DD und AA ein Q-Wert von 0,68 besteht, d. h. daß die beiden Autostereotype einander recht ähnlich sind. Stärker als das amerikanische ähnelt dem deutschen allerdings das holländische Autostereotyp, $HH : DD = 0,78$. Weiter ergibt sich, daß das deutsche Heterostereotyp des Amerikaners (DA) dem amerikanischen Autostereotyp (AA) recht ähnlich ist ($Q = 0,66$), während es dem deutschen Autostereotyp (DD) nicht sonderlich ähnelt ($Q = 0,30$); es steht zu diesem freilich auch in keiner Gegensatzrelation. Dieser Fall deutet sich hingegen beim deutschen Heterostereotyp des russischen Volkes (DR) an: $Q = -0,39$. Ebenfalls in einer näherungsweisen Gegensatzrelation stehen das deutsche Amerikanerbild und das deutsche Russenbild ($DA : DR = -0,58$). Schließlich läßt sich aus Tab. 3 noch ersehen, daß das holländische Autostereotyp (HH) dem amerikanischen (AA) ähnlicher ist ($Q = 0,87$) als dem deutschen ($Q = 0,78$). An dieser Stelle ist einzuschreiben, daß wir unter Zuhilfenahme des Profilvergleichs Antworten auf Fragen erhalten, die an sich und in direkter Weise gar nicht gestellt wurden. Niemand wurde in Westdeutschland etwa danach befragt, ob sich die Deutschen im allgemeinen den Amerikanern ähnlicher fühlen als z. B. den Russen. Ganz abgesehen von den nunmehr vorliegenden Daten glaube ich, daß diese Frage mit Ja zu beantworten gewesen wäre. Der Profilvergleich zeigt: $DD : DA = 0,30$ und $DD : DR = -0,39$; damit wird aber das *«Ja»* (wohlgemerkt, für Westdeutschland!) bestätigt.

Wir-Gruppen und Die-Gruppen

Wir kommen nun zu der vorhin angeschnittenen Frage zurück, in der es darum ging, daß sich die X-Leute sowohl von den Y-Leuten als von den Z-Leuten zu unterscheiden haben. Sie könnten dies natürlich dadurch tun, daß sie die Gruppen Y und Z mit einander sehr ähnlichen Heterostereotypen ausstatten, von denen sich dann

¹ Zur Berechnung des Q-Maßes vgl. Anhang S. 174.

ihr eigenes Autostereotyp abheben läßt. In diesem Falle würden für sie aber die beiden Gruppen Y und Z nahezu ununterscheidbar. An die Stelle rein theoretischer Spekulationen können wir jetzt konkrete Daten treten lassen, die — wie ich glaube — einer sorgfältigen Überlegung wert sind.

Deutschland		Holland
I. Ähnlichkeit zwischen Auto-Stereotypen		
DD : EE 0,68 : FF 0,58 : AA 0,68	} 0,65	HH : EE 0,91 : FF 0,72 : AA 0,87
		} 0,83
II. Abhebung der Hetero-Stereotype vom Auto-Stereotyp		
DD : DE 0,24 : DF -0,09 : DA 0,30 : DR -0,39	} 0,04	HH : HE 0,58 : HF 0,30 : HA 0,72 : HR -0,44
		} 0,39
III. Ähnlichkeit der Hetero-Stereotype mit dem jeweiligen Auto-Stereotyp		
DE : EE 0,24 DF : FF 0,24 DA : AA 0,66	} 0,38	HE : EE 0,50 HF : FF 0,68 HA : AA 0,80
		} 0,66
IV. Abhebung der Hetero-Stereotype voneinander		
DE : DF 0,48 : DA 0,41 : DR -0,73 DF : DA -0,13 : DR -0,05 DA : DR -0,58	} -0,10	HE : HF -0,05 : HA 0,35 : HR -0,53 HF : HA 0,22 : HR -0,40 HA : HR -0,52
		} -0,15
V. Vergleich der Stereotype		
	DD : HH	0,78
	DE : HE	0,69
	DF : HF	0,00
	DA : HA	0,85
	DR : HR	0,79

Tabelle 4: Der Vergleich zwischen den Stereotypen in Deutschland und in Holland. (Der erste Buchstabe bezeichnet jeweils das Land, in dem das Stereotyp erfragt wurde, der zweite das Land, auf das es sich bezieht: Deutschland = D, Holland = H, England = E, Frankreich = F, Sowjetunion = R, Vereinigte Staaten von Amerika = A).

Tabelle 4 erlaubt in fünf Abschnitten einen Vergleich zwischen der holländischen und der deutschen Stereotypisierungs-Praxis. Wir wissen bereits, daß diese beiden Nationen recht ähnliche Autoste-

reotype besitzen ($Q = 0,78$); dies ist an sich nicht verwunderlich, weil jede Nation sich selbst die guten Eigenschaften in hohem Grade zuschreibt.

Der erste Abschnitt der Tabelle zeigt, daß das deutsche Auto-stereotyp (DD) sich von denen anderer Nationen stärker unterscheidet als das holländische. In der Art, wie wir Deutsche uns selbst sehen, sind wir in der westlichen Welt tatsächlich bis zu einem gewissen Grade Einzelgänger. Eben darum wurde zur Gegenüberstellung das holländische Volk gewählt, dessen Autostereotyp dem der führenden Westmächte sehr viel ähnlicher ist als das unsrige.

Der zweite Abschnitt der Tabelle zeigt uns das Maß, in dem sich das Selbstbild des deutschen Menschen von den Bildern unterscheidet, die er sich von anderen Nationen macht. Recht bedenklich stimmt uns dabei die sehr geringe Ähnlichkeit ($Q = -0,09$), die wir zwischen den Franzosen (DF) und uns selbst (DD) anerkennen. Auf der holländischen Seite überwiegen in diesem Abschnitt die positiven Q-Werte; man fühlt sich dort Amerikanern, Engländern und Franzosen deutlich verwandt und setzt sich nur von den Russen wirklich ab. Dieses Ergebnis nimmt im Hinblick auf die unterschiedlichen Rollen, die das holländische und das deutsche Volk in der Kriegsgeschichte der letzten Jahrhunderte gespielt haben, nicht wunder — es ist nichtsdestoweniger doch beunruhigend. Man darf sich allerdings — vielleicht! — damit trösten, daß die deutsche Verbitterung des Jahres 1948 inzwischen gewichen sein könnte. Stereotype sind wandelbar. Das amerikanische Heterostereotyp

Eigenschaft	1942	1948
1 Sehr arbeitsam	61	49
2 Intelligent	16	12
3 Praktisch veranlagt	18	13
4 Eitel	3	28
6 Grausam	9	50
8 Tapfer	48	28
11 Fortschrittlich	24	15

Tabelle 5: Das amerikanische Heterostereotyp des russischen Volkes (AR) in zwei verschiedenen Erhebungsjahren (nach BUCHANAN und CANTRIL).

für das russische Volk (Tab. 5) war z. B. im Jahre 1942 sehr viel freundlicher als im Jahre 1948; die Ähnlichkeit zwischen den beiden Profilen beläuft sich auch bloß auf den sehr geringen Wert von $Q = 0,32$. Das Stück Weltgeschichte, das sich in diesem Stereotypwandel widerspiegelt, ist uns allen deutlich bewußt.

Im deutschen Falle wären für mich konkrete Daten beruhigender

als dieser Analogieschluß. Ihre Erhebung halte ich für ein dringendes Desideratum, da sich die Vermutung nicht ganz unterdrücken läßt, daß wir mit unseren nationalen Stereotypen eine Sonderstellung in Westeuropa beziehen. Wäre es an dem, so dürften wir uns freilich auch nicht darüber wundern, wenn uns «Arroganz» oder gar noch Schlimmeres nachgesagt würde. Leider hat man in der UNESCO-Untersuchung das Bild des deutschen Volkes, wie sich dieses in anderen Ländern darstellt, nicht erfragt. Aus den amerikanischen Lehrbüchern der Sozialpsychologie läßt sich aber in den gleichen Jahren erfahren, daß dieses Heterostereotyp dem eines Paranoiden oder auch dem eines Zwangsneurotikers glich (vgl. BONNER, 1953). An unserem Autostereotyp gemessen, ist eine solche Behauptung natürlich grotesk falsch, das ändert aber nichts an ihrer Bedeutung für unsere Rolle in der Welt.

Selbstbild und Fremdbild

Im dritten Abschnitt der Tabelle 4 werden einander Autostereotype und Heterostereotype gegenübergestellt. Aus ihm erhellt das vielzitierte «Körnchen Wahrheit», das scheinbar in den Bildern zu finden ist, die wir uns von anderen Nationen machen. Die Q-Werte sind auf beiden Seiten positiv, auf der holländischen sind sie allerdings im Durchschnitt höher als auf der deutschen Seite. Das bedeutet, daß die Holländer andere Nationen eher so sehen, wie diese sich selbst beurteilen und wie diese wohl auch gesehen werden wollen. Wenn wir im allgemeinen finden, daß Autostereotype und Heterostereotype einander bis zu einem gewissen Grade ähneln, so darf dieses Ergebnis doch nicht unkritisch verallgemeinert werden, sonst müßte ja auch das sehr unfreundliche Heterostereotyp, das sowohl Holländer als Deutsche für das russische Volk bereithalten, dem russischen Autostereotyp ähnlich sein. Wir wissen dies nicht, da in der Sowjetunion entweder keine Meinungsforschung getrieben wird oder die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse unterbleibt. Es ist daher im Grunde aussichtslos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob der russische Mensch sich am Ende selbst als «grausam» und «rückständig» und als wenig «intelligent» sieht. Aus den großen Romanen Rußlands ließen sich dafür immerhin einige Belege gewinnen, jedoch stammen diese aus dem vorigen Jahrhundert. Durchaus zweifelhaft ist auch, ob sich gewisse Erfahrungen mit verfeimten Minoritäten auf unser Problem übertragen lassen. In diesen besteht nämlich oftmals eine nicht geringe Tendenz dazu, die ihnen seitens der Majorität zuteil gewordenen Beschreibungen in ihre Selbstbilder aufzunehmen. Es handelt sich z. B. um die Erscheinung des jüdischen Selbsthasses, des jüdischen Antisemitismus,

sowie um die Geringerbewertung von Menschen mit schwarzer Hautfarbe durch amerikanische Neger.

Objektiv gesehen sind die Russen gewiß keine Minorität Europas; diese Tatsache schließt aber noch nicht die Möglichkeit aus, daß sie sich im Grunde ihres Herzens als eine solche fühlen könnten. Sollte der marxistische Aufruf zur Vereinigung der Proletarier vielleicht gerade darum in Rußland wirksam geworden sein, weil man sich dort als das Proletariat Europas erlebte? Damit ergäbe sich auch ein Schlüssel zum Verständnis des Kontaktes, der — offenbar nicht nur aus Staatsraison — zwischen den ehemaligen Kolonialvölkern und der Sowjetunion besteht. Dann wäre aber PETERS DES GROSSEN Besorgnis um die Rückständigkeit seines Landes gegenüber Westeuropa auch heute noch eine Stimmungsrealität, mit der gerechnet werden müßte. Hypothesen dieser Art sind anregend, jedoch hat man sich einzugestehen, daß ihre Überprüfung in der voraussehbaren Zukunft kaum möglich sein wird.

Ganz allgemein dürfte sich sagen lassen, daß das Selbstbild eines Individuums in einem Interdependenzverhältnis zu den Bildern steht, die sich andere von ihm machen. Darin liegt ja z. T. das Wesen der sozialen Bestätigung, von der bereits die Rede war. Abschnitt III der Tabelle 4 legt die Vermutung nahe, daß dieser Satz der Psychologie des Individuums auch in der Gruppenpsychologie seine Gültigkeit besitzt: Man sieht sich selbst stets ein wenig so, wie man gesehen wird; andererseits sehen einen andere aber auch ein bißchen so, wie man sich selbst sieht. Die soziale Problematik des Selbstvertrauens von Individuen, Gruppen und Nationen deutet sich hinter dieser Formulierung an. Außerdem haben wir hier ein eindrucksvolles Beispiel für die in engeren und weiteren Gemeinschaften — z. B. auch im «Europäischen Konzert» — bestehende Reziprozität vor uns.

Einander verstehen und sich verstanden fühlen

Daß wir an dieser Stelle auch das Problem des «Verstehens» zwischen Völkern methodisch in den Griff bekommen können, zeigt der Vergleich des Amerikaner-Bildes in England (EA) mit dem Engländer-Bild in Amerika (AE). Diese beiden Stereotype gleichen einander nur wenig ($Q = 0,32$), obwohl die Autostereotype der beiden Nationen sehr ähnlich sind ($EE : AA = 0,91$). Dabei ergibt sich, daß der Engländer den Amerikaner sich selbst für weniger ähnlich hält ($EA : EE = 0,25$) als der Amerikaner den Engländer ($AE : AA = 0,52$). Man distanziert sich somit in England vom Amerikaner stärker als dies — in umgekehrter Richtung — in Amerika bzgl. des Engländers der Fall ist. Das Selbstbild des Amerika-

ners gleicht dem Bilde, das der Engländer sich von ihm macht (AA : EA = 0,55), ungefähr in demselben Maße wie umgekehrt das Selbstbild des Engländers dem Bild gleicht, das der Amerikaner von ihm entwirft (EE : AE = 0,62). Man wird daher wohl annehmen dürfen, daß die Angehörigen dieser beiden Nationen das Gefühl haben, sich gegenseitig zu verstehen und voneinander auch verstanden zu werden. «Sich verstanden fühlen» heißt hier einfach, daß das Bild, welches andere von uns zeichnen, unserem Selbstbild entspricht. So betrachtet müßten sich Amerikaner am besten von Norwegern und Holländern verstanden fühlen, am wenigsten von Franzosen (FA : AA = 0,44), erheblich besser schon von Deutschen (DA : AA = 0,66). Auf Grund meiner eigenen Erfahrungen in den USA glaube ich diese Deduktion bestätigen zu können.

Im vierten Abschnitt der Tab. 4 haben wir es mit dem Ausmaß zu tun, in dem Nationen ihre Partner durch die diesen beigelegten Heterostereotype zu unterscheiden vermögen. Dabei fällt auf, daß in Holland Engländer und Franzosen sehr viel schärfer auseinandergelassen werden ($Q = -0,05$) als in Deutschland ($Q = 0,48$). Interessant ist ferner, wie in Deutschland «der Russe» als ein Gegenbild «des Amerikaners» sowohl als «des Engländers» gesehen wird, nicht aber «des Franzosen». In Holland findet sich diese Unterscheidung nicht oder nur kaum, wobei man hier aber das russische Stereotyp auch nicht so stark zum Gegenteil der angelsächsischen Bilder macht.

Der fünfte und letzte Abschnitt der Tab. 4 stellt einander die holländischen und die deutschen Stereotype gegenüber. Offenbar können sich die beiden Nationen über «Amerikaner» und «Russen» recht gut verständigen, sie legen diesen Nationen nämlich sehr ähnliche Stereotype bei; in etwas geringerem Maße gilt dies von den «Engländern». Durchaus mißverständlich würde zwischen den beiden Nationen aber eine Unterhaltung über «den Franzosen», der in Holland schlechthin anders gesehen wird als in Deutschland ($Q = 0,00$). Dieser gewaltige Unterschied ist um so verwunderlicher, als die Selbstbilder der beiden Nationen einander recht ähnlich sind.

Für das «Einander-Verstehen» zwischen Nationen und Gruppen glaube ich vier Bedingungen aufstellen zu können:

1. Die Autostereotype der beiden Gruppen sind einander ähnlich (XX : YY).
2. Das Bild, das sich die eine Gruppe von der anderen macht, entspricht dem Selbst-Bild dieser Gruppe (XY : YY und YX : XX).
3. Das Bild, das sich eine Gruppe von der anderen macht, entspricht dem eigenen Selbstbild (XY : XX und YX : YY).
4. Beide Gruppen sehen andere Gruppen in ähnlicher Weise (XZ : YZ usw.).

Das Maximum des «Einander-Verstehens» läßt sich natürlich nur

dann erreichen, wenn $X = Y$ ist, d. h. aber, wenn die beiden Gruppen miteinander identisch sind. In diesem Falle könnte man aber natürlich gar nicht mehr von zwei Gruppen sprechen. Damit läßt sich, wie mir scheint, der Satz beweisen, daß innerhalb einer homogenen Gruppe ein Maximum an gegenseitigem Verständnis herrscht. Diese Deduktion entspricht dem Konvergenz-Satz der Gruppendynamik, den wir aus dem autokinetischen Experiment SHERIFS und den Laboratoriumsuntersuchungen der Michigan-Schule gewonnen haben. Dennoch wird zu zeigen sein, daß auf längere Dauer konstituierte Gruppen kaum jemals wirklich homogen sind bzw. bleiben, daß sie also vom Maximum des wechselseitigen Verstehens ihrer Mitglieder abrücken.

Ich möchte die Analyse der Völkerstereotype nicht ohne den Hinweis abschließen, daß unsere Resultate keineswegs verlässlicher zu sein vermögen als die vorhandenen Daten und die durchaus neuartige Methode ihrer Auswertung. Beide sind nicht über jeden Zweifel erhaben. Außerdem ist noch einmal an das Jahr 1948 zu erinnern, aus dem diese Daten stammen. Unberührt bleibt von diesen Erwägungen aber die Art der Fragestellung. Wo Gruppen sich zusammenschließen, kommt es zur Ausbildung von Autostereotypen und Heterostereotypen. Zwischen diesen bestehen mannigfaltige Ähnlichkeitsrelationen, in denen sich sowohl die Erfahrungen als die Ansprüche der Gruppen widerspiegeln. Will man diesem Sachverhalt gerecht werden, so ist unbedingt auf die Reziprozität zwischen Selbstbild und Fremdbildern zu achten. Gerade diesen Punkt hat, soviel ich sehen kann, die Forschung bisher nicht genügend gewürdigt.

9. UNGLEICHHEIT INNERHALB DER GRUPPE

Bevor wir noch einmal zu den Ferienlagern SHERIFS zurückkehren, möchte ich ein eigenes Erlebnis einschieben, das die Rangordnung sichtbar werden läßt, die sich in Gruppen bei deren längerem Bestand herauszubilden pflegt. Die interne Differenzierung, um die es dabei geht, kann prinzipiell in zweifacher Weise ermittelt werden: einmal durch die freie Beobachtung und zum andern mit Hilfe des Soziogramms, d. h. der von J. L. MORENO formalisierten Technik, bei der die Verteilung der Vorzugswahlen innerhalb einer Gruppe festgestellt wird. Zur Illustration diene eine Frage, die ich in Washington D. C. einmal an die sieben Teilnehmer an einem sechswöchigen Ferienkurs richtete. Da an amerikanischen Universitäten das Semester jeweils mit einer obligatorischen schriftlichen Prüfung ausklingt, schlug ich meinen Hörern vor, daß wir dabei in Paar-Gruppen operieren wollten. Die beiden Partner würden

die gestellten Aufgaben gemeinsam bearbeiten und dafür auch beide die gleiche Note erhalten. Jede Vp nominierte sodann drei Kursteilnehmer als gewünschte Partner. An dieser Stelle brach ich das Experiment ab, um meinen Hörern dessen Dynamik zu erklären. Die nachfolgende Prüfung ergab übrigens, daß die Studenten recht klug gewählt hatten, d. h. die Anzahl der von jedem einzelnen erhaltenen Stimmen korrelierte sehr hoch mit der Examensnote ($Rho = 0,83$). Gute Schüler waren auch begehrte Partner für die fiktive Paar-Prüfung.

Die Struktur einer Hörergruppe

Da mir die Benotung meiner Hörer stets recht peinlich ist, habe ich dieses einfache Experiment zur Sicherung meines eigenen Eindrucks noch des öfteren wiederholt, und zwar immer mit Ergebnissen, die der nachfolgenden Klassifikation recht gut entsprachen. Die späteren Versuche dieser Art haben aber nur geringe Beweiskraft, weil ich mich in ihnen bei der Notenverteilung vom Soziogramm beeinflussen ließ, während ich im ersten Fall die Befragungsdaten erst nach Beurteilung der schriftlichen Arbeiten auswertete. Im Prinzip handelt es sich hier um eine planmäßig eingesetzte Gruppenleistung vom Typus des Suchens. Ähnlich wie im Experiment mit den geometrischen Figuren (S. 29) produzierten die Vpn Rangreihen ihrer Mitschüler; allerdings wurden von diesen Rangreihen nur die ersten drei Glieder berücksichtigt.

Das soziometrische Bild der Gruppe gibt Abb. 13, aus der ersichtlich ist, daß zwei Studenten je fünfmal gewählt wurden, während einer nur eine einzige Stimme erhielt. Wie üblich unterscheiden wir auch hier zwischen gegenseitigen Wahlen (AB, AD usw.) und einseitigen Wahlen (AE usw.). Das 'Dreieck' der einander gegenseitig wählenden Personen A, B und D könnte eine 'Clique' innerhalb der Gruppe darstellen, bestünde nicht zwischen B und G ebenfalls eine Gegenseitigkeitsrelation. Vp B, die sicherlich über die mäßige Leistungsfähigkeit von G Bescheid wußte, vollzog diese Wahl vermutlich in der altruistischen Absicht, G bei der Prüfung zu helfen. Sie leistete damit einen Beitrag zur Nivellierung der Gruppe. Die Anzahl der gegenseitigen Wahlen (6) entsprach in dieser Gemeinschaft übrigens dem Zufallswert von 5,25 ziemlich genau. Die im Zusammenhang mit Soziogrammen entwickelten wahrscheinlichkeitstheoretischen Betrachtungsweisen brauchen hier nicht wiedergegeben zu werden; sie finden sich in meiner 'Sozialpsychologie' (1956).

Festzustellen ist, daß das Bild unserer Gruppe z. T. wenigstens eine Funktion des Auswahlkriteriums ist. In unserem Falle han-

delte es sich um die mutmaßliche Leistungsfähigkeit im Examen. Wahrscheinlich wäre ein etwas anderes Bild zustande gekommen, wenn die Frage dahin gelaute hätte, mit wem jeder der Kursteilnehmer z. B. eine Ferienreise unternehmen wolle. Das hier wiedergegebene Bild stand aber insofern mit anderen Beobachtungen im Einklang, als die Vp B schon sehr früh in meinem Kurs als Klassen Sprecher zu fungieren begonnen hatte, während die Vp G als eine

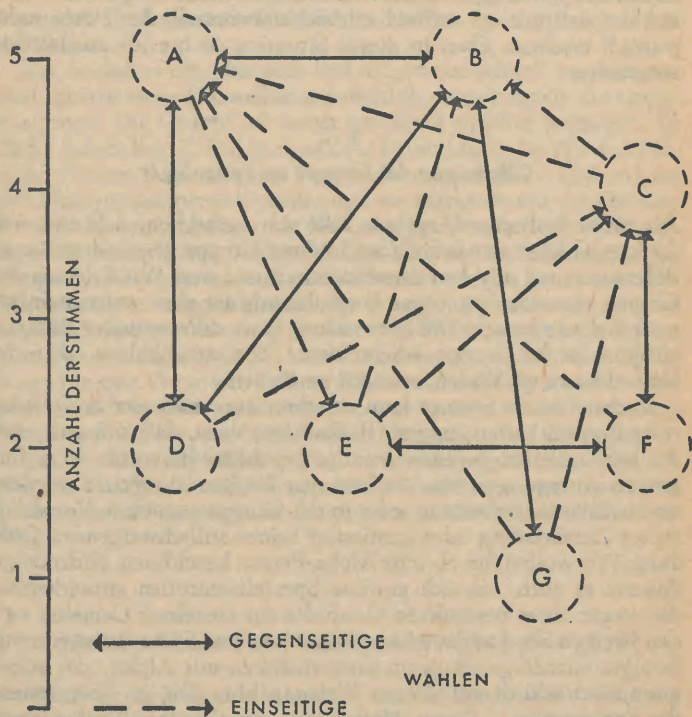


Abb. 13: Das Soziogramm einer Studentengruppe (gegenseitige Wahlen: ausgezogene Linien, einseitige Wahlen: gestrichelte Linien).

Art «Mauerblümchen» kaum jemals in der Diskussion aktiv geworden war. Die Vertrauensstellung, die B einnahm, entsprach allerdings nicht ganz seinen akademischen Leistungen, hinsichtlich derer er von A und C übertroffen wurde. Der Leistungsstar der Gruppe war zweifellos A, dessen Tüchtigkeit aber etwas gewissermaßen Abschreckendes an sich hatte.

Die kleine Gruppe, mit der wir es hier zu tun haben, hatte wäh-

rend der sechs Wochen unserer Zusammenarbeit auch die Ansätze zu einem Wir-Gefühl entwickelt, bei dem sogar die bewußte Abhebung von anderen Gruppen eine Rolle spielte. Eines Tages überraschte mich der Klassensprecher mit der Frage, ob ich nicht auch fände, daß diese Klasse (‹Wir›) viel anregender sei als eine andere von mir um die gleiche Zeit unterrichtete. Ich konnte dies zwar nicht bejahen, jedoch mußte ich mir eingestehen, daß ich selbst in dieser Gruppe einigermaßen heimisch geworden war, so sehr immerhin, daß mir die individuelle Schlußbenotung der Hörer recht peinlich erschien. Eben in dieser Situation dachte ich an das Soziogramm.

Gliederung der Gruppe im Ferienlager

Als unser bisheriges Ergebnis läßt sich verbuchen, daß eine auf die Ungleichheit der Individuen in einer Gruppe gegründete Rangdifferenzierung mit dem Zusammenhalt und dem Wir-Erlebnis der Gruppe vereinbar ist. Diese Formulierung ist aber wahrscheinlich noch viel zu schwach: Die Entwicklung einer differentiellen Binnenstruktur in der Gruppe scheint deren Zusammenhalt u. U. nicht bloß nicht zu gefährden, sondern zu fördern.

In den Lagern SHERIFS kam es schon kurz nach der Aufgliederung in zwei Untergruppen (II. Stadium) dazu, daß sich auf jeder der beiden Seiten jeweils ein Junge besonders hervortat. Von ihm gingen Anregungen aus, die von den übrigen akzeptiert wurden, und bald bedurfte nahezu jeder in der Gruppe geäußerte Vorschlag seiner Zustimmung oder zumindest seiner stillschweigenden Duldung. Wir wollen ihn als eine Alpha-Person bezeichnen. Nicht lange dauerte es auch, bis sich gewisse Spezialistenrollen entwickelten, die wegen ihres besonderen Geschicks auf einzelnen Gebieten von den übrigen als ‹Fachleute› anerkannt wurden. Diese Anerkennung erfolgte allerdings schon im Einvernehmen mit Alpha oder sogar ganz ausdrücklich auf dessen Weisung hin: ‹Du, X, übernimmst die Sportgeräte . . .› usw. Hinsichtlich der einzelnen Spezialistenrollen stellte sich nach einiger Zeit auch der Konsensus ein, daß manche von ihnen höher zu bewerten seien (z. B. die des Sportwartes), andere geringer (z. B. die des Kochs). In der Regel war Alpha aber nicht gleichzeitig der Inhaber der am höchsten bewerteten Spezialistenrolle. Ihm oblag vielmehr auf Grund einer nicht eigentlich ausgesprochenen Übereinkunft die Koordination der Einzelleistungen und späterhin auch die Vertretung der Gruppe nach außen hin. Gelegentlich kam es allerdings zur Bedrohung der Position des Alpha durch den Inhaber der am höchsten bewerteten Spezialistenrolle. Der interne Differenzierungsprozeß der Gruppe fand

seinen Abschluß darin, daß jedes Gruppenmitglied einen mehr oder minder spezifischen Kompetenzbereich für sich abgesteckt hatte, innerhalb dessen seine Zuständigkeit von den übrigen Gruppenmitgliedern respektiert wurde. Schon nach wenigen Tagen hatten die Gruppen eine relativ feste Struktur gewonnen, die sich einmal durch freie Beobachtung und zum andern mit Hilfe des Soziogramms feststellen ließ. Die meisten Vorzugswahlen entfielen auf Alpha; einzelne Jungen erhielten jedoch überhaupt keine Stimme, obwohl sie weder als Außenseiter betrachtet wurden noch gar sich selbst so fühlten.

Das Sozialsystem, das sich hier ungemein schnell ausdifferenziert, gleicht einer Hierarchie mit deutlich ausgeprägten Vorrangrelationen. Die Gruppe ist somit gar nicht wirklich homogen. Es dürfte jedoch kein Zufall sein, daß die Entwicklung des Wir-Gefühls in der Gruppe ihrer internen Strukturierung parallel verlief. Alpha identifizierte sich persönlich offenbar am stärksten mit der Gruppe, er vernachlässigte daher auch die Korrespondenz mit seinen Eltern in größtlicher Weise, jedoch blieben auch die niedrigst-rangigen Mitglieder der Gemeinschaft fest verbunden. Alpha hatte zwar den Gruppennamen vorgeschlagen, die Anregung dazu, sich mit der Gegnergruppe zu messen, ging aber von einem Jungen aus, der im Mittelbereich der Hierarchie stand. Interessanterweise hatte dieser Junge für eine Weile eine höhere Position, die des Sportwartes, angestrebt. Als er diese nicht erlangte, war es zu einer Verstimmung gekommen, die für eine Weile seinen Verbleib in der Gruppe zweifelhaft machte. Schließlich entlud sich seine eigene Aggressivität aber nach außen (in Richtung auf die Nachbargruppe); statt den Zusammenhalt der eigenen Gruppe zu gefährden, verstärkte sie diesen.

Interne Rivalität und außengerichtete Aggressivität

Natürlich handelt es sich hier «nur» um die Spiele von 12jährigen Jungen, die bereits gewisse Vorstellungen mit sich brachten, wie man eine Gruppe organisiert. Die Ereignisse stellen somit nicht Entdeckungen im eigentlichen Sinne dar. Gerade das Verhalten des Aufwieglers bekundet jedoch die Lebensechtheit der Vorgänge in diesem Lager. Die dynamische Konstellation zwang ihn in eine Rolle, die Gruppen nur selten bewußt ausgestalten, die sie in der Regel auch nicht anerkennen, und die es trotzdem gibt. In größeren politischen Parteien findet man z. B., daß die heftigsten Vorstöße gegen Konkurrenzparteien von Funktionären ausgehen, die meistens nicht an der Spitze ihrer eigenen Gruppe stehen. Vorwürfe gegen eine zu laxen Parteiführung, die ihrerseits auf eine Radikali-

sierung abzielen, entstammen recht häufig einer Situation, die sich auch in den Sommerlagern SHERIFS wiederholt zu haben scheint. Wir notieren daher als eine besondere Möglichkeit der Gruppe die Verwandlung interner Rivalität in außengerichtete Aggressivität.

Diese Entwicklung stellt einen Spezialfall der von der Yale-Schule proklamierten *«Frustrations-Aggression-Hypothese»* dar, die im aggressiven Verhalten des Individuums dessen Versuch erblickt, sich das Eingeständnis einer eigenen Enttäuschung zu ersparen. Der Meister, der seinen Lehrling ohrfeigt, *«weil»* das Geschäft schlecht geht, exemplifiziert diesen irrationalen aber höchst wirk-samen Zusammenhang. In kohärenten Gruppen richtet sich aber das aggressive Verhalten ihrer enttäuschten Mitglieder nicht gegen andere Angehörige der Gruppe, sondern gegen Außengruppen. Für das schlechte Wetter, das einem den Sommerurlaub verdirbt, macht man auf diese Weise gern die Weltmächte verantwortlich, die mit Atombomben experimentieren. Das ist, von der Binnengruppe her gesehen, immerhin wohl noch harmloser, als wenn man seinen Ärger an den Bediensteten des Gasthofes ausließe, in dem man die verregneten Ferien verbringt. Nicht ganz unklugerweise sind auch die Kellner von der Schuld der Weltmächte überzeugt; einmal wäre es ja für sie keineswegs lohnend, durch ihren Widerspruch nun doch den Verdruß des Gastes auf sich zu lenken, zum ändern haben auch sie selbst wegen des schlechten Geschäftsganges eine Enttäuschung zu verwinden. Man einigt sich daher auf Kosten eines Dritten und vollzieht damit eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens. Eine ärgerliche und recht unheimliche Situation ist geklärt, auch wenn die für Wetterfragen zuständigen Spezialisten der eigenen Gruppe, die Meteorologen, nicht von der Schuld der Weltmächte überzeugt sein sollten.

Die Gleichheits-Utopie

Fast überall, wo Gruppen für längere Zeit bestehen, kommt es zu einer internen Differenzierung bzw. zur Festlegung einer Rangordnung. Diese Erscheinung ist bereits im Tierreich anzutreffen (die Hackordnung der Vögel z. B.), sie läßt sich auch dann kaum vermeiden, wenn dies eigens beabsichtigt wird. Dies illustriert das traurige Schicksal der utopischen Gemeinschaftsgründungen, in denen von vornherein alle Rangunterschiede negiert wurden, so z. B. in R. OWENS *«New Harmony»* (1825—1827) und in den von CH. FOURIER inspirierten *«Phalansteren»* in Nordamerika. Besonders eindrucksvoll sind die Erlebnisse der drei Engländer, die sich im Jahre 1817 auf der einsam im südlichen Atlantischen Ozean gele-

genen Insel Tristan da Cunha ansiedelten (MUNCH, 1945). Dem Geist der Zeit folgend schlossen sie zu Beginn ihres Aufenthaltes einen Vertrag, in dem schriftlich festgelegt wurde, daß kein Mitglied einen Vorrang irgendwelcher Art in Anspruch nehmen solle, alle Mitglieder seien in jeder Hinsicht als gleich zu betrachten. Fünf Jahre später, als sich weitere gestrandete Seeleute auf der Insel eingefunden hatten, wurde ein neuer Vertrag entworfen, der diesmal bereits die Rangdifferenzierung, zu der es in der Zwischenzeit gekommen war, namentlich festlegte. Ein norwegischer Ethnologe, der die Insel im Jahre 1938 besuchte, zählte auf ihr 103 Bewohner männlichen und 85 Bewohner weiblichen Geschlechts, die ein sehr eigenartiges Gesellschaftssystem entwickelt hatten. Trotz der Festlegung einer Rangordnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es auf der Insel keine eigentliche Regierung. Wo die koordinierte Leistung mehrerer notwendig wurde, bildete sich eine temporäre Führerrolle aus. Im übrigen war aber jeder Versuch, sich als Individuum hervorzutun, streng verpönt.

Die Bewohner werden als äußerst freundlich und rücksichtsvoll geschildert; Gewalttaten ereignen sich überhaupt nicht. Gelegentlich kommen allerdings Diebstähle vor, doch bleibt dabei der Dieb ohne Strafe; das gestohlene Gut wird einfach dem rechtmäßigen Eigentümer zurückerstattet. Etwa auftretende Meinungsverschiedenheiten erreichen ihren Höhepunkt damit, daß die Streitenden für eine Weile nicht mehr miteinander sprechen. Paradiesische Zustände, die gut zu dem Bild extremen Konservativismus passen, das die Inselkultur darbietet, die aber gewiß nicht zum Vorbild der menschlichen Gesellschaft überhaupt werden können. Die Gruppe ist erstens so klein, daß sie tatsächlich mit einem einzigen Verwaltungsträger auskommt, der in diesem Falle der Kirchenälteste zu sein scheint. Diese Behauptung ergibt sich auf Grund der später (S. 120) zu erörternden empirischen Beziehungen zwischen der Größe des Verwaltungsapparates (V) und der Populationsstärke (P), deren Extrapolation für $V = 1$ auf $P_0 = 164$ Personen, d. h. auf die Durchschnittsgröße von Primitivstämmen, führt. Zum zweiten sind die Bewohner von Tristan da Cunha durch das weite, wenig befahrene Meer von jeder möglichen Die-Gruppe getrennt. Wir haben hier den höchst seltenen Fall einer Wir-Gruppe vor uns, die sich nicht erst von anderen Gruppen abzuheben braucht. Sie bedarf daher auch keines organisatorischen Zusammenschlusses.

Eines stimmt allerdings bedenklich: die norwegischen Beobachter wurden mehrmals Zeugen zwanghafter Krampfstände, die — meistens gelegentlich größerer Zusammenkünfte auftretend — von einem Individuum auf andere übersprangen. Eine dieser Anfallswellen nahm ihren Ausgang bei einer Tanzunterhaltung von einer jungen Frau und erfaßte innerhalb kurzer Zeit 16 weitere Frauen — immerhin ein Fünftel der weiblichen Population — und einen Kna-

ben. Ich frage mich, ob nicht genau darin, d. i. im unbehinderten Konvergenzverhalten, die Gefahr der strukturlosen Wir-Gruppe zu erblicken ist. Völlig strukturlos war übrigens, wie der Fall zeigt, auch die Inselgemeinschaft nicht; die Welle hätte sonst wohl auch auf das männliche Geschlecht übergreifen müssen. Die interne Differenzierung der Gruppe durch eine Rangstruktur darf vermutlich u. a. auch als eine Schutzeinrichtung gegen extremes Konvergenzverhalten aufgefaßt werden. Diese Überlegung leitet uns zu der im II. Abschnitt gegebenen Unterscheidung zwischen Gruppen und Massen zurück. In der Menge des bloßen Nebeneinander ist der Einfluß des Verhaltens eines Individuums auf das anderer gering und — *per definitionem* — gleich Null. In der homogenen Wir-Gruppe erreicht dieser Einfluß maximale Stärke, während er sich in der differenzierten Wir-Gruppe innerhalb systembedingter Grenzen hält. Diese Deduktion wird auch durch die Experimente von BOVARD (1951, 1953) und von SODHI (1953) weitgehend bestätigt.

Die gruppendynamische Gleichgewichtslage, deren wir nunmehr ansichtig werden, ist höchst interessant: Die Gruppe bedarf zur Koordinierung der Leistungen ihrer Mitglieder und zur Verhinderung des Umsichgreifens von Massenemotionen einer internen Differenzierung. Dabei läßt sich aber kaum vermeiden, daß die Ansprüche einzelner Mitglieder enttäuscht werden. Die Gruppe könnte nun in rivalisierende Parallel-Organisationen zerfallen. Erweist sich ihr Zusammenhang aber stark genug, so kommt es zu Spannungen gegenüber Nachbargruppen. Man muß sich von diesen nun auch begrifflich absetzen und die entsprechenden Stereotype daher so gestalten, daß sie einer Schwarz-Weiß-Zeichnung ähnlich werden. Damit erhöht man aber den Zusammenhalt der eigenen Gruppe und — ohne dies zu intendieren — auch den der Feindgruppe. Daß im Dritten Reich von einer ‚plutokratisch-kommunistischen Weltverschwörung‘ gesprochen wurde, mag z. B. den zeitweiligen Ausgleich der ideologischen Differenzen zwischen England und Amerika einerseits und der Sowjetunion andererseits erheblich erleichtert haben. Die interne Festigkeit der kommunistischen Parteien mancher westlicher Staaten gründet wohl auch nicht zum geringen Teil in der solidarischen Ablehnung, die ihnen von den übrigen Parteien entgegengebracht wird. Ferner ist an eine zwischen 1933 und 1945 sehr wenig kohärente Gruppe zu erinnern, die der ‚Parteigenossen‘, der die unterschiedslose Verfemung ihrer Mitglieder in den ersten Nachkriegsjahren — ganz paradoxerweise — ein verstärktes Wir-Erlebnis nahelegte.

Daß Gruppen, indem sie sich selbst festigen, auch in Gegnerschaft zu anderen Gruppen geraten, ist die tiefe Tragik des menschlichen Gemeinschaftslebens, der gegenüber auch die christliche Weisung des ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst‘ fast stets machtlos

bleibt. Lautet ihre Übersetzung nicht eigentlich: Fühle dich von den Angehörigen der Fremdgruppe nicht weiter entfernt als von denen deiner Wir-Gruppe?

Spaltung und Wiedervereinigung

Nunmehr erhebt sich die bange Frage nach den Folgeerscheinungen des Zusammenschlusses zweier staatlicher Gruppen auf deutschem Boden. Die vorliegenden Erfahrungen mit Gruppen der verschiedensten Größe gestatten behutsame Vorgriffe auf das Problem der deutschen Wiedervereinigung. In westdeutscher Sicht erscheint die DDR als ein Gebilde, dessen Kohärenz von den Machtmitteln der Sowjetunion erborgt ist. Die Widerstände gegen ein Verlassen der Gruppe sind vielfach nicht im Innern ihrer Bewohner beheimatet; es gibt daher einen Flüchtlingsstrom nach dem Westen, der daselbst als eine Bestätigung des eigenen Systems empfunden wird. Abgesehen von diesen propagandistischen Auswirkungen und vom Verlust an Arbeitskräften entspricht diese Flüchtlingsbewegung aber durchaus dem Interesse der Pankower Machthaber. In der von diesen verwalteten Gruppe wird die Opposition geschwächt. Neben dem Zwang der Gewalt gibt es im Osten, wie überall auf der Welt, auch persönliche Widerstände gegen ein Verlassen der Gruppe. Man hängt an der engeren Heimat und ihren Menschen sowie an der gewohnten Beschäftigung. Außerdem gibt es selbstverständlich sowohl ausgesprochene Parteigänger der Regierung als auch Mitläufer, die sich ohne ernsthafte politische Überzeugung in ihren Positionen geborgen fühlen. Der geringschätzig Unterton des Wortes «Mitläufer» entspricht dabei in keiner Weise der Bedeutung dieses Segments der Bevölkerung, das schon rein zahlenmäßig erheblich stärker sein dürfte als gemeiniglich angenommen wird. Wichtiger noch ist die Lenkung der Aggressivität dieses Bevölkerungsteiles. Gelingt es der Regierung der DDR, bei diesen Personen den Eindruck zu erwecken, daß ihre Positionen durch westdeutsche Anwärter bedroht seien, so läßt sich ein echtes Wir-Erlebnis schaffen. Damit entstünde aber auch ein Auto-Stereotyp, von dem sich das Bild der westdeutschen Bevölkerung recht unvorteilhaft abhöbe. Von da ab wäre auch damit zu rechnen, daß sich die im Binnenverkehr der sowjetischen Besatzungszone entstehenden Verstimmungen als Aggressionen gegen den Westen wenden. Es bedürfte dann auch nicht mehr des Zwanges zur Aufrechterhaltung der Kohärenz des Systems.

Ich befürchte, daß man sich im Westen diese Problematik nicht immer sorgfältig genug überlegt. Man hätte sonst schon längst einsehen müssen, daß die These von der Erhaltung der sozialistischen

Errungenschaften im wesentlichen die Gefährdungsmöglichkeit der ostzonalen Mitläuferpositionen zum Gegenstand hat. Am Tag der Wiedervereinigung wird es in der mitteldeutschen Verwaltung mehrere hunderttausend Menschen geben, die nach westlichen Begriffen «belastet» sind. Gleichzeitig wird aber in dem vereinigten Gebiet ein Bedarf an Verwaltungsträgern bestehen, der größer ist als die Summe der beiden bisherigen Verwaltungsapparate. Dies

ergibt sich aus der empirischen Beziehung $V = \frac{1}{325} P^{1,134}$, die den

Zusammenhang zwischen der Größe des Verwaltungsapparates (V) und der Population (P) beschreibt (HOFSTÄTTER, 1954, 1956). Eine überschlägige Berechnung zeigt, daß der zusätzliche Bedarf an Verwaltungsträgern im wiedervereinten Deutschland ungefähr so groß ist wie die derzeitige Anzahl von Verwaltungsträgern in der sowjetischen Besatzungszone. Tatsächlich wird also gar nicht ernsthaft daran gedacht werden können, diese Personen ihrer Stellungen zu entheben. Daraus folgt aber, daß man schon heute gut daran täte, entprechende Befürchtungen zu zerstreuen.

Nahezu alles wird am Tag der Wiedervereinigung davon abhängen, ob eine echte Reintegration der beiden Bevölkerungsgruppen gelingt. Von den Methoden, die SHERIF in seinen Lagern diesbezüglich im IV. Stadium ausprobiert hat, scheint mir der «gemeinsame Gegner» nicht ernstlich in Frage zu kommen. Die «gemeinsame Freude» (ein Jubel, der den beim Anschluß Österreichs im Jahre 1938 wohl noch überträfe) und der «gemeinsame Vorteil» (doppelseitige Wirtschaftsbeziehungen nach Ost und West) sind hoch zu veranschlagen. Wie die Dinge liegen, dürfte der «gemeinsamen Not» mindestens anfänglich eine ganz besondere Bedeutung zukommen. Auch falls die Wiedervereinigung nicht von allzu drückenden Reparationsforderungen überschattet werden sollte, wird die vorhandene Konsumgüterproduktion, vermindert um den gesteigerten Export, erhebliche Schwierigkeiten der Bedarfsdeckung mit sich bringen. Ich glaube, daß wir allen Grund dazu haben, uns auf ein gruppendynamisches Problem größten Ausmaßes vorzubereiten. Dabei ist auch ein leichter Wandel des deutschen Autostereotyps und ein größerer an den Heterostereotypen, die wir anderen Völkern zulegen, in Rechnung zu stellen.

Daß es für uns überhaupt die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung gibt, ist nicht zuletzt in unserem Autostereotyp begründet. Dieses enthält nämlich nicht nur eine Anzahl von Attributen, sondern auch den Bezug auf geographische Bestände, das uns angestammte «Land», der in der ersten Strophe des Deutschlandliedes anklingt. Im gegenwärtigen Augenblick stehen wir vor der Alternative zwischen einer Aufspaltung des deutschen Autostereotyps in zwei Rumpf-Stereotype, die sich dann zwangsläufig überstark

voneinander absetzen müßten, und der Rekonstruktion eines gemeinsamen deutschen Autostereotyps in einer Periode der gemeinsamen Not. Beispiele für die Aufspaltung eines Stereotyps kennen wir aus der Geschichte, z. B. die Distanzierung des Amerikanertums vom Engländerum zur Zeit der Unabhängigkeitskriege. England wurde damals sogar als «papistisch» verschrien (MILLER, 1943). Um etwas Ähnliches geht es auch bei der Betonung des «österreichischen Menschen», in dessen Schulzeugnissen die Note für eine Weile nicht im Gegenstand «Deutsch», sondern in «Unterrichtssprache» gegeben wurde. Es fehlte auch nicht an Versuchen zur sprachlichen Verselbständigung der österreichischen Mundart. Die Entscheidung darüber, ob eine Mundart als eigene Sprache zu gelten habe, ob z. B. die Romane FAULKNERs aus dem «Englischen» ins «Deutsche» übertragen werden oder aus dem «Amerikanischen» ins «Österreichische», erfolgt im Zuge einer Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens, durch die Stereotype zurechtgerückt werden.

Der Vorwurf der Blasphemie scheint zwar nicht ganz unangebracht, wenn er sich gegen den Versuch richtet, aus Spielen in Laboratorien und Ferienlagern auf die Weltbühne zu schließen. Dennoch glaube ich, daß wir uns angesichts der vor uns liegenden schweren Entscheidungen aller Denkmittel bedienen sollten, die es gibt. Man hat bei einem solchen Denken am konkreten Modell allerdings die Maßstabsveränderungen gebührend zu berücksichtigen. Einem Tag im Sommerlager dürften etwa zwei bis drei Jahre der Wirklichkeit eines Volkes entsprechen. Die vierzig Jahre, die nach biblischem Bericht zur Volkwerdung Israels erforderlich waren, geben uns davon einen Begriff. Im übrigen halte ich aber dafür, daß sozialpsychologische Hypothesen nicht davor zurückschrecken sollten, sich an Ereignisse heranzuwagen, die sie früher oder später richten werden. Hypothesen können immer falsch sein; sie sollten aber niemals so formuliert werden, daß sie — was immer sich auch ereignen mag — vor der Bloßstellung bewahrt bleiben. Dies scheint mir aus dem Rollenauftrag des Gelehrten in der Gesellschaft zu folgen; seine Überlegungen erproben Sachverhalte mit verminderterem Risiko. Ihm ist daher — zum Unterschied vom Praktiker oder vom Richter — verstattet, sich zu irren und aus seinen Irrtümern zu lernen.

10. RANG UND ANSEHEN

Gegen Ende der dreißiger Jahre gelang es dem Soziologen W. F. WHYTE das Vertrauen eines «Gangs» zu gewinnen, der sich im Elendsviertel einer amerikanischen Großstadt aus arbeitslosen jungen Männern gebildet hatte. Kriminelle Aktivität spielte in dieser Gruppe keine Rolle; sie war in erster Linie dazu bestimmt, ihren

Angehörigen die ihnen sonst versagte soziale Bestätigung zu geben. In dem *Gang* hatte sich eine Rangstruktur entwickelt, die allen Mitgliedern ziemlich deutlich war. Beim Kegeln stellte sich aber heraus, daß ein in der Hierarchie nicht besonders hochstehender Bursche, er sei *Frank* genannt, ganz besonders gute Leistungen erzielte, bessere jedenfalls als der Führer und die «Elite» des *Gangs*. An sich hätte dies noch hingehen können, aber das Kegeln besaß nun einmal seine besondere Bedeutung für diese Gruppe; es war die Lieblingsbeschäftigung. WHITES Beobachtungen zeigen, wie die Gruppe mit ihrem Problem fertig wurde, nämlich so, daß sich nach einer Weile die Rangordnung der Burschen auch auf deren Kegelleistungen übertrug. Die führenden Mitglieder spielten zwar nicht besser, der begabte Mann aus dem Mittelbereich dafür aber schlechter als bisher. Offenbar tat dies *Frank* auch nicht absichtlich, um Weiterungen zu vermeiden; es ergab sich mehr oder minder von selbst so.

Man muß sich in Situationen hineindenken, die — wie das Kegeln — eine sehr feine senso-motorische Koordination verlangen, um den Hergang der Dinge zu verstehen. Wenn *Frank*, der «für seine Verhältnisse» zu gut spielte, die Kugel nahm, überkam ihn unter den Augen seiner Genossen eine Spannung, und das Ergebnis war eine mäßige Leistung. Diese aber wurde mit Befriedigung quittiert, sie paßte zu dem Bild, das sich die Gruppe von ihm machte und das er vermutlich eben zu akzeptieren begann. *Frank* selbst brachte seine Verwunderung durch die Bemerkung zum Ausdruck, daß er nicht mehr kegeln könne, wenn ihm die anderen zuschauten. Merkwürdigerweise war er aber noch immer ein respektabler Spieler, wenn er in anderen Gesellschaften auftrat. Die Geschichte illustriert das Interdependenzverhältnis zwischen Standort in der Gruppe, Selbstgefühl und Leistung. Die Redewendung, jemand fühle sich «gehoben», peilt wohl denselben Zusammenhang an.

Wo sich in Gruppen Rangordnungen etabliert haben, pflegen diese auch in Situationen sichtbar zu werden, die für die entsprechenden Gruppen belangvoll sind. Dieser Satz scheint einigermaßen unabhängig von dem Ausmaß der individuellen Begabung und Übung zu gelten, da diese Möglichkeiten bezeichnen, deren Aktualisierung die Umstände zu begünstigen oder auch zu erschweren vermögen. Aus eigenen Erfahrungen ist uns bekannt, daß man bisweilen einfach «zu nervös» sein kann, um etwas Brauchbares zu leisten. Offenbar war auch der gute Kegelspieler *Frank* im Beisein der *Gang*genossen «zu nervös».

Das Fatale am Kegelspiel ist, daß sich Leistung und Beurteilung nicht gut voneinander trennen lassen. Die Kegel fallen und bleiben liegen, man hat also genügend Zeit, sie auszuzählen. Wo zu einer solchen Trennung aber die Möglichkeit besteht, braucht sich die Leistung gar nicht den Erwartungen einer Gruppe anzupassen, da schon deren Beurteilung erwartungsgemäß auszufallen pflegt. Zwei Experimente von HARVEY (1953) und SHERIF (1955) illustrieren diesen Sachverhalt am Beispiel des Zielwerfens nach einer Scheibe, die nicht mit den üblichen konzentrischen Ringen ausgestattet war. HARVEY beschaffte sich seine Vpn aus Jugendgruppen, wobei er von jeder Gruppe drei Mitglieder einlud, den Führer, das Mauerblümchen mit der niedrigsten Rangposition und einen Vertreter des Mittelbereichs. Beim Zielwerfen wurden diese Vpn dazu aufgefordert, nach jedem Wurf das Ergebnis ihres nächsten Versuches vorauszusagen. Außerdem erstellten die Zuschauer eine Prognose. Zwischen den Rangpositionen der Werfenden und den Erwartungen hinsichtlich ihres Erfolges ergab sich eine sehr hohe positive Korrelation ($r = 0,83$); das meiste wurde vom Gruppenführer erwartet, am wenigsten vom Mauerblümchen.

SHERIFs Experiment fand in einem seiner Sommerlager statt und bediente sich einer Versuchsanordnung, die den Spielern die korrekte Feststellung ihrer Erfolge erschwerte, die aber dem Versuchsleiter deren genaue Ermittlung erlaubte. Die mit einem Stück Tuch bedeckte Zielscheibe bestand aus konzentrischen Ringen, die jeder für sich beim Anprall des Balles einen elektrischen Kontakt schließen konnten. In den beiden untersuchten Teilgruppen des Lagers (II. Stadium) ergab sich eine hohe positive Korrelation zwischen der Beurteilung der Leistung durch die Gruppe und dem Standort des Spielers im Soziogramm der Gruppe ($Rho = 0,70$). Die tatsächliche Leistung korrelierte hingegen überhaupt nicht mit dem Rang ($Rho = -0,02$); zwischen ihr und dem Gruppenurteil bestand nur eine sehr geringfügige, statistisch nicht verlässliche Korrelation ($Rho = 0,28$).

Das Ergebnis der Wurfspiele «bestätigte» den *consensus* der Gruppen: gute Leute haben gute Leistungen — namentlich dann, wenn die Kriterien für die Leistungen unsicher sind. In SHERIFs Experiment wurde diese Unsicherheit einmal durch die Verdeckung der Zielscheibe und zum andern dadurch gewährleistet, daß die Bälle sofort zurücksprangen und keine Spuren hinterließen. HARVEY verwendete kleine, am Ende mit einer Spitze versehene Wurfkeulen, die sich in die Zielscheibe einbohrten; die Schätzungen seiner Vpn bezogen sich aber auf den Erfolg beim nächsten Wurf und gewannen daher ihre Unsicherheit.

Meine eigenen Erfahrungen im Bereich der Heerespsychologie

haben mich dahingehend belehrt, daß unter ähnlichen Umständen gute Leute auch gute Leistungen zeigen, sei es im Aufsatz, bei der Gruppendiskussion oder in der Turnhalle. Sofern nämlich einer der mitprüfenden Offiziere einen der Anwärter entweder besonders oder gar nicht sympathisch fand, hatte er nur selten Mühe, diesen Eindruck auch in der Beurteilung der Leistungen des Prüflings bestätigt zu finden. Ein gut Teil der Problematik einer nicht mit objektiven Tests betriebenen psychologischen Diagnostik verbirgt sich hinter dieser Beobachtung. Werden aber objektiv auswertbare Tests verwendet, so bleiben diese oft gerade darum unbefriedigend, weil «gute Leute» in ihnen bisweilen auch schlecht abschneiden können. Die Psychologie ist dieses Phänomens bereits vor mehr als dreißig Jahren ansichtig geworden (THORNDIKE, 1920), es läuft seither unter dem Namen «Halo-Effekt», der unsere Geneigtheit bezeichnet, von einer augenfälligen und entweder als sehr positiv oder stark negativ bewerteten Eigenschaft auf andere weniger augenfällige Eigenschaften im gleichen Sinne zu schließen. Wir haben dem nur hinzuzufügen, daß der gruppenspezifische Rangplatz eine höchst augenfällige Eigenschaft ist, die auf die Beurteilung von Charakterzügen, Fähigkeiten und Leistungen sehr stark auszustrahlen pflegt.

Der Vorteil, den die Angehörigen der höher geachteten Bevölkerungsschichten in vielfacher Hinsicht genießen, ihr Prestige, stammt zum gut Teil aus dem Halo-Effekt. Schon bei elf- bis zwölfjährigen Kindern findet WARNER (1953), daß diese auf die Frage, wer in der Schulklasse beliebt, ein Führer, manierlich, hübsch und reinlich sei, in der überwiegenden Mehrzahl Kinder aus dem gehobenen Mittelstand nennen und nur sehr selten Kinder aus den einfacheren Bevölkerungsschichten. Diese Tendenz ist bei weitem stärker, als sich selbst auf der Basis der großzügigsten Annahmen über die Ungleichheit der Eigenschaftsverteilung in sozialen Schichten rechtfertigen ließe.

Angesichts dieser Ungerechtigkeit müssen wir uns eingestehen, daß der Begriff des Ranges nahezu sinnlos wäre, wenn ein und dieselbe Person eine Anzahl sehr verschiedener Rangplätze zur gleichen Zeit innehaben könnte. Da es aber andererseits gewisse Eigenschaften und Begabungen gibt, die miteinander so gut wie gar nicht korrelieren, ließe sich diese Möglichkeit objektiv nicht ausschließen. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Thesen wird dadurch überbrückt, daß in die soziale Rangbemessung nicht Eigenschaften und Fähigkeiten selbst eingehen, sondern bloß Meinungen darüber, wie ein Mensch geartet sei und wie es um seine Leistungsmöglichkeiten stehe.

Selbstverständliche Rangordnungen

Bei Gruppen, in denen sich interne Rangdifferenzierungen ausgebildet haben, können wir nicht mehr in dem einfachen Sinn wie früher von Tendenzen zur Konformität und vom Phänomen der subjektiven Unifikation sprechen. An ihre Stelle tritt nunmehr die Tendenz zur Prägnanz der Rangordnung. Durch eine Leistung vom Typus des Bestimmens legt die Gruppe den Rangplatz ihrer Mitglieder fest, wobei größere Gruppen sich allerdings darauf beschränken müssen, ihre Mitglieder nach Kategorien zu stufen, z. B. nach deren Berufen oder im Sinne des Auszählverses: «Kaiser — König — Edelmann, Bürger — Bauer — Bettelmann.» Wo in diesem Register Schuster, Schneider, Leinenweber und sogar der Totengräber vorkommen, habe ich leider vergessen. Ist das Rangsystem einmal bestimmt, dann gilt von diesem, was vorhin ausgeführt wurde: Die Gruppe wacht über dessen Aufrechterhaltung sehr sorgsam und duldet nur geringe Abweichungen der individuellen Beurteilungen von der Norm. Sie definiert damit auch, was sie hinsichtlich ihres Rangsystems als extremistische Meinungen aufzufassen bereit ist. Als GANDHI für die Gleichberechtigung der Paria eintrat, verstieß er gegen eine Gruppennorm; nicht minder tat dies der Abbé SIEYÈS mit der Frage *«Qu'est-ce que le tiers-état»* (1789). Die Begriffe «Extremismus» und «Radikalismus» assoziieren wir wohl überhaupt meistens mit Rangvorstellungen, die von der Gruppennorm abweichen; durch sie werden soziale Gewißheiten erschüttert.

Im Zeitalter der fraglich gewordenen Selbstverständlichkeiten läßt sich nur mehr schwer begreifen, wie beruhigend eine nicht angezweifelte, für gott- oder naturgewollt erachtete Rangordnung selbst für die Inhaber der geringsten Positionen ist. Die Ordnung erübrigt Entscheidungskonflikte; sie bewahrt das Individuum auch vor dem Erlebnis der Vereinsamung, das sich am ehesten dann einstellt, wenn man sich mit Ungleichartigen zu vergleichen beginnt. Dadurch wird das Bild des eigenen Wesens und Könnens ungewiß. Die akzeptierte Ordnung ist auch darum versöhnlich, weil sie selbst dem «Bettelmann» eine Wir-Beziehung zum «Kaiser» einräumt, die noch in den rührenden Geschichten heute freilich schon sehr alter, ehemaliger Hofbediensteter nachklingt. Daß eine gültige Rangordnung ein Reziprozitätssystem ist, in dem das Obensein des einen und das Untensein des anderen auf Gegenseitigkeit beruhen, vermögen wir ebensowenig mehr nachzuerleben wie die automatischen Verpflichtungen, die aus einem solchen Zueinander für beide resultieren. Blicken wir aber auf kleine Gruppen, so werden in ihnen genau diese Verhältnisse noch immer deutlich. Über den eigenen Zustand der Vereinsamung, der dem Herausfallen aus der Ordnung entspricht, kann man sich hier auch nicht hinwegtäuschen.

Verschiedenartige Rangordnungen

Die bisherigen Ausführungen über die Prägnanz stabiler Rangsysteme bedürfen einer sehr wichtigen Ergänzung. Wirklich eindimensional — vom Schützen bis zum Feldmarschall — sind nämlich nur künstliche Rangordnungen, die sich auch dadurch von den «gewachsenen» unterscheiden, daß in ihnen sehr erhebliche Aufstiegsmöglichkeiten bestehen. Die niedrigeren Positionen werden sozusagen nur *pro tempore* eingenommen. Der Schütze wird es vermutlich im Verlauf seiner Dienstzeit bis zum Unteroffizier bringen, dem Vernehmen nach trägt er sogar den Marschallstab im Tornister; der Referendar aspiriert auf die Ratsstelle, der Dozent strebt nach dem Ordinariat. Es war wohl unter dem Eindruck dieser künstlichen Rangordnungen, die ihrerseits der Definition klarer Kompetenzbereiche dienen, daß wir das Wesen stabiler Rangordnungen mißzuverstehen begannen, so nämlich, als ob auch sie Aufstiegs-Leitern wären. Vom «Bettelmann» avanciert man aber nicht zum «Bauern». Dieser Anspruch verfälscht bereits den Begriff der Ordnung bzw. er stellt diese, wo er auftritt, in Frage. Die Freizügigkeit des Individuums innerhalb eines stabilen Rangsystems ist von anderer Art, sie hat dessen Mehrdimensionalität zur Voraussetzung.

Wie Bauer und Edelmann zueinander stehen, ist im mittelalterlichen Kosmos völlig klar, dennoch kann der Bauer den Grafen in der *imitatio Christi* überflügeln, ohne daß die beiden deshalb ihre sozialen Rangplätze zu vertauschen Grund hätten. Ebenso wenig wird der begnadete Künstler, bis herauf zu MOZART, dadurch ein «feiner Herr», der etwa um die Hand eines «gnädigen Fräuleins» anhalten könnte. Daß er nicht «vornehm» ist, tut jedoch der Anerkennung seiner Kunst keinen Abbruch.

Die Mehrdimensionalität des Rangsystems kommt uns auch recht deutlich in der Peinlichkeit zum Bewußtsein, mit der wir die riesenhafte und erlesene Bibliothek in der Villa des erfolgreichen aber ungebildeten Finanzgenies betrachten. Sie gehört nach seiner Meinung offenbar «dazu», weil er Kultur für eine Stufenleiter hält, auf der man von einer Million zur nächsten höherklettern kann. Er folgt der von BENOIT-SMULLYAN (1944) beschriebenen Tendenz zum Rangausgleich, d. h. zur Anpassung der geringeren eigenen Rangplätze an den höchsten. In den Vereinigten Staaten würde unser Finanzgenie aus ähnlichen Impulsen heraus wohl auch bald das Hinüberwechseln zu einer «vornehmeren» Religionsgemeinschaft und die Anglisierung seines Namens in Erwägung ziehen. Bevor wir aber über das Finanzgenie lächeln, wobei wir uns doch vom Verdacht des Neides nicht ganz freisprechen könnten, wollen wir uns wieder an das eigene Bedauern erinnern, daß das Einkommen des Universitätsprofessors «in keinem rechten Verhältnis» zu dessen

hohem sozialem Ansehen steht. Offenbar hätten wir gegen einen Angleich des geringeren Vermögensranges an den höheren Sozialrang nicht viel einzuwenden.

Ich frage mich, ob nicht die «Unrast» des Modernen ganz wesentlich mit der Verkennung der Mehrdimensionalität stabiler Rangsysteme und des fundamentalen Unterschiedes zwischen Stufenleitern und Hierarchien zusammenhängt. Um jeden Preis «vorwärts» zu kommen, ist nämlich nur dann sinnvoll, wenn nach oben hin alles besser wird. Da dies aber sachlich nicht immer möglich ist, muß man sich solide Scheuklappen anlegen, die den Blick einengen.

Bündnisse zwischen Rangstufen

Wichtiger als die Kulturkritik, die ohnedies kaum etwas fruchten dürfte, ist die Feststellung einer dynamischen Eigenheit von Stufenleitern, d. h. von künstlichen Rangsystemen, auf denen die Möglichkeit zum Vorrücken besteht. Der Hinweis ist G. K. ZIPF (1949) zu danken. In den geschilderten Systemen tritt ziemlich regelmäßig das Phänomen der alternierenden Bündnisse auf, das sich aus dem «Rangneid» der beteiligten Personen ableiten läßt. Abb. 14 enthält sieben Rangplätze und daneben zur Illustration die Offiziersränge. Wenn nun die Inhaber der niedrigeren Rangplätze nach oben («befördert zu werden») drängen, bedrohen sie mit ihrem Neid die Inhaber des jeweils nächsthöheren Rangplatzes. Sehr viel geringer ist ihr Druck auf die Inhaber des um 2 Stufen höheren Rangplatzes, die ihrerseits aber vom Neid der unmittelbar unter ihnen Stehenden bedrängt werden. ZIPF nimmt an, daß es in einer solchen Situation zu zwei Bündnissystemen kommen kann: (A + C + E + G) gegen (B + D + F + ..). «Daraus erklärt sich auch die häufig zu beobachtende Erscheinung, daß jemand seinen unmittelbaren Vorgesetzten ($y + 1$) für einen gemeinen ‚Radfahrer‘ hält, während der nächsthöhere ($y + 2$) wirklich ein feiner Mann sei, der nur leider dem ($y + 1$) zuviel Vertrauen schenke. Es ist trotzdem für y riskant, sich bei ($y + 2$) über ($y + 1$) zu beschweren, es sei denn, daß ($y + 1$) bei ($y + 3$) gegen y und ($y + 2$) intrigierte», — so ZIPF. Vielleicht wäre es nicht müßig, sich einzelne Berufskreise unter diesem Aspekt einmal näher anzusehen. Ich glaube allerdings, daß das Phänomen drei Voraussetzungen hat, die ZIPF nicht näher untersucht:

1. Das Bestehen einer Stufenleiter, auf der man aufrücken kann, und nicht eines stabilen Rangsystems.
2. Die Einengung des Systems auf eine einzige Dimension.
3. Eine beträchtliche Steilheit des «Ranggradienten», so daß der Aufstieg wirklich verlockend erscheint. Der hier nicht näher zu ent-

wickelnde Begriff des Ranggradienten (HOFSTÄTTER, 1954, 1956) beschreibt die Relation zwischen der Höhe eines Rangplatzes und der Anzahl der Personen, die diesen einnehmen.

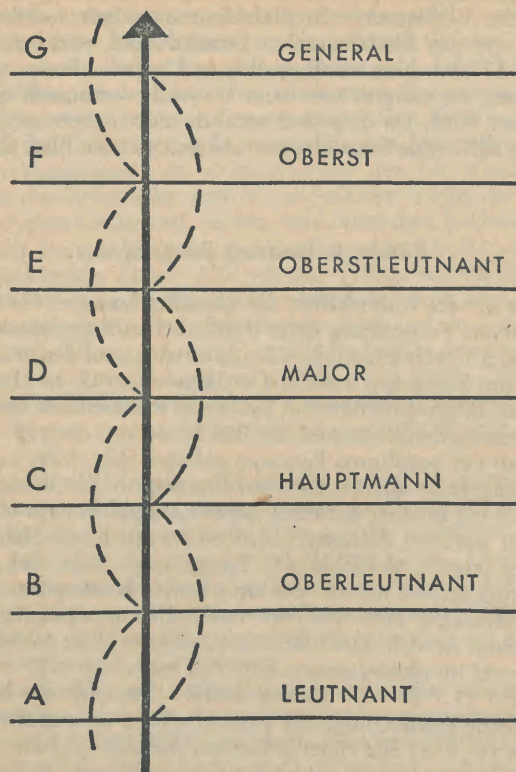


Abb. 14: Das System der alternierenden Bündnisse in einer Aufstiegs-Hierarchie.

Tüchtigkeit und Beliebtheit

Der Möglichkeit eines mehrdimensionalen Rangsystems in kleinen Gruppen wurden wir bereits bei der Besprechung des Soziogramms meiner Hörer ansichtig. A war zweifellos der Tüchtigste, jedoch fungierte B als Klassensprecher. Das diesem Soziogramm zugrunde gelegte Kriterium (Wahl eines Partners für eine gemeinsame Prüfung) verschleiert diesen Unterschied allerdings; B hätte sicherlich vor A rangiert, wenn es sich um die Wahl eines Fahrtenpartners gehandelt hätte. Das Soziogramm stellt wahrscheinlich ein Kompromiß dar, da B unter dem reinen Leistungsaspekt gewiß nicht auf die gleiche Stufe mit A zu stellen gewesen wäre. B war beliebter und A tüchtiger — im Durchschnitt glich sich das aus. Betrachten wir die Inhaber der Spitzenpositionen in den Lagergruppen SHERIFS näher, so erweisen sich diese in der Regel auch nicht als die Tüchtigkeits-Spezialisten. Prinzipiell haben wir hier wohl zwischen mindestens zwei Arten der Wertschätzung zu unterscheiden: Es gibt Personen, die wir uns als Partner für eine gemeinsame Arbeit wünschen und deren Tüchtigkeit wir respektieren; außerdem gibt es Menschen, mit denen wir gern beisammen sind, auch wenn wir sie nicht für wesentlich tüchtiger halten als uns selbst. Dies gilt in fast jeder menschlichen Vergesellschaftung, einzelne sind beliebt und andere gelten als tüchtig.

Im Soziogramm läßt sich die Richtung der Wahlen bis zu einem gewissen Grade durch die Art der Fragestellung beeinflussen. Unsere eigene Frage zielte deutlich auf Tüchtigkeit ab, die Aufforderung zur Wahl eines Freizeit-Kameraden hätte hingegen den Beliebtheitsgesichtspunkt akzentuiert. Die Schule MORENOS unterscheidet daher zwischen «soziotelen» und «psychetelen» Strukturen, d. h. zwischen Tüchtigkeitsrangordnungen und Beliebtheitsrangordnungen. H. H. JENNINGS (1947, 1953) weist darauf hin, daß unsere (psychetelen) Sympathiebindungen dem Erlebnis der Wesensähnlichkeit mit einem Partner entsprechen, während der (soziotelen) Anerkennung von dessen Tüchtigkeit das Erlebnis eines Abstandes zwischen uns und ihm inhäriert. Diese begriffliche Differenzierung besteht auch dann zu Recht, wenn sich in lebenserhellen Wahlsituationen meistens Kompromisse ergeben: Der Tüchtige, den wir nicht leiden können, erscheint uns auch nicht als ein besonders wünschenswerter Arbeitspartner; ebensowenig wie wir den «netten Kerl», den wir für untüchtig halten, auf einen Ausflug mitnehmen möchten. Die Sachlage wird klarer, wenn wir Zurückweisungen betrachten, d. h. Nominierungen auf die Frage hin, mit wem man nicht zusammen arbeiten bzw. nicht seine Freizeit verbringen möchte. Nach JENNINGS ergibt sich, daß, wer zahlreiche Partner in einer Hinsicht (z. B. für die gemeinsame Arbeit) zurückweist, zwar nicht in dieser selben Hinsicht von ihnen abgelehnt wird, daß sich

die Ablehnung vielmehr auf das andere Gebiet (in unserem Beispiel also auf das der gemeinsamen Freizeit) verschiebt. Dieser Sachverhalt ist leicht zu verstehen: Der arrogante Tüchtige, der nur wenig von der Tüchtigkeit anderer hält, erscheint diesen darum nicht als untüchtig, wohl aber als unleidlich. Interessant ist auch die Umkehrung, d. h. der Fall des sozial Exklusiven, der nur wenige andere eines näheren Freizeitkontaktes für würdig hält, und der im allgemeinen — darum! — als untüchtig gilt.

Zwischen anerkannter Tüchtigkeit und Beliebtheit scheint ein recht kompliziertes Interdependenzverhältnis zu bestehen. Dessen ungeachtet läßt sich sagen, daß sich die beiden Prädikate der Auszeichnung innerhalb einer Gruppe nur recht selten bei einem einzigen Mitglied vereinigen. Vor allem im Anschluß an BALES und SLATER (1953, 1955) glaube ich von einer Rollendivergenz in Gruppen sprechen zu können. Diese wird beim längeren Zusammensein einer Gruppe deutlicher. Den Tüchtigen mutet es nicht selten als ungerecht an, daß ihm seine gar nicht bezweifelte Leistungsfähigkeit nur geringe Sympathien einträgt. Dies scheint aber so allgemein der Fall zu sein, daß der Tüchtige besser täte, damit von vornherein zu rechnen. Eine Gruppe bewertet ihre Mitglieder, wie es scheint, stets in zweifacher Weise, entsprechend ihrem Leistungsbeitrag zur Erreichung des Gruppenzieles und hinsichtlich ihrer Beiträge zum menschlichen Zusammenhalt der Gruppe. In mehr oder minder deutlicher Weise ist das Rangsystem der Gruppe daher zwei-dimensional, wobei die eine Variationsrichtung (Tüchtigkeit) allenfalls noch als eine Stufenleiter aufgefaßt werden kann, die andere (Beliebtheit) aber wohl kaum.

Das Divergenztheorem

Die empirische Bestätigung des Divergenztheorems stammt aus Gruppenuntersuchungen, die von BALES an der Harvard-Universität seit etwa zehn Jahren durchgeführt werden. Es geht dabei um aus drei bis acht einander bisher fremden Mitgliedern bestehende Diskussionsgemeinschaften, die viermal für je eine Stunde zusammentreffen. Der Verlauf des Gesprächs wird von einem benachbarten Raum aus sehr sorgfältig protokolliert. Jeder kommunikative Akt jedes Beteiligten findet seinen Platz in einem 12klassigen Kategoriensystem, das hier nicht näher erörtert zu werden braucht. Am Ende der Diskussion läßt sich genau feststellen, wieviele kommunikative Akte von jedem Partner ausgegangen sind und wieviele jeder von ihnen erhalten hat. Außerdem beantworteten die Vpn im Anschluß an jede Sitzung zwei soziometrische Fragen, wer nämlich in der Gruppe (einschl. des Befragten) die besten Einfälle zur Dis-

kussion beigesteuert (E) und wer die Diskussion geleitet (F) habe. Die letzte Aufgabe besteht darin, daß die Vpn jeden ihrer Partner danach beurteilen, wie sympathisch er ihnen gewesen sei (S). Auf diese Weise entstehen 5 Rangordnungen der Gruppe, von denen man sich vorstellen könnte, daß eine einzige Person in ihnen allen an der Spitze stünde. Sie wäre dann nicht nur (auf Grund objektiver Feststellungen) das aktivste und das am meisten angespro-

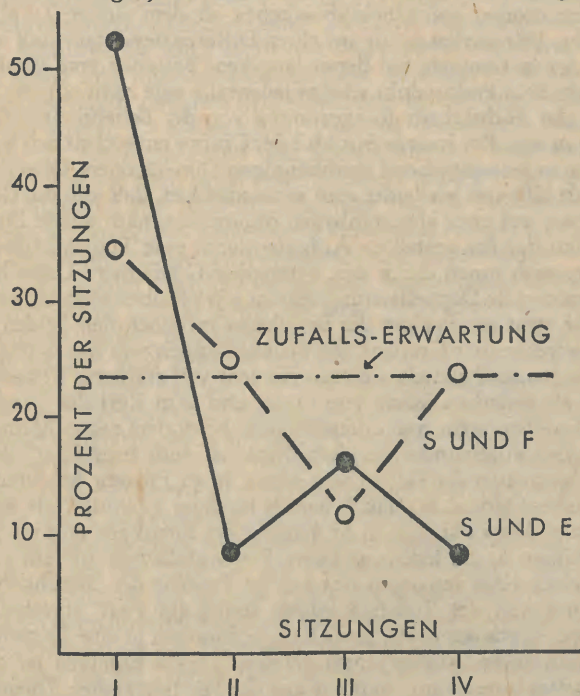


Abb. 15: Die Divergenz von Beliebtheit und Tüchtigkeit in der Gruppe (nach BALES und SLATER).

chene Mitglied, sondern auch die von den Partnern in jeder Hinsicht (Einfälle, Führung und Sympathie) am höchsten bewertete Person. Dieser Fall tritt aber höchst selten ein, in 100 Sitzungen kaum öfter als achtmal. Noch seltener (knapp zweimal in 100 Sitzungen) ereignet sich allerdings, daß jede der fünf Spitzenpositionen durch ein anderes Individuum eingenommen wird. In der Regel teilen sich zwei Partner in die fünf Spitzenpositionen, wobei die Leistungsprädikate auf einen von ihnen zu entfallen pflegen, während der andere die Sympathie (S) der Gruppe besitzt.

Da die BALESSchen Gruppen sich für vier Sitzungen (I—IV) zusammenfinden, läßt sich auch eine zeitliche Längsschnittsbetrachtung durchführen. Abb. 15 zeigt die Häufigkeit, mit der sich die Spitzenprädikate E (beste Einfälle) und S (Sympathie) bzw. F (Führung) auf eine einzige Person vereinigen. Beim ersten Treffen der Partner pflegt dies noch verhältnismäßig oft (in 52 Prozent bzw. 34 Prozent der Fälle) vorzukommen. Späterhin ereignen sich diese Kombinationen aber erheblich seltener, als dem bloßen Zufall entspräche. Wir dürfen somit auf einen Differenzierungsprozeß schließen, der in Gruppen bei deren längerem Bestehen erst allmählich anläuft. Sein Endprodukt scheint jedenfalls eine recht scharfe Trennung der Tüchtigkeits-Rangordnung von der Beliebtheitsrangordnung zu sein. Die interne Struktur der Gruppe entwickelt sich in zwei voneinander weitgehend unabhängigen Dimensionen. Dieser Sachverhalt läßt sich vielleicht auch so ausdrücken, daß sich die Gruppe in bezug auf zwei Hauptanliegen organisiert, nach außen hin und im Sinn der ihr gestellten Aufgabe durch eine Tüchtigkeits-Hierarchie, nach innen durch den Sympathie-Gradienten. Diese höchst eindrucksvolle Doppelleistung scheint mir oft übersehen zu werden.

Wie steht es aber um die Beziehung zwischen den beiden Spitzenvertretern der Gruppe? Die Beobachtungen von BALES und SLATER zeigen, daß zwischen diesen ein sehr viel stärkerer Kontakt besteht als zwischen jedem von ihnen und dem Rest der Gruppe. S und E stehen nicht nur in einem ganz besonders regen Meinungsaustausch miteinander, sondern dieser ist auch friedlicher, als dies im allgemeinen der Fall zu sein pflegt. In 51 Prozent der Sitzungen ereignet es sich z. B., daß E dem S häufiger zustimmt als irgendeinem anderen Partner; in 65 Prozent der Sitzungen stimmt S dem E häufiger zu als jedem anderen. Der Zufallswert für ein solches Verhalten liegt hingegen nur bei 30 Prozent der Sitzungen. Der Liebling und der Tüchtige bilden somit ein Paar innerhalb der Gruppe, durch das deren beide Rangordnungen in eine harmonische Relation zueinander gebracht werden. Dieses Ergebnis ist darum besonders interessant, weil wir aus der FESTINGERSchen Theorie des Gruppengesprächs wissen, daß die Kommunikationsdichte zwischen zwei Partnern mit der Größe des erlebten Unterschieds zwischen ihnen zunimmt. Man wird daher vermuten dürfen, daß sich S und E der Ungleichheit ihrer Positionen bewußt sind. Andererseits stehen sie miteinander aber in keinem Wettstreit-Verhältnis, im Verbalkontakt zwischen ihnen überwiegt daher die gegenseitige Bestätigung. Die Stabilität einer Gruppe scheint mir sehr wesentlich in dieser Tatsache zu gründen.

Abermals gilt es, den spielerischen Laboratoriumsbefund daraufhin zu betrachten, ob er sich auf Ernstfälle übertragen läßt. Dabei wird man einer bisher nicht eingehend genug gewürdigten Vielfalt von Situationen gewahr, in denen größte und kleinste Gruppen durch ein «Zweigespann» geleitet werden. Daß die Sowjetunion diesen Führungsmodus kürzlich adoptiert hat, erregte größtes Aufsehen. Man vergißt dabei leicht das traditionelle Verhältnis zwischen König und Ministerpräsident bzw. zwischen Präsident und Kanzler oder auch zwischen dem Kommandeur und dem Stabschef — immer wieder S : E-Relationen. Auch an den «Spieß», die sog. «Mutter der Kompanie», und den Kompanieführer kann gedacht werden. Oder wie steht es im Primitivstamm um die Relation zwischen Häuptling und Medizinmann oder um die mittelalterliche Doktrin von den beiden Schwertern (Kaiser und Papst)? Auch kleinere Organisationen kennen Vorsitzende und Schriftführer.

Wir kehren zum vielleicht wichtigsten Anwendungsfall des Divergenztheorems zurück, wenn wir unser Augenmerk auf die Familie richten: Mutter und Vater, emotionaler Kern und Tüchtigkeit. Daß es sich hier auch nicht um eine Sonderkonstellation des christlichen Abendlandes handelt, hat eine vergleichende ethnologische Studie von ZELDITCH (1955) nachgewiesen. Selbst wenn ich die hier beigebrachten Daten etwas vorsichtiger auszähle, als dies der Autor getan hat, ergeben sich immer noch unter 56 «Kulturen» 38 mit ausgeprägter Vater-Mutter-Differenzierung gegenüber nur 9 negativen und weiteren 9 zweifelhaften Fällen. Die Abweichung dieser Verteilung vom Zufallsbild ist im hohen Maße verlässlich. In der überwiegenden Anzahl der Fälle ist der Tüchtigkeitsvorrang dem Vater reserviert, während die Mutter in der Emotionalosphäre dominiert. Das gilt in matrilinearen Systemen nicht weniger als in patrilinearen.

Die Übertragung des Divergenztheorems auf noch kleinere Sozialsysteme als die Familie läßt sich zumindest in Erwägung ziehen. Ich denke dabei an die psychotherapeutische Paarsituation, die dem Therapeuten nur ein Minimum an Gefühlsausdruck, dafür aber die Tüchtigkeit schlechthin vorbehält, während der Patient zur freien Darbietung seiner Affekte aufgefordert ist. Das Erregende dieser Situation scheint mir nicht zuletzt darin zu liegen, daß im Endeffekt der Patient ja ebenfalls «tüchtig» zu werden bestimmt ist. Seine Ansätze in dieser Richtung sind aber zugleich Versuche dazu, den Therapeuten in die Emotional-Rolle zu drängen. Der von FREUD als «Übertragung»¹ beschriebene Mechanismus erhält so eine neue Deu-

¹ Zum Problem der «Übertragung» vgl. WERNER KEMPER, Der Traum und seine Be-Deutung, rde Bd. 4, S. 182 ff. und LAWRENCE S. KUBIE, Psychoanalyse ohne Geheimnis, rde Bd. 11, S. 54 ff. (Anm. d. Red.)

tung, die auch verständlich macht, warum der Therapeut das ihm nahegelegte emotionale Engagement nicht annehmen kann. Seine Aufgabe besteht vielmehr darin, den Patienten die Uneigentlichkeit seiner Emotional-Rolle und die Fehlerhaftigkeit seines Anspruches auf ein ubiquitäres Lieblingstum durchschauen zu lassen. Im gruppodynamischen Sinn wird dadurch die Therapierelation allmählich zu einem instabilen Gebilde gemacht. Wie notwendig dies ist, erhellt aus der keineswegs unrealistischen Gefahr einer Psychoanalyse auf Lebenszeit.

Der Maßstab läßt sich noch einmal gewaltig ausweiten, wenn wir uns im Sinne des Divergenztheorems die Frage stellen, was es für eine Nation bedeute, wenn andere Nationen ihr besondere Tüchtigkeit heterostereotypisch zuschreiben. Der Fall ist unser eigener bzw. zum Teil neuerdings auch der Amerikas. Vielleicht sind wir etwas naiv in unserer Freude über diese unsere anerkannte und vielfach auf die Formel des «Deutschen Wunders» gebrachte Tüchtigkeit. Dahinter verbirgt sich nämlich die kühle Feststellung, daß wir nicht sonderlich beliebt sind. Erbitterte Klage zu führen oder gar den «Neid der anderen» zu unserem Trost zu erfinden, hätte wenig Sinn. Will man das Europäische Konzert nach dem Muster einer stabilen Gruppe denken, so gibt es für uns nur zwei mögliche Wege, von denen einer sich zudem noch als kaum gangbar erweisen dürfte. Wir könnten einmal und wahrscheinlich ohne den geringsten Erfolg versuchen, «unser Licht unter den Scheffel zu stellen», d. h. weniger augenfällig tüchtig zu sein. Für aussichtsreicher hielte ich die Bemühung um eine Annäherung an den «Liebling» der Gruppe, und das heißt wohl an Frankreich. Die Betrachtung unserer Stereotype hat allerdings noch für das Jahr 1948 gezeigt, daß wir uns nicht auf diesem Wege befinden. Wir täten aber vielleicht gut daran, uns des Satzes von JENNINGS zu erinnern: Wer von der Tüchtigkeit anderer wenig hält, wird selbst von diesen darum nicht für untüchtig gehalten, wohl aber ist er ihnen unsympathisch.

11. DIE FÜHRER-ROLLE

Zwischen den beiden Thesen, daß der Herrscher von Gottes Gnaden eingesetzt sei, und daß alle Gewalt vom Volke ausgehe, besteht nur ein scheinbarer Gegensatz. Um nämlich die ihm vom Gefolge eingeräumte Vollmacht verwenden zu können, muß ein Führer an seinen Auftrag glauben. Das Laboratorium zeigt uns dieses Phänomen allerdings wieder nur in spielerischer Verniedlichung.

Das Vorbild im Kindergarten

Am bescheidensten beginnen wir wohl im Kindergarten, aus dem eine ungarische Untersuchung von F. MEREI (1949) stammt. Zwei Beobachter protokollierten das Verhalten von mehreren Dutzend Kindern im Alter von 4 bis 11 Jahren zwei Wochen lang für täglich etwa eine Stunde. Auf Grund dieser Angaben wurden zwölf Gruppen mit je 3–6 Kindern zusammengestellt, die in sich möglichst homogen (nach Geschlecht, Alter, Temperament usw.) sein sollten. Jede dieser Gruppen erhielt sodann einen eigenen Spielraum für jeweils eine Stunde am Tag. Nach 3–6 Tagen kam es in diesen Gruppen zu Leistungen vom Typus des Bestimmens, d. h. zur Entwicklung eines Stils hinsichtlich Sitzordnung, Spielzeugverteilung, Spielfolge; das Entstehen eines lebhaften Wir-Gefühls und die Ansätze zu einem gruppenspezifischen Jargon wurden ebenfalls beobachtet. Nachdem die Gruppen sich auf diese Weise zusammengeschlossen hatten, erhielten sie einen Zuwachs in Gestalt eines älteren Kindes, das sich in der ursprünglichen Beobachtungssituation (I) als besonders energisch, rechthaberisch und selbstbewußt gezeigt hatte. Die Erwartung des Versuchsleiters, daß dieses Kind auch in der Gruppe eine Führerposition beanspruchen und erlangen würde, bestätigte sich — allerdings in einer höchst eigenartigen Weise.

Der Neuankömmling versuchte in der Regel zunächst die übrigen Kinder seinen Wünschen gefügig zu machen. Damit stieß er aber auf deren eindeutige Ablehnung. Er befand sich am Ende der ersten Spielstunde bereits völlig allein. Von da ab änderte er sein Verhalten; mit einem Mal begann er die Spielregeln der Gruppe zu beachten. Immer häufiger wurden die Fälle, in denen er sich — meist offenbar unwissentlich — das Verhalten eines anderen Kindes zum Vorbild nahm. Er, der früher bei weitem öfter kopiert worden war, als daß er kopiert hätte, benahm sich nun in genau umgekehrter Weise. Am erstaunlichsten aber ist, daß er dabei nicht einmal davon ablassen mußte, den übrigen Kindern Befehle zu erteilen. Nur der Inhalt dieser Weisungen hatte sich geändert; sie schrieben nunmehr nämlich den Spielkameraden genau das vor, was diese ohnedies getan hätten. Der Führer machte sich somit zum Anwalt der bestehenden Ordnung, während er ursprünglich darauf abgezielt hatte, eine neue Ordnung zu schaffen. «Es kommt so zu der merkwürdigen Situation, in der ein Befehlsgeber nachahmt, während die Vorbilder den Weisungen ihres Nachahmers Folge leisten», sagt MEREI.

Eine typische Versuchsgruppe zeigt die in Tab. 6 wiedergegebenen Veränderungen. In den sorgfältigen Protokollen wurden alle die Fälle ausgezählt, in denen jedes der Kinder (a) einem anderen zum Vorbild gedient hatte, (b) es ein fremdes Vorbild übernommen hatte, (c) es Weisungen gegeben und (d) solche angenommen hatte.

Versuchspersonen	Vorbild			Weisungen		
	I Offen	II Geschlossen	III Mit Führer	I Offen	II Geschlossen	III Mit Führer
A	3 : 4	17 : 5	10 : 5	3 : 5	3 : 6	1 : 4
B	1 : 4	3 : 8	1 : 2	1 : 2	8 : 1	0 : 2
C	1 : 5	1 : 11	3 : 4	1 : 4	0 : 2	2 : 5
D	2 : 8	0 : 2	0 : 3	2 : 3	0 : 3	0 : 3
F	6 : 3	—	5 : 11	12 : 2	—	11 : 3

Tabelle 6: Das Verhalten des Führers (F) in einer Spielgruppe (nach MEREL; die Zahlen vor dem Doppelpunkt bezeichnen das aktive Verhalten, Vorbild sein und Weisungen erteilen, die Zahlen nach dem Doppelpunkt das passive, Vorbild annehmen und Weisungen erhalten).

Die Daten beziehen sich auf die drei Stadien des Experiments: (I) in der offenen Situation des Kindergartens, bevor die Gruppe isoliert worden war, (II) in der isolierten Gruppe nach Ausbildung eines Stils, (III) nach dem Hineinwachsen des «Führers» (Vp F) in die Gruppe. Die Zahlen vor dem Doppelpunkt beziehen sich auf die Fälle eines Verhaltens vom Typus a oder c (Vorbild sein und Weisungen geben), die danach auf die Typen b und d (zum Vorbild nehmen und Weisungen empfangen). Das Kind A präsentiert sich zunächst als ein Nachahmer (3 : 4), der in der homogenen Gruppe zum Vorbild wird (17 : 5) und dies auch nach der Einschleusung des Führers bleibt (10 : 5); hinsichtlich des Befehlens steht das gleiche Kind in allen drei Stadien auf der empfangenden Seite (3 : 5, 3 : 6, 1 : 4). Der Führer (F) wurde für diese Aufgabe gewählt, weil er sich in der offenen Situation als ein zugkräftiges Vorbild (6 : 3) erwiesen hatte; in der Gruppe übernahm er jedoch fremde Vorbilder (5 : 11). Dadurch war es ihm aber möglich, an seinem Befehlsverhalten (12 : 2) festzuhalten (11 : 3).

Die Unfreiheit des Führers

Die Gruppe absorbiert ihren Führer; indem dieser sich aber strenger an die Normen der Gruppe hält als jedes andere Mitglied, wird er erst eigentlich dazu befähigt, die Gruppe zu führen. Diese These hat einen ironischen Unterton, der aber gänzlich unberechtigt ist. Wir stellen «das Führen» gar nicht in Frage, es erscheint uns als eine Tätigkeit, die im Reziprozitätsverhältnis der Gruppe gründet.

FRAZERS ethnologische Materialsammlung belehrt uns dahin, daß antike Könige oder auch die Herrscher über Primitivstämme die unfreiesten Mitglieder der entsprechenden Gesellschaftssysteme sind. Ihnen werden Verhaltensrestriktionen (Tabus) aufgebürdet, die gar nichts mit dem Genuß einer gehobenen Position zu tun haben. Wir brauchen auch nur den Infanten auf den Bildern der spanischen Maler in die Augen zu schauen, um die Beschwerden der Vorbereitung auf eine Führerrolle und deren Etikette zu ahnen. Näher steht uns aber der Befund von HOMANS (1950), der bei der Beschreibung zeitgenössischer Gruppen in Fabriken, Gangs, Stadtverwaltungen usw. zu dem Schluß gelangt, daß der Rang eines Individuums oder einer Teilgruppe in der Gesamtgruppe um so höher sei, je vollständiger diese — das Individuum und die Teilgruppe — sich die Verhaltensnormen der Gesamtgruppe zu eigen machen.

Das Experiment MEREIS ist für uns darum besonders wichtig, weil wir von seinen Vpn kaum annehmen können, sie hätten bereits einen Anschluß an die geschichtliche Tradition gefunden, in der die Spielregeln für den König weitergereicht werden. Die Knirpse im Kindergarten verhielten sich aber «höchst königlich, fürwahr». (Die blasphemischen Neigungen des Psychologen wurden bereits eingestanden!)

Die Absorption des Führers durch die Gruppe kann offenbar auch nach dessen Tod noch weitergehen. In der historischen Erinnerung lebt er dann als ein «Held» fort, der schon für all das eintrat, was uns heute am Herzen liegt. Im Wunschtraum und in der gläubigen Erhebung sind wir sogar mitunter bereit, uns seines weiterwirkenden Beistandes versichert zu fühlen. Er «steht uns bei» — das Wort enthält das Ergebnis MEREIS *in nuce*; es legitimiert den König dazu, sich als «Erster Diener» des Staates, der eben dadurch «sein Staat» wird, zu fühlen.

Anders stünde es um den Gewaltherrn, der nicht beisteht, der sich nicht absorbieren läßt und der abgelehnt wird, sofern nicht die äußere Situation des Zwanges die Vermeidung dieser Eventualität ermöglicht. FIGORS (1935) hat die idealtypischen Unterschiede auf die Formel «*Leadership and Domination*» gebracht, und die Schule K. LEWINS realisierte sie in einem Experiment, bei dem Freizeitgruppen elfjähriger Jungen einmal unter eine «autoritäre» und dann wieder unter eine «demokratische» Führung gestellt wurden (LIPPITT u. a., 1952). Daß es dabei teils zur apathischen Hinnahme der Gewalt kam, teils zur Auflehnung gegen diese, ist nicht verwunderlich. Die Projektion dieses Ergebnisses auf Ernstsituationen fällt aber darum schwer, weil der Außenstehende leicht das Maß übersieht — oder, wenn er es bemerkt, komisch findet —, in dem ein Autokrat sich den normativen Erwartungen seiner Anhänger fügt. In ihren Augen kann er daher aber sehr wohl zu einem «Beistand»

werden, dessen Aspiration auf das Attribut des Heldentums gar nicht einmal so unberechtigt erscheint: Das Grabmal NAPOLEONS wird im *Dôme des Invalides* sehr sorgsam gepflegt.

Held und Diktator

Mit der bereits im Exkurs über die Einsamkeit beschriebenen Methode lassen sich die kontrastierenden Bilder des «Helden» und des «Diktators» leicht ermitteln. Abb. 16 gibt die deutschen Verhältnisse wieder, die den englischen und den amerikanischen fast

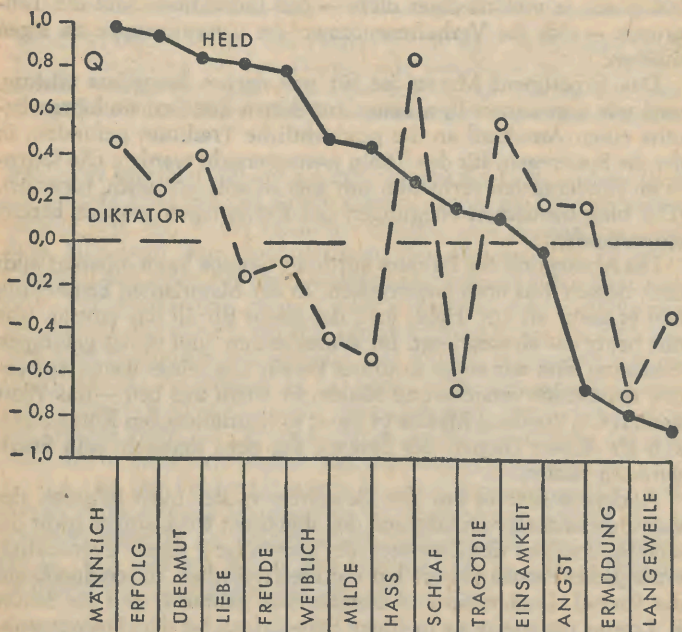


Abb. 16: Die Begriffsspektren der deutschen Begriffe «Held» (gefüllte Kreise) und «Diktator» (offene Kreise) ¹.

völlig gleichen. Der Begriff des Diktators zeigt eine größere Affinität als der des Helden zu «Haß», «Tragödie», «Einsamkeit», «Angst» sowie «Langeweile» und eine geringere zu «Liebe», «Erfolg», «Freude» usw. Dieses Ergebnis überrascht kaum, dennoch fordert es zu einer recht

¹ Zur Berechnung des Q-Maßes vgl. Anhang, S. 174.

wichtigen Korrektur unserer Alltagsvorstellungen auf: Held und Diktator sind nicht Gegensätze; sowohl in Deutschland als in den USA bestehen positive Ähnlichkeitsrelationen zwischen ihnen ($Q = 0,38$ in Deutschland und $Q = 0,27$ in den Vereinigten Staaten). Bei englischen Vpn ergibt sich zwar ein negativer Wert von $Q = -0,12$, der aber ebenfalls weit hinter dem für ein absolutes Gegensatzverhältnis erforderlichen Wert von $Q = -1,00$ zurückbleibt. Held und Angst einerseits ($Q = -0,68$) und Diktator und Schlaf ($Q = -0,68$) andererseits sind schon weit eher als wirkliche Gegenteilte aufzufassen. Dies ist darum wichtig, weil wir im konkreten historischen Fall durchaus mit der Möglichkeit eines Sowohl-als-auch zu rechnen haben, eines Mannes also, der sowohl als Held als auch als Diktator empfunden wird. Die beiden idealen Typen, deren begriffliche Schwarz-Weiß-Zeichnung sehr beruhigend wirkt, sind miteinander nicht unvereinbar. Die Methode der kontrollierten Assoziationen scheint unser Denken in diesem Punkt getreuerlicher zu objektivieren als der Schematismus gewisser soziologischer Theorien. Das Phänomen der irrtümlichen Annahme von Gegensatzverhältnissen läßt sich übrigens auch an den Stereotypen «männlich» und «weiblich» demonstrieren (HOFSTÄTTER, 1956).

Ein merkwürdiges Ergebnis der Untersuchung von BALES und SLATER verdient hier nachgetragen zu werden. Den Mitgliedern ihrer Diskussionsgruppen wurde die von ADORNO und seinen Mitarbeitern in Kalifornien entwickelte «F-Skala» vorgelegt, eine Reihe von Behauptungen, die von Vpn in höherem oder geringerem Maße akzeptiert bzw. abgelehnt werden können. In dieser Skala findet man Leitsätze der folgenden Art:

(2) Schwäche und Schwierigkeiten können uns nicht zurückhalten, wenn wir nur einen genügend starken Willen besitzen.

(6) Wie die Menschen nun einmal beschaffen sind, wird es immer wieder Kriege und Streitigkeiten geben.

(13) Was die Jugend braucht, ist strenge Disziplin, feste Entschlossenheit und der Wille, für Familie und Vaterland zu arbeiten und zu kämpfen.

(31) Es gibt heutzutage mehr und mehr Leute, die sich um Dinge kümmern, die persönlich und privat bleiben sollten.

(37) Wenn die Leute nur weniger reden und mehr arbeiten wollten, ginge es allen besser.

(44) Was wirklich wichtig ist, lernt man nur durch eigenes Erleiden.

Diese Behauptungen hat man alle schon einmal in ähnlicher Weise gehört und z. T. auch akzeptiert; auf der F-Skala bringt einen dies aber in den Verdacht «faschistischer» (daher der Buchstabe F!) Neigungen. Ich halte diesen diagnostischen Schluß keineswegs für bündig; was zu seiner Kritik beizubringen ist, findet sich in dem von CHRISTIE und JAHODA herausgegebenen Sammelwerk.

Viel eher als an einen «Faschisten» wird man geneigt sein, bei einem Bejaher der aufgeführten Sätze an einen konservativen Angehörigen des Mittelstandes zu denken. Je höher dieser auf der F-Skala rangiert, um so typischer ist er für eine bestimmte bürgerlich-konservative Weltanschauung. Das braucht ihn an sich noch gar nicht unsympathisch zu machen; im Gegenteil die Inhaber der Spitzenpositionen S (Sympathie) und E (gute Einfälle) hatten beide in den von BALES und SLATER untersuchten Gruppen ganz besonders hohe F-Maße.

Dieses Ergebnis ist auf den ersten Blick verwunderlich, es läßt sich aber als eine Bestätigung für die HOMANSSche Regel ansehen, daß die Rangposition eines Individuums in der Gruppe mit dessen Bereitschaft korreliert, die Gruppennormen zu akzeptieren. Im nachhinein wird nun auch deutlich, warum ADORNO seine Skala für ein Instrument zur Feststellung faschistischer Neigungen halten konnte. Der deutsche wie auch der italienische Faschismus waren in erster Linie städtische Bewegungen, die ihren Erfolg der Tatsache verdankten, daß sie — um zu führen — sich führen ließen, d. h. die Weltanschauung des mittelständischen Bürgertums übernahmen und zugleich übersteigerten. Wie aber sollte man in einer solchen Lage noch zwischen dem Helden, als dem Beistand im Kampf gegen die «Dekadenz», und dem Diktator zu unterscheiden vermögen?

Führereigenschaften

Die Erinnerung an den Divergenzansatz der Gruppenstruktur dient noch einer anderen Absicht: Die Führereignung ist selbst ein sehr komplexes Phänomen. Dies ergibt sich z. B. aus den Untersuchungen von L. F. CARTER und seinen Mitarbeitern an kleinen Gruppen von Reserveoffiziersanwärtern, deren Mitglieder von Beobachtern hinsichtlich einer großen Anzahl von Eigenschaften (Aggressivität, Hilfsbereitschaft, Kontaktfähigkeit, Durchsetzungsfähigkeit, Unterwürfigkeit, Gesprächigkeit, Sachlichkeit usw.) beurteilt wurden. Die statistische Verarbeitung der Korrelationen zwischen diesen Eigenschaften zeigte, daß es sich im Grunde nur um drei wirklich voneinander verschiedene Aspekte («Faktoren») handelt:

1. um den Beitrag, den einer zur Gruppenarbeit leistet (Tüchtigkeit),
2. um dessen eigenwilliges Selbstvertrauen (etwas dürftig als «individuelle Prominenz» bezeichnet),
3. darum, wie sehr er sich der Gruppe und ihren Regeln anpassen versteht («Gruppen-Soziabilität»).

Die uns bereits bekannten Rangdimensionen der Tüchtigkeit und der Beliebtheit lassen sich unschwer mit den Faktoren Nr. 1 und

3 der vorstehenden Analyse und mit den soziometrischen Begriffen der soziotelen und der psychotelen Vorzugswahlen identifizieren. Daß zur Anerkennung einer Führerpersönlichkeit aber mehr gehört, zeigt eine Untersuchung von C. A. GIBB (1950) an 10-Mann-Gruppen von Studenten und Reserveoffiziersanwärtern, die an 3 Tagen für je 3 Stunden miteinander die verschiedensten Aufgaben durchführten und die im Anschluß daran ihre Partner soziometrisch beurteilten. Zwischen Tüchtigkeits-Anerkennung (Frage danach, wen man beim nächsten Mal in der eigenen Arbeitsgruppe haben möchte) und Beliebtheit (Frage danach, wen man zum Freund wählen würde) bestand in diesen Gruppen nur eine sehr geringfügige Divergenz. Das bedeutet an sich nicht viel, da die beiden Fragen offenbar Kompromiß-Antworten herausforderten. Wichtiger sind die Antworten auf die Frage, wer sich in der Gruppe spontan als Führer erwiesen habe. Die Korrelation der anerkannten Führerqualität mit der Tüchtigkeitsrangordnung und der Beliebtheitsrangordnung ist zwar positiv, aber gering. GIBB kommt daher zu dem Schluß, daß Führertum in den Augen der Gruppenangehörigen weder mit Tüchtigkeit noch mit Beliebtheit identisch sei, es partizipiere zwar an beiden, habe aber noch etwas für sich, dessen nur schwer habhaft zu werden ist. Das Problem liegt vermutlich im Bereich des Prominenz-Faktors (Nr. 2) der CARTERSchen Untersuchungen.

Worin liegt die Prominenz des Führers? Zunächst ist man versucht, nach einer Eigenschaft Ausschau zu halten, die der Führer in höherem Maße besitzt als der Gefolgsmann. Ließe sich diese finden, dann könnte die Diagnose der Führertauglichkeit ziemlich munter und erfolgreich vonstatten gehen. Der Psychologe würde eine neue Routine-Operation in sein Repertoire einreihen und die Gesellschaft wäre trefflich bedient. Die Suche beginnt, aber sie kommt zu keinem Ende. Manchmal ist der «Führer» älter als seine Gefolgsleute, manchmal auch wieder jünger. Schon glaubt man bei ihm eine besonders robuste Gesundheit zu finden, die man geheimnistuerisch als «vitale Energie» bezeichnet, dann stößt man aber auf Gebrechliche, Epileptiker, Krüppel und Morphinisten, die als Führer anerkannt werden. Nicht viel besser steht es um die Intelligenz und um das Ausmaß des Wissens. Nicht einmal mit der Redegewandtheit klappt es, da selbst Sprachfehler sich mit der Prominenz vertragen.

Anerkennung durch die Kameraden

Die Situation wird noch peinlicher, da zwar psychologische Tests den Führer nicht erkennen, die Gruppe der Kameraden aber in dieser Sache ein recht verlässliches Urteil besitzt. So liegt z. B. aus dem

Zweiten Weltkrieg eine Untersuchung von WILLIAMS und LEAVITT (1947) vor, die den Voraussagewert von Tests und der auf der Offiziersschule erreichten Noten an der Kampfbewährung junger Offiziere überprüft. Das Ergebnis ist betrüblich. Die Tests erlauben zwar die Voraussage der Schlußnote im Lehrgang, sie versagen aber bei der Prognose der Frontbewährung. Die Note selbst korreliert mit dieser Bewährung nur in einem sehr geringen Ausmaß ($r = 0,17$). Schon glaubt man am Ende zu sein, da zeigt sich, daß die Kameradenmeinung bereits in den ersten zwei Wochen des Lehrgangs die Frontbewährung weit besser voraussagt ($r = 0,47$).

Das Rätsel ist komplett. Ohne es zu lösen, kann man sich freilich den Effekt zunutze machen, indem man der auf soziometrischem Wege erfaßten Kameradenmeinung ein entsprechend hohes Gewicht bei der Voraussage gibt. Man kann auch den Psychologen dazu verwenden, die Kameradenmeinung zu beobachten. Da sich damit aber das Odium des Spitzeltums verbinden könnte, erweist sich schließlich als die beste Einrichtung zur Auffindung von Führerqualitäten das von J. B. RIEFFERT um 1930 in die deutsche Wehrmachtspsychologie eingeführte «Rundgespräch», das den Anstoß zu den äußerst zahlreichen Untersuchungen an Diskussionsgruppen gab, von denen hier berichtet wurde. B. N. BASS (1954) hat kürzlich den Siegeszug dieser Methode, für die ihrem Erfinder nur wenig Dank zuteil wurde, geschildert. Das Verfahren ist überaus einfach: Vier oder sechs junge Männer, die einander bisher kaum kannten, setzen sich zusammen und diskutieren ein mehr oder minder aktuelles Thema, ohne daß einer von ihnen mit der Diskussionsleitung beauftragt worden wäre. Schon nach relativ kurzer Zeit zeigt sich die unterschiedliche «Prominenz» der Partner, sofern diese nicht von den sich einmischenden Beobachtern zu sehr gestört werden.

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als hätte uns das RIEFFERTSche Rundgespräch von allen Sorgen um die Führerauslese befreit. Das ist keineswegs der Fall. Dennoch wurde hier ein entscheidender Schritt vorwärts getan. Diese Prüfungssituation ist darum besser als andere, weil sie das Führerphänomen dort aufsucht, wo es seinen Ursprung hat: bei den Geführten, die den Führer akzeptieren.

Projektion und Identifikation

An dieser Stelle muß einer anderen Modellsituation gedacht werden, die FREUD (1921) auf sehr bedeutsame Weise mit dem Führerproblem in Zusammenhang gebracht hat. Wenn Stoffmangel eintritt, verfallen gewisse Magazine gern auf die Idee, sich von einem obskuren Experten schildern zu lassen, wie die politischen Führer der letzten dreitausend Jahre ihre Umgebung und ganze Völker

hypnotisiert haben. Das ist natürlichbarer Unsinn, den nur seine beharrliche Wiederkehr interessant macht. Ohne daß die Artikelschreiber dies allerdings wüßten, steckt in ihrer Behauptung ein Körnchen Wahrheit, das FREUD entdeckt hat: Die dynamische Relation zwischen Führer und Geführten ähnelt der zwischen Hypnotiseur und Medium. In beiden Fällen stehen die wesentlichen Ereignisse am scheinbar passiven Ende der Einflußkette.

In freier Weise läßt sich der FREUDSche Gedankengang wie folgt nachvollziehen: Angesichts schwieriger, neuartiger oder zur Angst herausfordernder Situationen bereitet uns die Vorstellung Erleichterung, daß ein ganz besonders begabtes Wesen, der Held unserer Träume z. B., die Sachlage im Handumdrehen meistern könnte. Wir wären selbst gern dazu in der Lage, aber daß wir dies nicht sind, zeigen die Tatsachen. Der Meister unserer Wunschvorstellungen könnte aber auch ein anderer sein, wir müssen ihn bloß finden, um ihm ein Übermaß des Menschenmöglichen zuzuschreiben. Wir projizieren damit unseren eigenen Wunsch auf ihn. Damit wäre aber noch nicht viel gewonnen, da wir selbst ja nun bloß um einen Wunsch ärmer aber nicht um eine Tat reicher wären. Das ändert sich, wenn uns die Identifikation mit dem Idol gelingt; er ist wir, einer für alle, *pars pro toto* — und schließlich: alle für einen.

Diese Verschränkung von Projektion und Identifikation ist wahnhaft; das bedeutet aber noch nicht, daß man sie nur bei Wahnsinnigen fände. Gute Medien sind meistens ganz normale Leute, ebenso die Majorität der gläubigen Anhänger eines Führers. In der Tat besitzen beide die Möglichkeit, ihre Wahnkonstruktionen an der Realität zu bestätigen; sie tun dies durch die willige Bereitschaft zur Unterwerfung. Der Überlegene ist groß und mächtig, und ich partizipiere daran; indem ich mich füge, stelle ich sowohl die Gewalt des Führers als auch meine Teilhabe an dieser außer Frage. Noch sicherer darf ich dieser meiner Geborgenheit in der Macht des Führers dann sein, wenn die übrigen Angehörigen meiner Gruppe konform gehen, oder wenn ich mir zumindest einbilden kann, daß dies der Fall sei (Unifikation). Im Endeffekt kommt es somit zu einer Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens, durch die das außerordentliche Potential des Führers festgelegt wird. Die Analyse dieser dynamischen Sequenz läßt sich nicht ohne eine gewisse Ironie durchführen. Diese ist jedoch fehl am Platze. Daß die Herrscher des Mittelalters durch Handauflegen Skrofeln zu heilen vermochten, ist gut verbürgt. Die ihnen im Zuge der Verschränkung von Projektion und Identifikation zugewiesene Gewalt reichte somit tief ins autonome Nervensystem ihrer Untertanen hinein. Warum auch nicht, wenn jeder einigermaßen geschickte Hypnotiseur bei einem guten Medium Brandbläschen zum Vorschein bringen kann?

Der Hypnotiseur unterwirft das Medium aber gar nicht, er wird

bloß von diesem idolisiert. Seine Geschicklichkeit besteht darin, den Ablauf vor allem nicht zu stören. Zwei Bedingungen lassen sich dafür unschwer angeben und nicht leicht gemeinsam erfüllen. Um als Zielscheibe für Projektionen in Frage zu kommen, muß der bedeutende Mann «sichtbar» sein, einen Kopf größer oder kleiner als die übrigen, etwas fremdartig in Sprechweise und Gehaben, gescheiter oder dümmer, lauter oder leiser usw. Die Richtung der Abweichung ist nicht einmal so wichtig. Dieser Sachverhalt hat uns Psychologen bei der Suche nach den Führeigenschaften genarrt. Die zweite Bedingung läuft der ersten strikt zuwider: Um die Identifikation zu ermöglichen, darf der Abstand des großen Mannes vom Kleinen nicht unüberbrückbar weit sein. Wenn sich schon sein Ingenium nicht erreichen läßt, dann mögen zumindest sein Räuspern und Spucken, oder sein Bärtchen, übernehmbar sein. Vielleicht kommt er uns auch dadurch entgegen, daß er die uns vertrauten Normen sichtbarlich wahrte und uns wissen läßt, wie nahe wir ihm stehen. Vor allem aber sorgen das Wir der Gruppe und die Festigkeit ihres Autostereotyps für eine Verringerung der Distanz zwischen ihrem erlauchtesten Angehörigen und ihrem kleinsten Rädchen.

Goethes Einstellung zu Napoleon

Abermals gilt es, die Perspektive zu korrigieren. Daß GOETHE in seinem Leben von zwei Führerpersönlichkeiten fasziniert wurde, als junger Mann von FRIEDRICH DEM GROSSEN und als reifer noch stärker von NAPOLEON, macht das spöttische Besserwissen des Psychologen recht kläglich. Noch in den Gesprächen mit ECKERMANN finden sich immerhin nicht weniger als zehn deutliche Identifikationen mit NAPOLEON. Bald ist von einem jungen Mann die Rede, der den «Faust» beenden will, und dessen Unternehmen mit dem Versuch verglichen wird «NAPOLEONS Welteroberungen fortzusetzen» (20. 4. 1825). Dann wieder heißt es, daß jeder große Mann ein Erbe angetreten habe, NAPOLEON die Französische Revolution und GOETHE die Farbenlehre NEWTONS (2. 5. 1824). Von den Einkäufen der Frau VON GOETHE gleitet der Gedanke zu NAPOLEON, der noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen erhalten habe (17. 1. 1827), und an den Bericht, daß NAPOLEON die Pest nicht gefürchtet habe, schließt sich sofort die Erinnerung an die eigene Zuversicht angesichts der Gefahr einer Ansteckung mit dem Faulfieber (7. 4. 1829). Auf die Bemerkung, daß NAPOLEON in der ersten Hälfte seines Lebens produktiver gewesen sei als in der zweiten, erwidert GOETHE, daß er selbst auch die Liebeslieder und den «Werther» nicht zum zweiten Mal geschrieben habe (11. 3. 1828). Am gleichen Tage heißt es:

«Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.» Selbst anerkannte Greuel fallen daneben nur leicht ins Gewicht: «Daß er die 800 türkischen Gefangenen hat erschießen lassen, ist wahr; aber es erscheint als reifer Beschluß eines langen Kriegsrates» (7. 4. 1829). Kaum ein Jahr vor dem Tode (2. 3. 1831) findet sich die ins Tiefste leuchtende Bemerkung: «Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen . . . (NAPOLEON) war es durchaus im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist . . . Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter. ECKERMANN wendet ein, ob nicht auch *Mephistopheles* dämonische Züge trage — «Nein, der *Mephistopheles* ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.» Am 6. 12. 1829 heißt es: «So steht NAPOLEON unerreichbar da.»

Projektion und Identifikation, durch die das Band zwischen dem Gefolgsmann und dem Führer gewoben wird, lassen sich in den Selbstzeugnissen GOETHEs deutlich erkennen. Der Halbgott, zu dem er NAPOLEON erhob, ähnelt dem Helden des Begriffsspektrums (Abb. 16) mehr als dem Diktator. Der Umstand, daß NAPOLEON um diese Zeit bereits auf St. Helena gefangen ist und daß seine Pläne zerschlagen sind, scheint GOETHE kaum zu berühren, obwohl er in einer seiner Identifikationen darauf direkt anspielt: «Nicht ganz so schlecht als NAPOLEON auf seiner Insel», ist die seufzende Antwort auf die Frage, wie er sich befinde (7. 12. 1823). Gerade in diesem Punkte aber verhält sich GOETHE anders als dies faszinierte Gefolgsleute meistens tun. Der kraftlose König, so berichtet FRAZER, wird zum Gespött, wo nicht zum Gegenstand einer rituellen Opferung. Dieser Schritt gehört durchaus in die dynamische Sequenz, da der erfolglose Führer den Gefolgsmann ja um den sichernden Gewinn des Spieles von Projektion und Identifikation betrogen hat. Versagt der Führer, so ist er wieder der Fremde, der er sein mußte, um die Projektion zu ermöglichen; er ist jetzt aber zur Zielscheibe aller nur erdenklichen Haßprojektionen geworden, zum Repräsentanten des abgelehnten Nicht-Wir. Man merkt dies — in gebotener Abschwächung — noch am Schicksal des einstmals gefürchteten aber auch idolisierten Lehrers, der nach dem Ende der Schulzeit in der Erinnerung komisch und bemitleidenswert zu werden beginnt: ein entthronter König.

Die Psychologie des Gefolgsmannes läßt sich, wie ich glaube, heute recht gut nachzeichnen; sehr viel weniger wissen wir über

den Mann in der Führerrolle. Die Vermutung scheint mir aber viel für sich zu haben, daß dessen Psychologie der des Gefolgsmannes gar nicht so unähnlich ist. Projektion und Identifikation, diesmal aber in Richtung nach oben sowohl als nach unten. Das eigene Ziel wird einmal auf die Überwelt projiziert, es sei dem Willen der Gottheit oder der Vorsehung oder dem Sinn der Geschichte gemäß, zum andern aber auf die Gruppe, als ob es ihr Ziel wäre. Im Akt der Identifikation ist der Führer aber zugleich Vollstrecker des überweltlichen Planes und des Willens der Geführten. In dieser doppelten Beziehung gründet wohl das Dämonische, das GOETHE als nicht in seiner Art liegend empfand.

Abschwächung in der Normalbreite

Zum Schluß sind an dem hier entworfenen Bild der Führerrolle noch zwei sehr wesentliche Korrekturen vorzunehmen. NAPOLEON ist im Grunde kein Gegenstand der Psychologie; seine Rolle ist zu selten, als daß man über sie aus den Variationen ihrer Spieler Aufschluß gewinnen könnte. Im Alpha-Führer des SHERIF'schen Lagers aber wird niemand einen Halbgott oder einen Dämon vermuten. Eher schon könnte es vorkommen, daß man ihn der Besessenheit zeiht. Schließlich vernachlässigte er ja die Korrespondenz mit dem Elternhaus in beunruhigender Weise. Sollte unsere Analyse der Führer-Sequenz *mutatis mutandis* auch für die alltäglichen Erscheinungen des Lebens gültig sein, dann muß man sich der außerordentlichen Maßstabsverkürzung bewußt bleiben, die es vorzunehmen gilt. Ich glaube dennoch, daß selbst im bescheidenen Rahmen des MEREISCHEN Kindergartens Projektion und Identifikation am Werke waren. Die «Gewalt» ging auch hier «vom Volke» aus, das sich den Führer gefügig machte, um ihn dann zum Vorbild zu erwählen. Das «Volk» aber sind nurmehr vier Knirpse und die «Gewalt» erstreckt sich bloß auf Bauklötzchen.

Die zweite Einschränkung besteht darin, daß die Verschränkung von Projektion und Identifikation in erster Linie den Anschluß an einen Führer bzw. das Aufsteigen eines Gruppenmitglieds zur Führerrolle ermöglicht. In den meisten für längere Zeit konstituierten Gruppen ist die Führerrolle aber ziemlich stabil besetzt. Das dramatische Ereignis der Ausgliederung eines neuen Führers kommt in ihnen daher nur relativ selten vor. Manchmal zeigen Gruppen auch nur ein verhältnismäßig geringes Interesse an der Art der Besetzung ihrer Führerrolle. Das ist namentlich dann der Fall, wenn die Tätigkeit des Inhabers der Spitzenposition durch Gewohnheiten oder das Bestehen eines Reglements nur mit geringen Freiheitsgraden ausgestattet ist. Wo die Dinge so liegen, dürfte wohl auch das

persönliche Engagement der Gruppenmitglieder in Projektion und Identifikation vergleichsweise gering sein. Durch ihre Organisationsform hat sich die Gruppe dann von einem Problem entlastet, das in Krisenzeiten ganz im Vordergrund steht. Eine solche Entwicklung dürfte in vielen Fällen zu begrüßen sein, sofern sie nicht einem Zustand der allgemeinen Teilnahmslosigkeit (Apathie) zustrebt. Wir müssen uns daher im klaren darüber sein, daß die im Anschluß an FREUD entwickelte Dynamik der Führerrolle ein dramatisch überspitztes Bild zeigt.

12. KONTAKT, SYMPATHIE UND DISTANZ

Die Vermutung ist geäußert worden, daß der Inhaber der Führerrolle seine eigenen Anschauungen und Ziele auf die Mitglieder der von ihm geführten Gruppe projiziere und sich damit das Gefühl sichere, die Gruppe auch wirklich «hinter sich» zu haben. Diese Möglichkeit braucht nicht in Abrede gestellt zu werden, wenn wir ihr die zweite Möglichkeit gegenüberstellen, daß der Inhaber einer Führerrolle die Anschauungen der «Geführten» besser kennen und richtiger beurteilen könnte als diese selbst. Im Großverband steht ihm dazu ja meistens ein eigener Informationsapparat zur Verfügung, der zumindest die in der Presse vertretenen Meinungen in Evidenz hält. Es wäre daher gar nicht verwunderlich, wenn der Bundeskanzler den Prozentsatz der Wahlberechtigten, die für eine geplante Maßnahme der Regierung sind, richtiger abzuschätzen in der Lage wäre als der Durchschnittswähler.

Die Zentralposition

In dieser Form läßt sich unser Problem verniedlichen und damit einer empirischen Untersuchung zugänglich machen. Dies ist durch CHOWDHRY und NEWCOMB (1952) geschehen. Verwendet wurden vier Studentenvereinigungen, die sich auf einer fachlichen Basis konstituiert hatten und von denen angenommen werden konnte, daß einzelne Gebiete der Meinungsformung für sie interessanter sein dürften als andere. Die Gruppen bestanden aus 25–40 Mitgliedern. Auf Grund eines soziometrischen Fragebogens wurden in jeder dieser Gruppen die Spitzenmitglieder (eine Art von «Elite» im Umfang von etwa 20 % der Mitgliedschaft) ermittelt. Jedes Gruppenmitglied erhielt sodann einen Meinungs-Fragebogen, in dem zu einzelnen Behauptungen anzugeben war, ob es sie selbst akzeptiere oder ablehne. Außerdem galt es, den Prozentsatz der

Gruppenmitglieder zu schätzen, der die entsprechende Behauptung akzeptieren würde. Der Unterschied zwischen diesem geschätzten Prozentsatz und dem sich bei der Auszählung der Fragebogen ergebenden war die entscheidende Variable der Untersuchung, deren Hypothese dahin lautete, daß die Mitglieder der Elite (die Führer) die Gruppenmeinung richtiger beurteilen würden als die (Nicht-Führer).

Die Fragebogen selbst zerfielen in drei Hauptteile, deren erster für die Gruppen fachlich relevante Behauptungen enthielt, z. B. also in der Mediziner-Gruppe Stellungnahmen zum Thema der Sozialmedizin. Im dritten Teil kamen hingegen nur allgemein interessante Behauptungen vor, während der zweite Teil eine Mittelstellung einnahm. Der Aufbau der Fragebogen wurde selbstverständlich den Interessen der vier Gruppen angepaßt.

Das Ergebnis dieser Untersuchung bestätigt die Hypothese zwar nicht im ganzen, aber in ihrem wesentlichen Teil. Die (Führer) beurteilen die Gruppenmeinung tatsächlich richtiger als das Gefolge auf gruppen-relevanten Gebieten, nicht jedoch im allgemeinen. (Isolierte) Personen, d. h. die im Soziogramm überhaupt nicht Nominieren, schneiden auf diesem Gebiet am ungünstigsten ab, d. h. noch schlechter als das Gros der Gruppe. Das Resultat ist statistisch gesichert; seine Erklärung freilich ist nicht unproblematisch. Man könnte dazu neigen, den Zentralpersonen der Gruppe (den (Führern)) ein höheres Maß der Sensibilität oder auch der Intelligenz zuzuschreiben. Damit verträgt sich aber die Tatsache schlecht, daß sie sich der Gruppe ja nur auf einzelnen Gebieten überlegen zeigten. Für wahrscheinlicher halte ich daher die Annahme eines zwar relativen (auf Themengebiete beschränkten), aber dennoch innigeren Kontakts der Zentralpersonen mit den übrigen Mitgliedern. Wir würden uns daher die Zentralperson wohl am besten als ein Gruppenmitglied vorstellen, das im großen und ganzen mit allen Angehörigen der Gruppe häufiger und intensiver über relevante Fragen spricht, als dies beim Durchschnittsmitglied der Fall ist. Im Gegensatz dazu wäre der (Isolierte) eine Randperson, die nur wenige Gesprächskontakte besitzt.

Unsere Überlegungen entwickeln sich in Richtung auf eine räumliche Vergegenständlichung der Gruppe. Die Zentralperson steht im Durchschnitt den übrigen Angehörigen der Gruppe näher als jedes andere Mitglied. Zur Veranschaulichung dient Abb. 17, in der die Beziehungsnetze der Zentralperson (A) und eines gewöhnlichen Mitgliedes (C) einander gegenübergestellt sind. Im Durchschnitt sind die übrigen Mitglieder von A drei Einheiten entfernt, von C (bzw. B) hingegen 4,6 Einheiten und von D (bzw. E) 4,0 Einheiten. A genießt somit einen Vorteil über jedes andere Mitglied der Gruppe. Konkreter wird dieses Bild, wenn wir an fünf Freunde denken, deren Wohnorte sich in ähnlicher Weise über

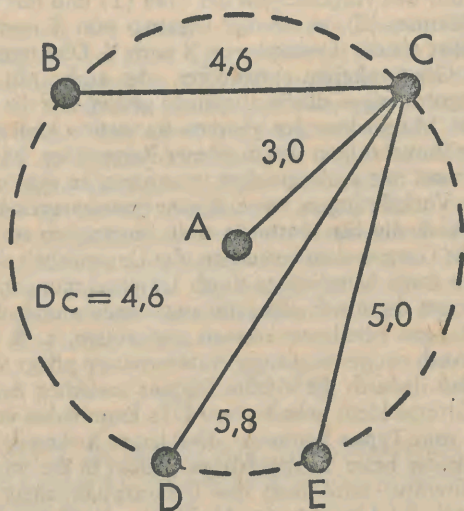
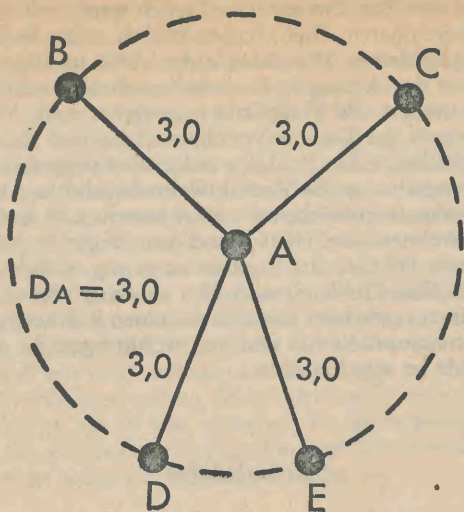


Abb. 17: Die Distanzen zwischen verschiedenen Positionen in der Gruppe (oben: Zentralperson, unten: Randperson).

Deutschland verteilen. Ein etwaiges Treffen werden sie wahrscheinlich bei A vereinbaren. Hier tauchen freilich sofort Bedenken auf, da die geographischen Distanzen nicht allein in Frage kommen. Der Wohnort des A mag z. B. verkehrstechnisch sehr ungünstig liegen und deshalb als Treffpunkt ungeeignet sein. Wir können aber den Begriff der Distanz verallgemeinern und ihn damit der Wahrscheinlichkeit eines Kontakts umgekehrt proportional setzen: Geringe Distanz = große Kontaktwahrscheinlichkeit und umgekehrt. In den meisten Städten der USA besteht z. B. zwischen dem «weißen» Bewohner eines Hauses und dem Neger im Nachbarhaus eine sehr weite Distanz, der Kontakt ist gering, während der Weg zu einem «weißen» Clubkameraden, der an sich 5 Meilen länger ist, sehr viel kürzer erscheinen kann. In der einen Richtung gehen auch häufig Telefongespräche hin und her, wohingegen die andere Leitung kaum da zu sein brauchte.

Kontaktdichte

Distanzen im sozialen Kontaktraum lassen sich natürlich nicht direkt messen, man kann sie aber aus der wechselseitigen Kontaktdichte der Partner erschließen. Verbringt die Familie X hohe Feste fast immer mit den Angehörigen der Frau (Y) und nur selten mit denen des Mannes (Z), so ist die «Distanz» von X nach Z offensichtlich größer als die «Distanz» von X nach Y. Dies mag den geographischen Gegebenheiten entsprechen oder auch nicht. In Gruppen mit Rangordnungen dürfte allgemein gelten, daß die Distanzen zwischen den Mitgliedern der gleichen Rangstufe kleiner sind als die zwischen Angehörigen verschiedener Rangstufen. Man liebt es «unter sich» bzw. mit seinesgleichen zusammen zu sein und schafft dafür eigene Vorkehrungen, wie z. B. eine Steuermanns-Kneipe auf der Reeperbahn, die für Matrosen nicht zugänglich ist. Andererseits kann die Gruppe auch versuchen, die Ungleichheit der Distanzen zwischen ihren Mitgliedern durch Unternehmungen zu nivellieren, an denen diese sich alle samt und sonders und ohne Ansehung des Ranges beteiligen können und sollen, z. B. an einem Werksfest. Auch ein gemeinsames Autostereotyp pflegt sich so auszuwirken, daß dadurch die erlebte Distanz zwischen den Mitgliedern einer Gruppe klein gehalten wird. Es kann dabei etwa zu Bekundungen vom Typus kommen: «Der letzte X-Angehörige steht mir näher als der beste Y-Angehörige.» Selbst in der wissenschaftlichen Fachliteratur wird man des Distanzphänomens ansichtig, wenn z. B. aus der Literatur des Nachbarlandes R so gut wie gar nicht zitiert wird, aus dem Schrifttum des Landes U hingegen recht häufig. Je weiter die soziale Distanz ist, um so weniger weiß man

in der Regel von einem Partner, um so weniger liegt einem auch daran, mehr von ihm zu wissen.

Die Entscheidung über die in den Mittelschulen gelehrt Fremdsprachen stellt in der Regel auch eine Entscheidung über die Distanzen zu anderen Ländern dar. Ohne Schwierigkeiten läßt sich z. B. ausmalen, welchen Einwänden der Vorschlag ausgesetzt wäre, in den Oberschulen der Bundesrepublik das Russische generell als Fremdsprache zu adoptieren. Der Vorschlagende geriete sehr leicht in den Verdacht kommunistischer Sympathien, obwohl ihm solche ganz fern liegen könnten und er nur die Tatsache im Auge gehabt haben mag, daß für die voraussehbare Zukunft die russische Nachbarschaft für das Deutsche Volk eine Quelle von Problemen darstellen wird. Im Augenblick würde die Ausführung eines solchen Vorschlages auch auf den Protest der Schüler und ihrer Familien stoßen, so daß mit recht mäßigen Lernleistungen zu rechnen wäre. Tatsächlich verflochten sich an dieser Stelle sehr viele dynamische Zusammenhänge, da ja von altersher die Kulturpropaganda ein Vorspann der politischen Propaganda und der fremdsprachliche Unterricht nicht selten ein Hilfsmittel beider ist.

Studentenaustausch

Eine Erweiterung des Begriffs der sozialen Distanz illustriert das folgende Beispiel: Im Jahre 1954 studierten in der Bundesrepublik 73 französische Studenten, während im gleichen Jahr 658 deutsche Studenten in Frankreich waren. Der Weg von A nach B scheint somit nicht immer dem von B nach A gleich zu sein. Wir könnten hier auch an ein Gefälle denken, da es bergab schneller geht und die Distanz daher geringer erscheint als bergauf. Um dieser Sachlage gerecht zu werden, bedürfen wir aber noch einer Angabe darüber, auf wieviele Studierende (in Deutschland) die 658 nach Frankreich gehenden Austauschstudenten kommen, bzw. wie sich deren Zahl zu der Anzahl der französischen Studenten verhält. Allgemein läßt sich die soziale Distanz zwischen den Partnern A und B auf die Formel bringen:

$$D_{ab} = \frac{P_a \cdot P_b}{K_{ab}},$$

wobei P_a und P_b die beiden Populationen bezeichnen und K_{ab} die Anzahl der Kontakte in der Richtung von A nach B. Für die Gegenrichtung ergibt sich:

$$D_{ba} = \frac{P_a \cdot P_b}{K_{ba}}.$$

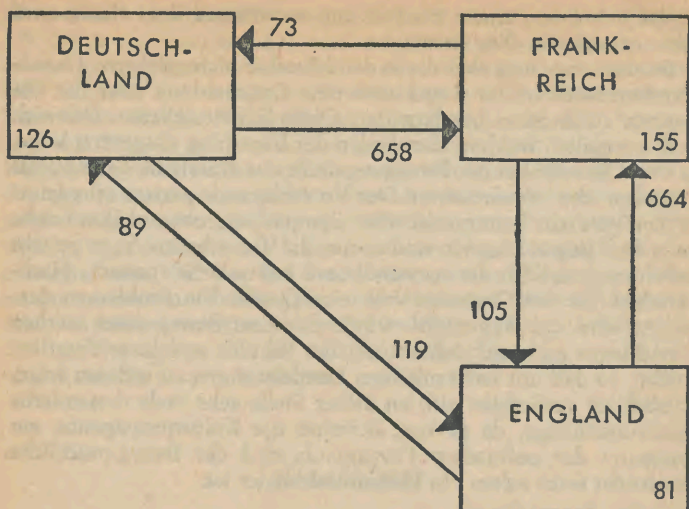


Abb. 18: Der Studentenaustausch zwischen Deutschland (Bundesrepublik), Frankreich und England. (Die Zahlen in den Rechtecken geben die Studentenpopulationen der entsprechenden Länder in Tausenden.)

In unserem Falle betrachten wir den Studentenaustausch als eine Form des Kontakts zwischen Nationen.

Zur Veranschaulichung diene Abb. 18. In den drei die Länder darstellenden Rechtecken ist die Anzahl der Studenten (in Tausend) angegeben, die Pfeile bezeichnen die Austauschstudenten, die ein Land zum andern «schickt». Die Distanz von der Bundesrepublik (B) nach Frankreich (F) beträgt somit (unter Außerachtlassung eines Faktors von 10^6 , der durch die Abrundung auf Tausende in den Studentenpopulationen erforderlich wird):

$$D_{BF} = \frac{126 \cdot 155}{658} = 29,7$$

$$D_{FB} = \frac{126 \cdot 155}{73} = 267,5.$$

Die übrigen Distanzen gibt Tab. 7, an deren Kopf die Ursprungsländer der Studenten angegeben sind, während der linke Rand die Gastländer zeigt. In Klammern wurden in den einzelnen Zellen die Verhältniszahlen zwischen den Distanzen in den beiden Richtungen hinzugefügt. Von Frankreich nach Deutschland ist es z. B. etwa neunmal so «weit» wie von der Bundesrepublik nach Frankreich.

Von Frankreich nach England ist es immerhin noch mehr als sechsmal so weit wie umgekehrt. Annähernd gleich weit ist in beiden Richtungen die Entfernung zwischen England und Deutschland. Die Randsummen der Tabelle geben uns einen Anhaltspunkt dafür, wie stark sich ein Land selbst von anderen distanziert (Spaltensumme in der letzten Zeile), bzw. wie stark es von anderen distanziert wird (Zeilensumme in der letzten Spalte). Die beiden Reihen sind in diesem Falle gegenläufig, Frankreich wird am wenigsten distanziert (48,6) und distanziert sich selbst am stärksten (387,1); das Gegenteil gilt für die Bundesrepublik.

	Deutschland	England	Frankreich	Summe (Distanziert- Werden)
Deutschland	—	114,7 (1,3)	267,5 (9,0)	382,2
England	85,8 (0,8)	—	119,6 (6,3)	205,4
Frankreich	29,7 (0,1)	18,9 (0,2)	—	48,6
Summe (Sich-Distan- zieren)	115,5	133,6	387,1	

Tabelle 7: Distanzrelationen für den Studentenaustausch. (Die in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen das Verhältnis zwischen Sich-Distanzieren und Distanziert-Werden.)

Außerdistanz und Binnendistanz

Das vorstehende Beispiel faßt die westeuropäische Völkerfamilie als eine Gruppe auf; die in ihm zur Verwendung kommende Betrachtungsweise läßt sich aber auch auf Gruppen ganz anderer Art übertragen, etwa auf eine aus Jungen und Mädchen bestehende Schulklasse, deren Angehörige aufgefordert werden, einander nach irgendeinem soziometrischen Kriterium (z. B. Vorschlag für den Klassensprecher) zu beurteilen. Das Ergebnis mag dann lauten, daß von den zehn Mädchen sechs Jungen vorgeschlagen wurden, und von den fünfzehn Jungen drei Mädchen: $D_{MJ} = 25$ und $D_{JM} = 50$. Da von den zehn Mädchen vier Geschlechtsgenossinnen nominiert wurden, ergibt sich innerhalb dieser Untergruppe eine Binnendistanz von

$$D_{MM} = \frac{P_M \cdot (P_M - 1)}{K_{MM}} = \frac{10 \cdot 9}{4} = 22,5,$$

und bei den Jungen

$$D_{JJ} = \frac{P_J \cdot (P_J - 1)}{K_{JJ}} = \frac{15 \cdot 14}{12} = 17,5.$$

Die Binnendistanz innerhalb der männlichen Untergruppe erscheint somit als geringer als die innerhalb der weiblichen Untergruppe. In beiden Untergruppen ist aber die Binnendistanz geringer als die Außendistanz. Ein Ergebnis dieser Art stellt sich bei Gruppenuntersuchungen fast immer ein. Unser konkretes Resultat ist allerdings u. a. auch vom Lebensalter der Schüler abhängig.

Bei der strukturellen Analyse von Gruppen darf man annehmen, daß Kontakt und Sympathie zueinander direkt proportional sind, während zwischen Distanz und Sympathie ein reziprokes Verhältnis besteht. Eine Gruppe, deren Binnendistanz klein ist, erscheint damit als durch starke Sympathiebindungen zusammengehalten, während die Sympathie zwischen einer Gruppe und einer ihrer Nachbargruppen um so geringer sein dürfte, je weiter die beiden Gruppen voneinander entfernt sind. In unserer Schulklasse scheinen die Jungen den Mädchen sympathischer gewesen zu sein als umgekehrt. An das Beispiel des Studentenaustausches läßt sich die Vermutung knüpfen, daß in den Hochschulpopulationen der beiden Länder die deutsche Sympathie für Frankreich größer sei als die französische Sympathie für Deutschland. Man tut gut daran, dieses Ergebnis nur als eine der Seiten des Komplexes der zwischen-nationalen Sympathien aufzufassen. Das Verhältnis könnte sich z. B. umkehren, wenn wir eine andere Art des Austausches, etwa die Automobilausfuhr, in Betracht ziehen. In unserem Zusammenhang kommt es mehr auf die Darstellung einer recht simplen analytischen Methode als auf den Bericht über die mit dieser Methode gewonnenen Resultate an. Bedauerlicherweise ist nämlich das reichlich vorhandene Material noch gar nicht ausgewertet.

Andere Beispiele für die Interdependenz von Kontakt, Sympathie und Distanz lassen sich leicht aus dem Gebiete der Einheirat beibringen. Wie steht es z. B. um «Mischehen» zwischen Katholiken, Protestanten und Juden, zwischen Akademikern und Nichtakademikern, zwischen Berlinern und Wienern usw.? Vielleicht lautet die Schicksalsfrage des deutschen Volkes überhaupt dahin, ob es von Bonn nach Pankow weiter oder weniger weit sei als von Pankow nach Bonn. Nunmehr sind wir auch in der Lage, den Begriff des «psychologischen Ghettos» zu spezifizieren; er beschreibt die Situation einer Untergruppe, die von der Hauptgruppe durch weite Distanz getrennt ist und deren Binnendistanz sich klein hält. Diese Definition reicht aber noch nicht aus, da wir sonst einer «Elite»,

etwa dem Adel, ebenfalls eine Ghetto-Existenz zuschreiben müßten. Der Unterschied besteht darin, daß die Ghettobewohner von der Majorität stärker distanziert werden, als sie sich selbst von dieser distanzieren, während die Elite sich selbst stärker von der Majorität distanziert, als sie von dieser distanziert wird. Das Ghetto ist mit anderen Worten eine unfreiwillige Isolation, man strebt daher aus ihm heraus, während die Elite eine freiwillige und beneidete Isolation ist, man strebt daher in sie hinein.

Kontaktsteuerung

Distanz, Sympathie und Kontakt sind selbstverständlich keine konstanten Größen. Sollte z. B. der Außenkontakt einer Gruppe verloren gehen oder abgebrochen werden (z. B. bei den Bewohnern auf Tristan da Cunha, vgl. S. 117), so läßt sich eine Intensivierung des Binnenkontakts und damit in der Regel wohl auch ein Anwachsen der gegenseitigen Sympathie erwarten. Genau diesem Zweck dienen mehr oder minder freiwillige Isolierungen, in die sich Gruppen aus Gründen der Verfestigung ihres Zusammenhalts manchmal begeben. Die sog. Flitterwochen lassen sich dafür als Beispiel anführen (Verringerung des Kontakts mit den beiderseitigen Elternfamilien), ebenso das Ausgehverbot für Rekruten (Festigung des Kameradschaftsgeistes) und die Unterbindung des Außenkontakts bei den Novizen religiöser Orden. Nicht zu vergessen sind auch «Eiserne Vorhänge» jeder Art und die 40 Jahre des Volkes Israel in der Wüste. Gruppen haben Techniken geschaffen, mit deren Hilfe sie ihren eigenen Bestand zu sichern versuchen. Daß sie dabei nicht immer erfolgreich sind, und daß einander z. B. die Partner auf der sprichwörtlichen «einsamen Insel» auch gründlich unsympathisch werden können, verschlägt nichts gegen die Gültigkeit der allgemeinen Regel, die — wie jede — auch Ausnahmen besitzt. Das nicht immer komödienhafte Dreieck von Chef — Sekretärin — Ehegattin läßt sich ebenfalls unter diesem Aspekt betrachten. Die Sekretärin, der man die gesamte eigene Korrespondenz diktiert, rückt in eine Nähe, die seitens der Ehefrau mitunter als unsympathisch empfunden wird. Dabei mag der Chef bei der Auswahl seiner Sekretärin gar nicht die Absicht verfolgt haben, von seiner Gattin fortzurücken.

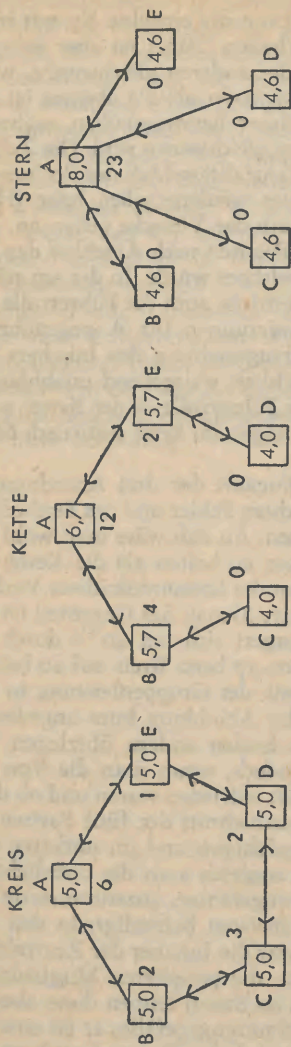
In diesem Zusammenhang ist noch einmal auf die soziale Dynamik der psychotherapeutischen Situation hinzuweisen. Hier wird der Binnenkontakt innerhalb einer Kleinstgruppe (das Paar: Patient und Therapeut) wesentlich gesteigert und damit gleichzeitig meistens der Außenkontakt des Patienten verringert. Es mag diesem z. B. nahegelegt werden, über seine Probleme nicht mit an-

deren Leuten zu sprechen. Die intensivierte Binnenrelation bleibt hochgradig asymmetrisch, d. h. der Patient kommuniziert mit dem Therapeuten mehr und vollständiger als dieser mit ihm. Der Patient ist ja auch der sog. «analytischen Grundregel» unterworfen, derzufolge er jeden seiner Gedanken laut werden lassen soll, während der Therapeut so gut wie nichts von seinen eigenen Lebensproblemen zum Gespräch beisteuert. Auf diese Weise wird seitens des Patienten ein sehr viel engeres Attachement an den Therapeuten erzeugt als umgekehrt. Das Phänomen der Übertragung hat diese dynamische Asymmetrie zur Voraussetzung.

Wahrscheinlich ließen sich noch zahlreiche Exempel dafür auffinden, daß Gruppen ihre Distanzrelationen im Innern sowohl als auch nach außen bewußt regulieren oder daß sich solche Regulationen auch dann ergeben, wenn ihre Zweckmäßigkeit nicht im voraus überprüft wurde. Ich glaube z. B. nicht, daß FREUD die psychotherapeutische Situation aus gruppenspezifischen Überlegungen heraus gestaltet hat. Trotzdem handelt es sich um einen Genie-Blitz. Durchaus berechtigt ist jedoch die Frage, ob das therapeutische Paar wirklich immer eine optimale Lösung darstellt, ob nicht z. B. eine größere Gruppe manchmal vorteilhafter ist. In dieser Richtung ist bekanntlich die sog. Gruppentherapie vorgestoßen, in der sich nahezu alle Phänomene, von denen hier berichtet wurde, wiederfinden lassen: Unifikation, mehrdimensionale Rangordnung, Projektion und Identifikation, asymmetrische Distanzrelationen usw. Dieses Gebiet ist aber zu weit, als daß es sich an dieser Stelle wirklich behandeln ließe.

Kontaktnetze im Laboratorium

Was uns heute noch so gut wie ganz fehlt, ist ein systematisches Wissen um die Konsequenzen von Kontaktmanipulationen. Aus diesem Grunde kommt den Experimenten von A. BAVELAS und seinen Schülern große Bedeutung zu, da sie dieses Problem in laboratoriumsmaßiger Verharmlosung angreifen. Nehmen wir z. B. an, daß fünf Vpn (Studenten) um einen Tisch sitzen und die folgende sehr einfache Aufgabe als Gruppe zu lösen haben: Jede Vp erhält eine Karte, auf der sich fünf geometrische Zeichen befinden, von denen aber nur eines auf sämtlichen Karten vorkommt; es gilt, dieses gemeinsame Zeichen herauszufinden. Jede Versuchsgruppe hat fünfzehn Aufgaben von diesem Typus zu lösen. Die Vpn müssen dabei miteinander kommunizieren: In dem erörterten Experiment konnte dies nur auf schriftlichem Wege geschehen. Jede Vp saß in einer Kabine, in der sich ein Schaltapparat befand, mit dessen Hilfe sie dem Versuchsleiter das Zeichen melden konnte, das nach



GESCHWINDIGKEIT :	GERING	GROSS	GROSS
GENAUIGKEIT :	GERING	GROSS	GROSS
ORGANISATION :	UNSTABIL	LANGSAM, STABIL	SCHNELL, STABIL
FÜHRERROLLE :	UNBESTIMMT	DEUTLICH	SEHR DEUTLICH
ZUFRIEDENHEIT :	SEHR GROSS	GERING	SEHR GERING

Abb. 19: Drei Kommunikations-Systeme in Fünf-Personen-Gruppen (nach BAVELAS und BARRETT).

ihrer Meinung auf sämtlichen Karten vorkam. Die Kommunikationsmöglichkeiten zwischen diesen Kabinen wurden systematisch im Sinne von Abb. 19 variiert.

In jeder der drei Anordnungen kann die einzelne Vp mit mindestens einer anderen zusammenarbeiten. Dabei ist aber jede der fünf Positionen (A–E) im «Kreis» der anderen gleichwertig, während in der «Kette» die Position A zentraler als die übrigen ist. Im «Stern» ist die Position A noch stärker hervorgehoben, während sämtliche übrige Positionen einander gleichwertig sind. Die Zahlen in den Vierecken entsprechen dem Zentralitäts-Maß der Positionen, dessen Herleitung ich an anderen Orten wiedergegeben habe (HOFSTÄTTER, 1956). Die Zahlen außerhalb der Vierecke geben an, wie oft der Inhaber der entsprechenden Position nach Abschluß der Arbeit als der «Führer der Gruppe» bezeichnet wurde. In der am stärksten zentralisierten Anordnung (Stern) ist auch die Führerrolle am deutlichsten ausgeprägt (23 Nominierungen für A gegenüber 0 für jede andere Position). Die Vorzugsstellung des Inhabers der Position A ist von dessen Persönlichkeit weitgehend unabhängig. Weniger deutlich ausgeprägt ist die Führerrolle in der Kette, während die Ungleichheit der Nominierungen im Kreis statistisch überhaupt nicht mehr verlässlich ist.

Die Frage nach der Leistungsfähigkeit der drei Anordnungen läßt sich anhand der in ihnen gemachten Fehler und des Zeitbedarfs zur Lösung der Aufgabe beantworten. An sich wäre man wohl geneigt, den Kreis für leistungsfähiger zu halten als die Kette, die sich von ihm ja nur durch das Fehlen der kommunikativen Verbindung zwischen C und D unterscheidet. Genau das Gegenteil ist der Fall: Die Anzahl der Fehler verringert sich um 40% durch die Wegnahme dieses einen Gliedes (von 17 beim Kreis auf 10 bei der Kette). Die allgemeine Charakteristik der Gruppenleistung in den drei Anordnungen ist unterhalb der Abbildung kurz angedeutet. Leistungsmäßig ist der Stern den beiden andern überlegen. Ein durchaus anderes Bild zeigt sich jedoch, wenn man die Vpn danach befragt, wie sie mit ihrer Arbeit zufrieden waren und ob diese ihnen Freude bereitet habe. Im Durchschnitt der fünf Partner ergibt sich eindeutig, daß die leistungsfähigste und am stärksten zentralisierte Anordnung (der Stern) zugleich auch die unbeliebteste ist, während die am wenigsten leistungsfähige, unzentralisierte Anordnung (der Kreis) die Vpn am meisten befriedigt. In den Anordnungen Kette und Stern sind zwar die Inhaber der Zentralposition mit der Arbeit sehr zufrieden, die peripheren Mitglieder (C und D in der Kette, B, C, D und E im Stern) lehnen diese aber ab. Im Kreis besteht kein derartiges Stimmungsgefälle; er ist eine wenig leistungsfähige, dafür aber sehr beliebte Gruppenstruktur. Allerdings scheint sich zu seinen Gunsten sagen zu lassen, daß er mit unerwarteten Störungen besser fertig wird als Stern und Kette.

Es erübrigt sich, noch einmal darauf hinzuweisen, daß dieses Experiment — wie die gesamte Laboratoriumsbeschäftigung mit gruppensdynamischen Problemen — spielerischen Charakter besitzt. Das konkrete Problemdenken am Modell ist aber eben wegen des geringen mit ihm verbundenen Einsatzes wertvoll, wenn wir es auf der anderen Seite mit Ernstsituationen zu tun haben, die von uns in der Regel einen sehr hohen Einsatz verlangen. Die Laboratoriumsspiele sind im Grunde Rollenspiele, die der Phantasie einen weiteren Spielraum einräumen als die Ernstsituationen. Da sie konsequenzenlos sind, können wir in ihnen auch freier schalten und walten als in jeder Wirklichkeit. Auf diese Weise läßt sich aber hoffen, daß wir aus dem Spiel etwas für das Leben lernen werden. Am Realfall der Gruppendynamik pflegen wir mit unseren Emotionen zu stark engagiert zu sein, um alternative Verhaltensmöglichkeiten überhaupt in Erwägung zu ziehen. Es bedarf daher einer Entlastung von dieser — manchmal verzweifelten — Ernsthaftigkeit. Damit gliedert sich aber das spielerische Gruppenexperiment in die Reihe der legitimen Denkmittel ein. Der Einwand, daß diese Spiele lebensunecht seien, trifft zwar zu, er ist aber trotzdem nicht stichhaltig.

IV. DIE BEHAUPTETE EIGENE FREIHEIT UND DIE SCHONUNG DER FREIHEIT DES ANDEREN

In einem Brief SCHILLERS an KÖRNER vom 13. 2. 1793 findet sich die folgende Betrachtung über die Gesetze der «Schönheit des Umganges»: «Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit. Das zweite: Zeige selbst Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem, aber der gute Ton fordert sie unerlässlich, und sie macht allein den vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des schönen Umgangs kein passenderes Bild als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten englischen Tanz . . . Er ist das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des anderen.»

Der Tanz, ein Spiel also, als Modell der sozialen Wirklichkeit; wir sind noch immer bei unserem Thema! Diesmal aber geht es um die Ableitung der Freiheit, die das Individuum für sich behauptet und am anderen schont, aus den Funktionsbedingungen der Gruppe. Was sich SCHILLER als ein ästhetisches Problem aufdrängt und was andere als ein ethisches zu empfinden neigen, wird für uns zu einem Leistungsproblem. Wir ersparen uns damit die schwierige Frage nach der Gott-Gewolltheit der individuellen Freiheit und nach deren Verankerung im Recht der Natur. Absolute und ins Transzendente vorstoßende Behauptungen dieser Art sind dem Psychologen stets etwas unheimlich, da er die Selbstverständlichkeit kennt, mit der Gesellschaften ihre spezifischen Normen auszustatten pflegen. Die Vertreter kollektivistischer Weltanschauungen versichern uns oft genug, wie töricht der abendländische Respekt für die Unabhängigkeit des Individuums sei. Sollte es sich hier somit auch bloß um eine uns lieb gewordene Selbstverständlichkeit handeln? Schließlich treiben wir ja Sozialpsychologie und machen uns dabei des öfteren klar, daß die Dynamik der Gruppe die Entscheidungen der einzelnen Partner lenkt und bisweilen auch vorwegnimmt. Wir sprechen sogar von Rollen und bekunden damit ein gewisses Desinteressement an der Je-Einmaligkeit des Individuums.

Diesem Verdacht, den abzuschwächen diese Schrift bisher nicht versucht hat, läßt sich eine Überlegung am Modell entgegenstellen. Ich glaube ernstlich, daß das SCHILLERSche Freiheitsprinzip ohne Zuhilfenahme ästhetischer oder ethischer Grundsätze deduziert werden kann. Es ist eine kardinale Funktionsbedingung der Gruppe.

Das Wahrscheinlichkeits-Modell

Wir beginnen im Spielbereich des Laboratoriums mit einem sehr einfachen Experiment, bei dem es Worte aus wirren Buchstabenfolgen (Anagrammen) zu rekonstruieren gilt. Auf diese Weise wird

aus NESBE z. B. BESEN. Die Vpn sind Paare von Schulkindern, die jeweils gemeinsam eine Reihe von zehn Aufgaben lösen. Das nur leicht idealisierte Ergebnis eines solchen Versuches zeigt Tab. 8.

Nr.	Aufgabe	Lösungen			Wahrscheinlichkeit
		Partner A	Partner B	Paar AB	
1	NESBE – Besen	+	+	+	$p_A \cdot p_B = 0,5 \times 0,4 = 0,20$ Beide Partner finden
2	TRETUF – Futter	+	+	+	
3	LEHOS – Sohle	+	–	+	$p_A \cdot q_B = 0,5 \times 0,6 = 0,30$ Ein Partner findet
4	ERLEP – Perle	+	–	+	
5	LOREL – Rolle	+	–	+	
6	PUGREP – Gruppe	–	+	+	$p_B \cdot q_A = 0,4 \times 0,5 = 0,20$ Ein Partner findet
7	REBAF – Farbe	–	+	+	
8	SENSIW – Wissen	–	–	–	$q_A \cdot q_B = 0,5 \times 0,6 = 0,30$ Keiner der Partner findet
9	BANEK – Knabe	–	–	–	
10	TILMET – Mittel	–	–	–	
	Summe	5 $p_A = 0,5$	4 $p_B = 0,4$	7 $p_G = 0,7$	

Tabelle 8: Die Erfolge zweier Partner und eines Paares bei der Anagramm-Aufgabe (Pluszeichen bedeuten, daß die Aufgabe innerhalb der dafür zur Verfügung stehenden Zeit gelöst wurde).

Einzelne Aufgaben (Nr. 1 und 2) werden von beiden Partnern gelöst, andere von keinem der beiden (Nr. 8 bis 10); für die Aufgaben Nr. 3 bis 7 gilt aber, daß jeweils nur einer der beiden Partner sie löst. Für das Paar reicht dies auch völlig aus, da es gar nicht auf Doppeltreffer angewiesen ist. Partner A löste 5 Aufgaben, Partner B 4, das Paar aber 7. Dieses Ergebnis ist trivial und dennoch von höchstem Interesse; es bestätigt die sprichwörtlich festgelegte Maxime, daß vier Augen mehr sehen als bloß zwei, deren wir uns immer dann bedienen, wenn wir eine Suchaufgabe von mehreren Partnern durchführen lassen.

Unsere Überlegungen leiten uns zu dem bereits gewonnenen Ergebnis zurück, daß bei Gruppenleistungen vom Typus des Suchens die Wahrscheinlichkeit des Erfolges mit der Größe der Gruppe zunimmt (vgl. S. 38). Etwas Analoges gilt bekanntlich auch bei Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens, hier jedoch aus anderen Gründen.

In systematischer Weise läßt sich der folgende Ansatz entwickeln: Jeder der beiden suchenden Partner (A und B) besitzt eine Finde-Wahrscheinlichkeit von p_A bzw. p_B und eine Nicht-Finde-Wahrscheinlichkeit von $q_A = 1 - p_A$ bzw. $q_B = 1 - p_B$. Ihre

Zusammenarbeit kann dazu führen, daß sie beide finden, oder daß nur einer von beiden findet, oder daß keiner von beiden findet. Die Wahrscheinlichkeit jeder dieser Eventualitäten ergibt sich aus dem Produkt der beiden Binome¹:

$$(p_A + q_A) \cdot (p_B + q_B) = p_A p_B + p_A q_B + p_B q_A + q_A q_B = 1,00.$$

Die letzte Spalte der Tabelle überträgt diesen Ansatz auf das Anagramm-Beispiel. Doppeltreffer sind somit in zwei von zehn Fällen zu erwarten, Doppelfehler in drei von zehn Fällen. Das Paar als solches versagt nur dann, wenn beide Partner versagen, es hat somit öfter Erfolg als jeder der beiden Partner. In unserem Falle gilt für die Wahrscheinlichkeit des Paar-Erfolges: $p_P = 1 - q_A q_B$ und allgemein bei N Gruppenmitgliedern: $p_G = 1 - q_i^N$, wobei $q_i = 1 - p_i$ und p_i die durchschnittliche Findewahrscheinlichkeit jedes Gruppenmitgliedes ist. Für jeden Wert von p_i , der größer als Null ist, läßt sich die Gruppenwahrscheinlichkeit p_G durch eine entsprechende Steigerung der Anzahl der Mitglieder (N) beliebig nahe an 1,00 heranbringen. Der Erfolg wird sicher.

Wir sind abermals bei der potentiellen Allwissenheit der Gruppe, der Utopie, die sich schon aus dem Rangreihenexperiment ergab. Auch hier läßt sich wieder einwenden, daß mit zunehmender Gruppengröße die notwendigen Koordinierungsleistungen schwieriger werden und daß darum die ideale Voraussage aus dem Modell kaum realisierbar sein dürfte. Immerhin gibt es aber praktisch wichtige Fälle, in denen sich bei sehr kleinen Gruppen diese Voraussage genau bestätigt. Wir können z. B. das vorhin zitierte Sprichwort ganz buchstäblich nehmen und uns fragen, ob zwei Augen in der Tat mehr sehen als eines. Unter recht künstlichen Laboratoriumsbedingungen läßt sich diese Frage bejahen. PIRENNE (1943), auf den unser Modell zurückgeht, hat es anlässlich von Experimenten entwickelt, in denen sehr schwache Lichtreize einmal dem rechten, dann dem linken und schließlich beiden Augen einer V_p dargeboten wurden. Die Wahrscheinlichkeit des Gewährwerdens mit beiden Augen entsprach dabei sehr genau dem aus unserer Formel errechneten Wert.

Die Übertragung dieses Modells auf die Belange der Gruppenpsychologie erfolgte, ohne daß diese beiden Forscher etwas voneinander wußten, beinahe gleichzeitig durch G. EKMAN in Stockholm (1955) und durch HORSTÄTTER (1956). Im Sinne des Modells handelt es sich also um einen Doppeltreffer. Für die aus diesem aber nunmehr vorzunehmenden Deduktionen bin ich zunächst noch allein verantwortlich.

¹ Unter einem Binom versteht man in der Mathematik die Summe aus zwei Gliedern. (Anm. d. Red.)

Anwendung des Modells

Vorerst ein Beispiel aus dem Laboratorium: D. W. TAYLOR und W. L. FAUST (1952) unterhielten ihre Vpn mit dem bekannten Spiel, bei dem sich eine Gruppe auf einen Namen oder Begriff einigt, den

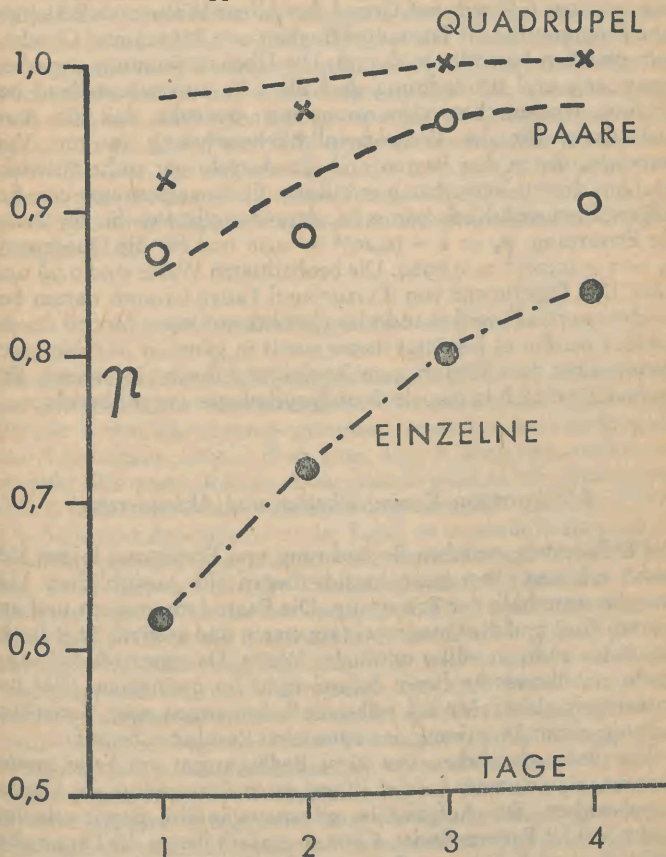


Abb. 20: Die Erfolgswahrscheinlichkeit (p) einzelner Versuchspersonen (gefüllte Kreise), von Paaren (offene Kreise) und von Vierer-Gruppen (Kreuzchen) bei einer Suchaufgabe (nach TAYLOR und FAUST).

eine bei der Beratung nicht anwesende Person sodann zu erraten hat. Gestattet sind ihr dabei nur Fragen, die von den «Wissenden» entweder mit Ja oder Nein beantwortet werden können. TAYLOR und FAUST verwendeten 15 einzelne Vpn, 15 Paare und 15 Vierer-

Gruppen. Jede einzelne Vp bzw. jede Gruppe erhielt vier Aufgaben an vier aufeinanderfolgenden Tagen.

Die Resultate dieses Versuches erlauben die Berechnung der aus Abb. 20 ersichtlichen Erfolgswahrscheinlichkeiten an jedem Tage unter den drei Bedingungen: Einzelne, Paare und Quadrupel. Von uns aus aber läßt sich auf Grund der Allein-Wahrscheinlichkeiten eine Prognose für die Leistungsfähigkeit von Paaren und Quadrupeln erstellen (strichlierte Kurve). Die Übereinstimmung zwischen Erwartung und Beobachtung darf als sehr zufriedenstellend bezeichnet werden, besonders wenn man bedenkt, daß die Ausgangsdaten für die Wahrscheinlichkeitsrechnung ja von Vpn stammen, die in den Paaren und Quadrupeln gar nicht mitwirkten. Am dritten Versuchstag erreichten die Einzelpersonen eine Erfolgswahrscheinlichkeit von 0,80; daraus ergibt sich für die Paare die Erwartung: $p_2 = 1 - (0,20)^2 = 0,96$ und für die Quadrupel: $p_4 = 1 - (0,20)^4 = 0,9984$. Die beobachteten Werte sind 0,96 und 1,00. Das Experiment von TAYLOR und FAUST ist auch darum besonders wertvoll, weil es nicht im Hinblick auf unser Modell durchgeführt wurde; es bestätigt dieses somit in gänzlich unabhängiger Weise. Über eine ähnlich gute Bestätigung durch ein anderes Experiment habe ich in meiner *«Sozialpsychologie»* (1956) berichtet.

Bedingungen: Kommunikation und Akzeptierung

Die Differenzen zwischen Beobachtung und Erwartung lassen sich leicht erklären. Fast ausnahmslos liegen die tatsächlichen Leistungen unterhalb der Erwartung. Die Paare (am zweiten und am vierten Tag) und die Quadrupel (am ersten und zweiten Tag) funktionierten nicht in völlig optimaler Weise. Da unser Modell *«utopisch»* ist, überrascht dieser Befund nicht im geringsten. Dies um so weniger, als das Modell selbst die Bedingungen zeigt, deren Einhaltung es zur Erreichung des optimalen Resultates bedarf.

Wir veranschaulichen uns diese Bedingungen am Falle zweier Partner, die auf einer weiten Wiese einen dort verlorenen Gegenstand suchen. Die Aufgabe ist selbstverständlich damit erledigt, daß einer der Partner findet. Ganz so einfach liegen die Dinge aber nicht. Partner A könnte z. B. finden, den Gegenstand aber heimlich einstecken und dann zum Schein selbst weitersuchen und B weitersuchen lassen. Es kommt somit darauf an, daß die Partner miteinander in Kommunikation stehen, d. h. daß der eine dem andern seinen Fund mitteilt. Etwas schwieriger plausibel zu machen ist die folgende Möglichkeit: Partner A findet, er teilt dies dem B mit, aber der Partner B bestreitet die Richtigkeit des Fundes; er akzeptiert diesen nicht. Sofern der gesuchte Gegenstand bekannt ist,

scheint diese Eventualität kaum realistisch zu sein; wo es sich aber um das Suchen von Problemlösungen handelt, kann sich der nichtfindende Partner in der Tat weigern, den an sich richtigen Fund des anderen anzunehmen.

Die ersten beiden Funktionsbedingungen unseres Modells mögen als (1.) die Kommunikationsbedingung und (2.) die Akzeptierungsbedingung bezeichnet werden. Daß bei der Suche nach Problemlösungen die erste Bedingung nicht selten verletzt wird, zeigt ein Blick auf die Geheimhaltungsstrategie im Falle der Atomforschung. Hier wird aus mehr oder minder einsichtigen Gründen nur wenig kommuniziert. Dabei sind sehr ernste Gewissenskonflikte des Forschers denkbar, der sich als Bürger der internationalen Gelehrtenrepublik zur Bekanntgabe seiner Funde verpflichtet fühlt, und der als Bürger eines Nationalstaates deren Geheimhaltung u. U. selbst anregen muß.

Die Unabhängigkeits-Bedingung

Die dritte und letzte Bedingung unseres Modells sei abermals auf der grünen Wiese veranschaulicht. Wir stellen uns dabei einen Partner B vor, der in etwas grotesker Weise hinter A einhergeht; wo A hinschaut, sieht auch er nach, was A übersieht, merkt auch er nicht. Bei einem solchen Arrangement wird es nie vorkommen, daß B findet, wo A nicht findet. B benimmt sich wie der Affe im Lesebuch oder der Papagei in der Fabel, er beschränkt sich auf das Nachplappern und steuert damit nichts zum Paarerfolg bei. Offenbar ist in diesem Falle die Erfolgswahrscheinlichkeit des Paares auch nicht größer als die des Partners A. Die Funktionsbedingung des Modells, deren wir damit ansichtig werden, sei (3.) als die Unabhängigkeitsbedingung bezeichnet. Sie wird einerseits durch den Nachplapperer verletzt, andererseits aber auch durch den prinzipiellen Neinsager, der sich ebenfalls der Unabhängigkeit seines Such-Verhaltens begibt. Auf der Wiese läßt sich der Neinsager nur schwer schildern, bei Problemsuchen ist er aber keinesfalls selten: Wenn immer A einen Vorschlag macht und wie immer dieser auch lauten mag, Herr B sagt nein dazu. Statt zu suchen, negiert er; er benimmt sich dabei abermals in durchaus abhängiger und gar nicht produktiver Weise. Im parlamentarischen Leben pflegt man hier von einer unproduktiven Opposition zu sprechen; der Fall wird dadurch realisiert, daß die Angehörigen einer Partei bei sämtlichen Abstimmungen der Legislaturperiode gegen die Vorschläge der Angehörigen einer anderen Partei stimmen.

Die Unabhängigkeitsbedingung des Wahrscheinlichkeitsmodells steht hinter der SCHILLERSchen Forderung von der 'behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des anderen'. Der

Nachplapperer sowohl als der prinzipielle Neinsager behaupten beide ihre eigene Freiheit nicht, der Neinsager schon zudem die Freiheit des anderen nicht. Außerdem macht der Neinsager die Einhaltung der Akzeptierungsbedingungen unmöglich. In Kommunikation stehen, gelegentlich akzeptieren und im ganzen doch unabhängig bleiben, das ist eine recht genaue Übersetzung des schönen Bildes vom «englischen Tanz» in die pedantische Sprache der Psychologie. Wie das Spannungsverhältnis zwischen den drei Bedingungen des Modells erraten läßt, wird es bei dem Versuch, ihnen allen gerecht zu werden, auch nicht an den «vielen verwickelten Touren» der Komposition fehlen.

Grenzfälle

Zunächst zwei Grenzfälle: Sofern die Kommunikation unterbleibt, kann man auch nicht eigentlich von einer leistenden Gruppe sprechen; daß kommuniziert werde, ist die *conditio sine qua non* des Gruppenseins. Ob dies in förmlichen Aussagen, in Forschungsberichten und diplomatischen Noten geschieht oder durch minimale Variationen des Ausdrucks, ist von zweitrangiger Bedeutung. Im allgemeinen mag dabei die Regel gelten, daß Intimität und Kohärenz der Gruppe mit der Unauffälligkeit ihrer Kommunikationsmittel parallel variieren. Flüstern läßt sich auch im übertragenen Sinne nur über geringste Distanzen.

Kommt es trotz aller Kommunikation im Falle des Findens durch einen Partner niemals zur Akzeptierung, so beschränkt sich die Findgabe des Paares auf jene Sachverhalte, die gemeinsam gefunden werden. Das Paar wird damit weniger leistungsfähig als jeder der beiden Partner allein: $p_P = p_A \cdot p_B$. Diese Gefahr liegt auch in schlecht funktionierenden Gruppen, die nur dann zu einem Entschluß kommen können, wenn dieser einstimmig gefaßt wird. Das «*liberum veto*» des alten polnischen Reiches und seine Neuauflage nach dem Zweiten Weltkrieg versorgen uns mit abschreckenden Beispielen. Die Einstimmigkeitsforderung läßt sich aber auch als eine Sicherungsmaßnahme verwenden (so z. B. in manchen Geschworenen-Gerichten); sie wird mitunter auch dadurch unbedenklich, daß die Mitglieder einer ideologisch eindeutig ausgerichteten Gruppe ohnedies über gewisse Sachverhalte nicht unabhängig entscheiden. Das Suchen zieht dabei freilich aus der Mehrheit der Suchenden keinen rechten Gewinn, den Suchenden aber wird ein Erlebnis der sozialen Bestätigung zuteil. Dem Tanz stellt sich der Marsch gegenüber; beide haben ihre Daseinsberechtigung, jedes zu seiner Zeit. Die wissenschaftliche Forschung steht dem Tanz näher, weshalb denn marschierende Schulen, die ihre Mitglieder

bisweilen als «wackere Mitstreiter im Kampf um die Wahrheit» zu titulieren belieben, so unerquicklich sind.

Das reine Nachplappern — auch dazu soll es in «Schulen» kommen — reduziert die Findefähigkeit der Gruppe auf den Wert ihres «Vorkämpfers»: $p_G = p_A$. Man kommuniziert zwar und akzeptiert aufs verlässlichste, nur tut man des Guten zuviel. Die Angelegenheit wird bald ebenso reizlos wie eine tote Nachplapper-Ehe. Das Gegenargument lautet allerdings dahin, daß ein nicht-nachplapperndes Parlament eine «Schwatzbude» sei, ein Platz der höchst umfangreichen aber unwirksamen Kommunikation.

Der fruchtbare Dialog

Wir werden nun der Ähnlichkeit gewahr, die zwischen dem SCHILLERSchen Tanz einerseits und einem fruchtbaren Dialog andererseits besteht. Das Verhältnis zwischen den drei Funktionsbedingungen des Modells ist durchaus dialektisch. Dies wird auch im Hinblick auf die psychotherapeutische Paarsituation deutlich: Fällt dem Patienten die Akzeptierung schwer, so reißt manchmal die Kommunikation ab («Widerstände»). Der ständig akzeptierende Patient gewinnt aber bei der gemeinsamen Suche nach der Wurzel seines Konflikts nur wenig. Er weiß schließlich alles über die Theorie seines Arztes und nahezu nichts von sich selbst. Die beiden führen ein uneigentliches Gespräch. Davor schützt sich aber der Therapeut einmal durch die «analytische Grundregel», die seinem Partner die Kommunikationsenthaltung erschwert und zum andern dadurch, daß er selbst die bizarrsten Einfälle seines Gegenübers als zum Ziele führend akzeptiert und sorgfältig deutet. Das «Verständnis», das er damit beweist, gibt dem Gespräch neue Impulse, so daß sich mit der Zunahme der Kommunikationsdichte jene Sympathiebindung des Patienten einstellt, von der vorhin schon die Rede war. Da sie asymmetrisch ist und wohl auch sein muß, hat man sie mit dem nicht sonderlich passenden Namen «Übertragung» belegt. Daß der Patient seine Einstellung zu anderen Personen auf den Therapeuten überträgt, ist eine Folge der asymmetrischen Distanz-Konfiguration, die sich am eigenen Erleben nur schwer deuten läßt: Ich fühle mich dem anderen ohne Erwidern nahe. Er ist mir darum lieb und doch auch fern und verhaßt. Damit klingt das Verhältnis zu dieser einen Person aber an jedes nur immer mögliche emotionale Engagement an — positive und negative Übertragung, ein durchaus ambivalenter Zustand und, wie wir heute besser wissen als FREUD selbst, das Ergebnis eines gruppenspezifischen Geniestreichs. Er nützt den Umstand aus, daß wir alle — naiverweise — asymmetrische Distanzrelationen für unmöglich halten.

Die Schulklasse

Da der Therapeut als erfahrener Menschenkenner manche Zusammenhänge früher errät als der Patient, obläge es diesem eigentlich, sehr viel öfter zu akzeptieren als der Arzt. Damit geriete er aber in die unproduktive Rolle des Nachplapperers. Eine ähnliche Gefahr besteht in der Schulklasse, die eine Suchgemeinschaft sein sollte und die zu einer «Imitanten-Horde» entarten kann. Diese Situation ist darum so schwierig, weil der Lehrer ja im allgemeinen gar nicht erst zu suchen braucht. Er kennt die Lösungen aller im Lehrplan vorgesehenen Rätsel und könnte damit leicht die Schüler jeglicher Unabhängigkeit berauben. Er weiß auch im voraus, daß sich die Klasse nicht auf ein falsches aber allgemein plausibles Resultat — wie etwa, daß es keine Antipoden geben könne, weil diesen der Kopfstand auf die Dauer nicht bekäme — festlegen darf. Wie er behutsam das Klassengespräch lenkt, bis endlich die richtige Lösung von den Schülern selbst gefunden wird, läßt sich hier nicht näher schildern, wohl aber darf an die Hebammen-Kunst erinnert werden, mit der SOKRATES diesen Prozeß verglich.

Wir wollen für einen Augenblick annehmen, daß es noch keine Schulklassen gäbe und der Gruppendynamiker diese im großen und ganzen ökonomische Methode des Unterrichts konstruieren will. Anhand seines Modells wird ihm sofort die Wichtigkeit von Situationen einfallen, in denen von den 26 Beteiligten — ein Lehrer und 25 Schüler — nur einer, der Lehrer, «findet». Die Schüler behaupten z. B., daß ein aus Metallteilen zusammengesetztes Fahrzeug nicht in der Luft fliegen könne, da es schwerer als diese sei. Man verlacht den schrulligen Lehrer, der dies aller Erfahrung zum Trotz für möglich hält, und wird im Emotional-Verhalten seiner Sache nur noch sicherer. Die Gruppe der 25 Schüler hat eine Leistung vom Typus des Bestimmens vollzogen, jedes ihrer Mitglieder fühlt sich in der sozialen Bestätigung durch die übrigen geborgen. Der Lehrer würde zum Außenseiter, dessen Stimme gar nicht mehr zählt. Unserem wackeren Gruppendynamiker bangt, er ist schon nahe daran, die schöne Idee der Schulklasse wieder fallenzulassen. Mit einem Mal kommt ihm ein rettender Einfall: Er stellt den Lehrer so in die Gruppe hinein, daß die Kommunikationen zwischen den Schülern stets über ihn gehen müssen. Als Zentralperson gewinnt er automatisch an Autorität (vgl. den «Stern» in Abb. 19), und es wird unmöglich, ihn als Außenseiter abzuschieben. Also wird eine höchst banale Spielregel festgelegt: Wenn einer der Schüler etwas zu sagen hat, muß er aufzeigen; er darf erst dann sprechen, wenn ihm der Lehrer das Wort erteilt. Die Sache funktioniert, es kommt gar nicht zur Bildung der Majorität der 25 gegen den einen, und das Flugzeug kann im Lehrplan verbleiben.

Nach einer Weile sieht die Lösung aber schon wieder weniger

verlockend aus. Die Randpersonen des sternförmig entwickelten Kommunikationssystems beginnen sich nämlich unzufrieden zu fühlen, manche von ihnen zeichnen Männchen in ihr Buch (vgl. Abb. 12, S. 101), andere lassen sich auf Kommunikationsweisen ein, bei denen die Zentralperson umgangen wird (Tuscheln, Briefeschreiben, Grimassenschneiden usw.). Wir wollen hier innehalten. Die Schulklasse ist nämlich bereits erfunden, und sie besitzt einen reichen Erfahrungsschatz hinsichtlich der Straffung und Auflockerung von Kommunikationssystemen. Ich glaube aber, daß sich prinzipiell in ihr nichts ereignet, das nicht mit den Mitteln der Gruppendynamik analysierbar wäre.

Verweigerte Akzeptierung

Bedrohlicher ist die Majorität der Nicht-Findenden außerhalb der Schule. Da berichtet z. B. im Frühjahr 1857 ein Elberfelder Gymnasiallehrer, Dr. FUHLROTT, auf einer Versammlung der Naturforscher in Bonn über ein Dutzend Knochen, die in einer Felsgrotte des Düsseltales zufällig gefunden wurden. Er schreibt diese einem Menschen vorsintflutlichen Alters, dem «urtypischen Individuum», zu. Zwei Jahre später druckt eine gelehrte Zeitschrift diesen Vortrag mit der Bemerkung ab, daß die Redaktion die Ansichten des Autors nicht teilen könne. Man lacht. Der große Anatom RUDOLF VIRCHOW rekonstruiert die Lebensgeschichte des Besitzers der Knochen: Rachitis in der Kindheit, anschließend «eine längere Periode kräftiger Tätigkeit und wahrscheinlich Gesundheit, welche nur durch mehrere schwere Schädelverletzungen, die aber glücklich abliefen, unterbrochen wurde, bis sich später *Arthritis deformans* mit anderen dem hohen Alter angehörenden Veränderungen einstellte» (1872, zit. nach KÜHN, 1954). Von der Sintflut ist nicht mehr die Rede. Der Bonner Anatom MAYER «erkennt» in dem Fund die Überreste eines mongolischen Kosaken aus dem russischen Armeekorps von 1814; der Engländer BLAKE erfindet einen armen Irren, der als Einsiedler gelebt haben soll, und J. RANKES Standardwerk «Der Mensch» (1894) widmet dem Fund nurmehr das Prädikat «berühmt». Inzwischen ist FUHLROTT, der Entdecker des Neandertaler Menschen, bereits 1877 verstorben.

Die Geschichte weist uns sehr eindringlich darauf hin, warum große Gruppen oftmals nicht in der optimalen Weise des Modells funktionieren. Der Fund des Einzelindividuums stellt eine Verlegenheit dar, sofern sich dessen Richtigkeit nicht sofort auch schlagend beweisen läßt. Bei der Suche nach der verlorenen Uhr auf der Wiese besteht dieses Problem nicht, der Fund bestätigt sich von selbst. Ein gleiches kann von Problemlösungen nur selten gesagt

werden. Die Einhaltung der Akzeptierungsbedingung wird daher durchaus fragwürdig. Es kann sogar sehr leicht geschehen, daß die Majorität der Nicht-Findenden den Finder oder den Erfinder ausklammert und eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens vollzieht. Man ist beruhigt, obwohl man eine an sich legitime Möglichkeit der Gruppe an falscher Stelle verwendet hat. *Per definitionem* sind Bestimmungsleistungen der Gruppe nur dort notwendig und wertvoll, wo Suchleistungen aussichtslos sind. In diesem Zusammenhang werden wir auch der Bedeutung strenger und exakter Methoden in den Wissenschaften gewahr. Sie garantieren — soweit dies überhaupt möglich ist — die Annahme der Funde des Einzelindividuums, die nicht auch gleichzeitig von der Majorität der Fachgenossen gemacht wurden.

Das Erlebnis des Dr. FUHLROTT ist auch in anderer Hinsicht aufschlußreich. Nach dem Gesetz der von ihm beanspruchten Gelehrtenrolle mußte er publizieren, d. h. kommunizieren. Damit bildete er aber selbst eine so große Gruppe der Urteilsberechtigten, daß er sich in dieser nur eine verzweifelte Minoritätsposition schaffen konnte. Die Frage, auf deren Entscheidung er keinen Einfluß zu nehmen vermochte, ist die, ob es nicht klüger gewesen wäre, eine sehr viel kleinere Gruppe zu bilden und erst von dieser aus die große Gruppe der *«gelehrten Welt»* anzusprechen. Man hätte ihm daher vielleicht die Gründung einer *«Schule»* empfehlen mögen. Damit gelangen wir aber zu einer teilweisen Revision des harten Urteils von vorhin: Unter gewissen Umständen ist eine wissenschaftliche *«Schule»* gerechtfertigt.

Ein Geheimbund

Der 56jährige FREUD ist so vorgegangen, nachdem es zum Bruch zwischen ihm und ADLER, STEKEL und JUNG gekommen war. Aus einem englischen Brief an E. JONES vom 26. 12. 1912 übersetze ich: *«Sehr beeindruckt hat mich Ihre Idee eines geheimen Rates, der aus den besten und verlässlichsten unserer Leute bestehen soll und dem die Sorge um die weitere Entwicklung der Psychoanalyse und deren Verteidigung gegen Persönlichkeiten und Unglücksfälle obliegen wird . . . Ich weiß, daß der Gedanke nicht frei von jugendhaft-romantischen Elementen ist; vielleicht läßt er sich aber den realen Notwendigkeiten anpassen . . . Sicherlich würde es mein Leben und Sterben erleichtern, wenn ich wüßte, daß eine solche Organisation existiert und über meine Schöpfung wacht . . . Das Wichtigste aber ist: Die Existenz dieses Rates und seine Aktionen müßten ein absolutes Geheimnis bleiben . . . Was auch immer die Zukunft bringen mag, der zukünftige Führer der psychoanalyti-*

schen Bewegung mag aus diesem kleinen aber auserwählten Kreis von Männern kommen. JONES ist der letzte Überlebende dieses etwa für 10 Jahre bestehenden geheimen Rates. Er berichtet, daß FREUD am 25. 5. 1913 jedem der sechs Mitglieder einen goldenen, mit einer antiken Gemme gezierten Ring angesteckt habe. Der Meister pflegte für viele Jahre selbst einen solchen Ring mit einem Jupiter-Kopf zu tragen. «Die sieben Ringe» lautet auch eine Kapitelüberschrift in dem FREUD-Buch von H. SACHS (1944), einem der Ratsmitglieder.

Es verwundert vielleicht, im Leben des Geheimnisenenthüllers FREUD das Phänomen des Geheimbundes anzutreffen. Dies beweist aber nur dessen weite Verbreitung. Die Jünger um den Meister, die Verschworenenzelle, die Loge — sie alle sind Versuche der Einflußnahme auf die Großgruppe unter Vermeidung einer Situation, in der die Majorität der Nicht-Findenden die Minorität der Finder kaltstellen oder lächerlich machen und auf jeden Fall ihres Selbstgefühls berauben könnte. Im Grunde handelt es sich dabei um die Verringerung der Gruppengröße zwecks leichter Erfüllung der drei Funktionsbedingungen des Modells. Dieser Schritt kann sich auf die richtige Erkenntnis berufen, daß ein hoher Wert von N im utopischen Modell zwar einen Vorteil für die suchende Gruppe darstellt, daß aber in der Praxis mit anwachsendem N die Optimalbedingungen der Gruppenfunktion immer schwerer realisierbar werden.

Die Frage nach der optimalen Größe einer Gruppe läßt sich im Augenblick noch nicht wirklich beantworten. Das entwickelte Modell bedarf dazu einer Ergänzung, die ich einstweilen noch nicht gefunden habe. Spontane Gruppen, wie sie sich im Spiel von Kindern und Erwachsenen bilden, sind klein, drei bis zwölf Mitglieder dürften die Regel sein. Eine Fußballmannschaft bedarf bereits eines Organisationsplanes; erst recht gilt dies von Kompanien, Fabrikbelegschaften und gelehrten Kongressen, noch mehr von der Nation und vom Nationen-Verband. Mit völliger Bestimmtheit läßt sich aber heute schon das Hauptanliegen eines jeden Organisationsplanes kennzeichnen: Die behauptete eigene Freiheit und die geschonte Freiheit des Anderen. Die Freiheit des Individuums erweist sich damit als eine Funktionsbedingung der Gruppe.

ANHANG: ÜBER ÄHNLICHKEITSMASSE

Die moderne psychologische Forschung macht in zunehmendem Maße von quantitativen Überlegungen Gebrauch. Dadurch kommen prägnantere Formulierungen zustande, deren Überprüfung an beobachtbaren Sachverhalten in strengerer Weise erfolgen kann, als wenn bloß qualitative Aussagen gemacht werden. Diesem Vorteil steht allerdings der nicht unerhebliche Nachteil der erschwerten Verständigung mit dem an psychologischen Fragen interessierten Nichtfachmann gegenüber. Zu seinem Troste sei eingestanden, daß der Erwerb des mathematischen, bzw. des statistischen Rüstzeugs auch für die meisten Psychologen etwas mühsam ist. Aus diesem Grunde sollen zwei Maße, die zum Verständnis der vorliegenden Schrift erforderlich sind, noch etwas näher erläutert werden.

a) Die Rangkorrelation

Bei der Analyse der Gewichtsangabe (S. 29 ff) wurde die objektive Rangreihe der Gewichte (R_{JS}) mit den verschiedenen Rangordnungen verglichen, die unsere Versuchspersonen hergestellt hatten (R_{IS}). Zur Anwendung kam hier der auf den englischen Psychologen CH. SPEARMAN zurückgehende Koeffizient der Rangkorrelation (ρ), der — wie jeder Korrelationskoeffizient — zwischen den Grenzen + 1,00 und — 1,00 variieren kann. Stimmen zwei Rangreihen völ-

lig überein, wie etwa: $\frac{A}{B} \begin{array}{c|c} 1 & 2 & 3 & 4 & 5 \\ \hline 1 & 2 & 3 & 4 & 5 \end{array}$, so ergibt dieses Maß den

Wert von $\rho = + 1,00$; verlaufen sie in entgegengesetzter Richtung, wie etwa: $\frac{A}{B} \begin{array}{c|c} 1 & 2 & 3 & 4 & 5 \\ \hline 5 & 4 & 3 & 2 & 1 \end{array}$, dann erhält man $\rho = - 1,00$.

Die Einzelheiten der Rechnung veranschaulicht Tabelle 9, in der wir den Grad der Übereinstimmung zwischen der von der Versuchsperson a gelieferten Rangreihe (vgl. Tab. 1, S. 29) mit der tatsächlichen Folge der Gewichte ermitteln. Dabei kommt es vor allem auf die Differenzen zwischen den einzelnen Rangplätzen, bzw. auf deren Quadrate — $(R_{IS} - R_{JS})^2$ — an. Die Summe (Σ) dieser Differenzen geht in die Maßformel für ρ ein; diese enthält außerdem noch eine Funktion der Anzahl (n) der geordneten Größen, nämlich den Wert $n \cdot (n^2 - 1)$, sowie den konstanten Faktor im Zähler (6). In unserem Falle ergibt sich:

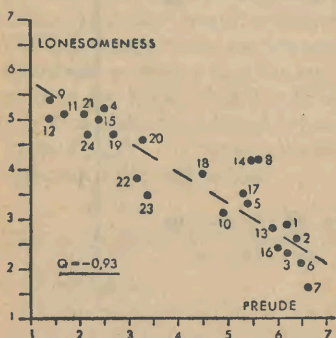
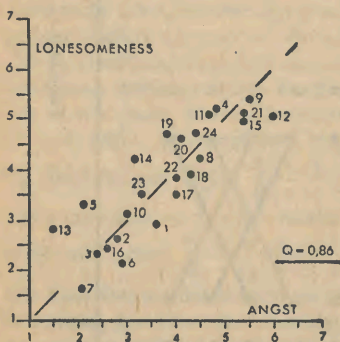
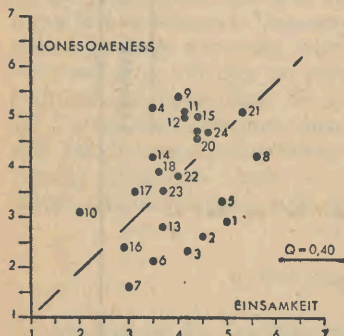
$$\begin{aligned} \rho &= 1,00 - \frac{6 \Sigma (R_{IS} - R_{JS})^2}{n \cdot (n^2 - 1)} = 1,00 - \frac{6 \cdot 54}{10 \cdot 99} = 1,00 - \frac{324}{990} \\ &= 0,67. \end{aligned}$$

OBJEKT	RANGPLATZ		R_{IjS}	$R_{IjS} - R_{jS}$	$(R_{IjS} - R_{jS})^2$
	OBJEKTIV R_{jS}	SUBJEKTIV (VP. A) R_{IjS}			
C	1	3	2	4	
H	2	6	4	16	
A	3	1	-2	4	
B	4	5	1	1	
G	5	2	-3	9	
I	6	4	-2	4	
D	7	9	2	4	
J	8	10	2	4	
F	9	7	-2	4	
E	10	8	-2	4	
SUMME					54

Tabelle 9

b) Das Q-Maß

An drei Stellen verlangte unsere Untersuchung den Vergleich von Gegenständen, die durch das Ausmaß charakterisiert waren, in dem ihnen verschiedene Eigenschaften zugeschrieben wurden. Das war



Polaritäten:

1. Klein – Groß
2. Schwach – Stark
3. Krank – Gesund
4. Klar – Verschwommen
5. Feig – Mutig
6. Leer – Voll
7. Traurig – Froh
8. Seicht – Tief
9. Gut – Schlecht
10. Leise – Laut
11. Frisch – Abgestanden
12. Schön – Häßlich
13. Gespannt – Gelöst
14. Eckig – Rund
15. Aktiv – Passiv
16. Kalt – Warm
17. Rauh – Glatt
18. Sanft – Wild
19. Nahe – Entfernt
20. Liberal – Konservativ
21. Hoch – Tief
22. Feucht – Trocken
23. Veränderlich – Stetig
24. Jung – Alt

Abb. 21: Die Übertragung von Profil-Paaren in ein Koordinatensystem.

einmal in dem Exkurs über die Einsamkeit (S. 63 ff) der Fall, zweitens bei der Gegenüberstellung nationaler Stereotype (S. 103 ff) und drittens bezüglich des Unterschiedes zwischen den Begriffen «Held» und «Diktator» (S. 138 ff). Wir bezeichnen solche Eigenschafts-Anordnungen als «Profile»; diese können einander mehr oder weniger ähnlich sein. Auch hier handelt es sich, wie erstmalig der Engländer W. STEPHENSON gezeigt hat, um Probleme der Korrelationsrechnung, nur daß dieses Mal nicht Eigenschaften miteinander verglichen werden, sondern die Träger von Eigenschaften.

Wie man dabei vorgehen kann, zeigt Abbildung 21, die in ihrem obersten Teil eine Umzeichnung der beiden bereits in Abbildung 6 (S. 64) dargestellten Profile (für die Begriffe «Einsamkeit» und «loneliness») vornimmt. Die Skalenwerte des einen Profils (für «Einsamkeit») werden auf der Abszisse aufgetragen, die des anderen (für «loneliness») auf der Ordinate. Auf diese Weise entspricht den beiden Skalenwerten für jede der 24 Polaritäten jeweils ein Punkt in der durch die beiden Koordinaten bestimmten Ebene. Im ganzen gewinnen wir 24 Punkte; die neben ihnen vermerkten Zahlen weisen auf die einzelnen Polaritäten hin.

Von hier ab können wir uns der üblichen Korrelationsmethoden bedienen, z. B. also des von PEARSON und BRAVAIS entwickelten Koeffizienten der «Produkt-Moment-Korrelation»:

$$Q_{xy} = \frac{k \sum (X \cdot Y) - (\sum X) \cdot (\sum Y)}{\sqrt{k \sum X^2 - (\sum X)^2} \cdot \sqrt{k \sum Y^2 - (\sum Y)^2}}$$

In diesem Ausdruck bedeuten: k die Anzahl der Polaritäten (24 in diesem Falle und 12 bei der Untersuchung der Stereotype), X die einzelnen Skalenwerte des einen Vergleichsgegenstandes und Y die des anderen; $\sum (X \cdot Y)$ bezeichnet die Summe der Produkte von X und Y . Die einzelnen Summen (\sum) erstrecken sich jeweils über sämtliche k Polaritäten oder Eigenschaften.

In einer graphischen Darstellung nach Art von Abbildung 21 entsprechen den beiden Grenzwerten des Korrelationskoeffizienten ($Q = +1,00$ und $Q = -1,00$) Anordnungen, bei denen sämtliche Polaritäts-Punkte in die Diagonale des Bildes fallen. Für $Q = +1,00$ gilt dabei die von links unten nach rechts oben verlaufende Diagonale, für $Q = -1,00$ die von links oben nach rechts unten verlaufende. Der numerische Wert des Koeffizienten ist um so höher, je enger die Polaritätspunkte an der entsprechenden Diagonale liegen. Der mittlere Teil von Abbildung 21 zeigt eine ziemlich hohe positive Korrelation von $Q = 0,86$ (zwischen den Begriffen «Angst» und «loneliness»), der unterste eine starke negative Korrelation von $Q = -0,93$ (zwischen den Begriffen «Freude» und «loneliness»). Die Diagonalen sind in diesen beiden Fällen sehr viel deut-

licher ausgeprägt als im obersten Teil der Abbildung, dem allerdings auch nur eine mäßige Korrelation von $Q = 0,40$ entspricht. Läßt sich keine der beiden Diagonal-Richtungen erkennen, so liegt der Q -Wert nahe an Null.

Bei der Analyse der nationalen Stereotype (S. 103 ff) traten an die Stelle der Skalenwerte auf den Polaritäten die Prozentsätze der befragten Personen, die jede einzelne der 12 Eigenschaften einer bestimmten Nation zuschreiben. Diese Eigenschaften sowohl als die Polaritäten betrachten wir als Stichproben aus der Gesamtheit aller möglicher Eigenschaften, bzw. aller möglicher Polaritäten. Die errechneten Q -Werte haben natürlich nur insofern eine allgemeinere Bedeutung, als die Voraussetzung zutrifft, daß die uns zur Verfügung stehenden Eigenschafts- bzw. Polaritäts-Stichproben für diese jeweiligen Gesamtheiten repräsentativ sind. Hinsichtlich der Polaritäten ist diese Voraussetzung bereits überprüft worden; sie hat sich bisher als zuverlässig erwiesen; hinsichtlich der in die nationalen Stereotype eingehenden Eigenschaften steht dieser Beweis jedoch einstweilen noch aus.

«GRUPPEN-FORSCHUNG»

«Das Menschengeschlecht muß in Gruppen beobachtet werden, wie sie immer bestanden haben . . . Wenn wir daher gefragt werden, wo der Naturzustand zu finden sei, so können wir antworten: hier ist er . . .», heißt es im «*Essay on the History of Civil Society*» (1767) des Schotten ADAM FERGUSON am Anfang der neueren Gesellschaftslehre. Der Terminus «Gruppe» weist dabei auf die vielfältigen Formen der Vergesellschaftung hin — auf Familie, Bund, Nachbarschaft, Arbeitskreis, Stamm usw. —, an denen sich gemeinsame Merkmale wahrnehmen lassen. In diesem Sinne will schon der Mensch der aristotelischen Konzeption, das «*Zoon politikon*», als ein auf das Gruppenleben angewiesenes Geschöpf verstanden sein.

Das Wort «Gruppe» hat die deutsche Sprache zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus dem Französischen rückentlehnt und zunächst in den Bildenden Künsten zur Bezeichnung einer Anordnung von zusammengehörenden Figuren und Gegenständen verwendet. Es geht auf das schon im Althochdeutschen nachgewiesene Wort «kropf» zurück, das nicht nur die krankhaft vergrößerte Schilddrüse, sondern auch den «Knoten» (ital.: *groppo*) bezeichnet. Wo sich die Lebens- und Erlebens-Linien mehrerer Wesen miteinander mehr oder minder fest und dauerhaft verknoten, haben wir eine Gruppe vor uns.

Einzelne besonders wichtige Formen der Gruppenbildung, der Staat etwa und die Familie, gehören zu den ältesten Gegenständen des menschlichen Nachdenkens. Sie wurden auch zu den Leitmodellen, an deren Hand sich der Bezug des eigenen Daseins auf die Ordnung des Geschehens deuten ließ. Die du-haft lebendige Welt der Hochkulturen des vorderen Orients und des Fernen Ostens, aber auch die der sog. Primitivstämme, ist entweder eine Großfamilie oder ein Staat. Noch KOPERNIKUS (1543) kann von der Sonne sagen, daß sie auf dem Königsthron sitzend die sich um sie bewegendende Familie der Sterne lenkt: «*ita profecto tamquam in solio regali sol residens circumagentem gubernat astrorum familiam*» (zit. nach TOPITSCH). Der Begriff des Naturgesetzes formt sich dabei nach dem Vorbild der im menschlichen Gruppenleben gültigen moralischen Normen. WERNER JAEGER hat in diesem Sinne das berühmte Fragment des ANAXIMANDER aufgeklärt, in dem davon die Rede ist, daß die «Dinge einander Sühne leisten und Buße tun für ihr Unrecht».

Die soziale Gruppe verliert allerdings die ihr ursprünglich zugewiesene Funktion eines Modells für jegliche Ordnung mit der Versachlichung der nunmehr als es-haft betrachteten Umwelt. Damit

treten Naturgesetz und Rechtssatz auseinander. Im Zuge dieser Denkbewegung wird es aber auch möglich, die soziale Gruppe selbst als eine vom Naturgesetz beherrschte Struktur aufzufassen. Schon die Antike, PLATON etwa, kennt die uns von SHAKESPEARE im *«Coriolanus»* weitergereichte Vorstellung des Staates als eines Überorganismus, dessen Organe die Stände sind. Als im 19. Jahrhundert die Zellen als Bausteine der Organe entdeckt worden waren (SCHWANN und SCHLEIDEN, 1837), schien damit auch eine Platzbestimmung für das Individuum gefunden zu sein. Die sog. *«Staaten»* der Ameisen, Bienen und Termiten boten sich zum Vergleich an. Der *«Leviathan»* des THOMAS HOBBS (1651) ist mit seinem Hinweis auf das im *«Buche Hiob»* (41; 24) geschilderte Ungeheuer bereits ein solcher Über-Organismus. Das Titelblatt der Erstausgabe zeigt eine mit Zepter und Schwert ausgestattete Riesenfigur, die sich aus lauter kleinen Einzelpersonen zusammensetzt. Auf den *Leviathan* folgten H. SPENCERS *«The Social Organism»* (1860), A. SCHÄFFLES Werk über *«Bau und Leben des sozialen Körpers»* (1875–1878), das Buch von R. WORMS *«Organisme et Société»* (1896) und die *«Staatsbiologie»* (1920, 1933) J. v. UEXKÜLLS.

Daß es sich hier nur um eine Metapher handeln kann und daß diese – wie jede Analogie – früher oder später die Zusammenhänge verzeichnet, wurde nicht immer genügend klar. Durchaus positiv zu bewerten ist aber die Herausstellung von Eigenschaften, die organische sowohl als organisatorische Ganzheiten charakterisieren, wie z. B. die weitgehende Unabhängigkeit des Ganzen von seinen jeweiligen Teilen und die Etablierung von Gegenseitigkeitsrelationen zwischen den Teilen. CHRISTIAN v. EHRENFELS (1890) bezeichnete Eigenheiten dieser Art als *«Gestaltqualitäten»*. GEORG SIMMEL hat diese Züge unter dem Gesichtspunkt der *«Einheit und Erhaltung von Gruppen»* wohl als erster in seiner *«Soziologie»* (1908) einer noch heute sehr anregenden Analyse unterzogen. Sehr weit ausgestaltet wurde die Ganzheitslehre in der *«universalistischen Soziologie»* OTHMAR SPANNS.

Die auf das historische Tatsachenmaterial gegründete Bemühung um das Verständnis des sozialen Kosmos läßt sich als ein Thema auffassen, dem um die Jahrhundertwende ein sehr radikales Gegen thema antwortete: die Doktrin vom sozialen Chaos, d. h. die sog. *«Massenpsychologie»* G. TARDES (1834–1904), LEBONS (1841 bis 1931), S. SIGHELES (1868–1913) und ORTEGA Y GASSETS (1883 bis 1955). Der Mensch in der Mehrzahl wird in ihr als ein triebgeleitetes, zur Irrationalität neigendes Wesen vom besonnenen und kulturschöpferischen Individuum in der Einzahl abgehoben. Diese Revolte des spät-bürgerlichen Individualismus gegen die soziologische Gestaltanalyse hat das Problem des *«Zoon politikon»* erneut zur Diskussion gestellt. Nunmehr klingt auch die kurze Wechselrede aus der Walpurgisnacht wieder an:

Faust: Daß ich mich nur nicht selbst vergesse!
Heiß' ich mir das doch eine Messe!
Mephistopheles: Der ganze Strudel strebt nach oben;
Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.

An sie knüpft der Begriff der ‚Vermassung‘ an, dessen sich die Kulturkritik seit NIETZSCHE gern bedient.

These und Antithese sind jede für sich unvollständig; sie fordern einander aber auch gegenseitig. Die Einmaligkeit des Individuums geriet im Zuge der Analyse sozialer Gestalten, ihrer Rollensysteme und Spielregeln, tatsächlich in die Gefahr des Vergessenwerdens (mit ihren politischen Konsequenzen), während der Protest des Individuums unvermeidlich zu einer gedanklichen Entwertung des Systems der sozialen Determinanten (und damit zur Anarchie) führen mußte. Im Spannungsfeld dieser beiden Konzeptionen ist die empirische Gruppenforschung entstanden. Letztlich geht es ihr um die Auffindung einer Synthese, die dem Selbstverständnis des Menschen zugute kommen könnte.

Die Suche nach der wirklichkeitsgerechten Mitte begann in vergleichsweise höchst harmloser, fast spielerischer Weise. Der Amerikaner N. TRIPLETT (1897), ein Schüler G. ST. HALLS, pflegt als der erste genannt zu werden, der Phänomene des Wettstreits an Kindern experimentell untersuchte. Die Hälfte seiner Versuchspersonen arbeitete in der Situation des Nebeneinander schneller als im Alleingang; je ein Viertel zeigte entweder keinen Unterschied oder einen solchen zu Gunsten der Einzelsituation. Wenige Jahre später verglich der Deutsche A. MAYER (1903) schulische Leistungen in den beiden Situationen des Nebeneinander und der Isolierung. Auf ihn folgte in Leipzig W. MOEDE (1913) mit einem großangelegten Forschungsprogramm, in dessen Verlauf nahezu alle Standardexperimente der Psychologie hinsichtlich der Wirkung des Nebeneinander untersucht wurden. Seine in der ‚Experimentellen Massenpsychologie‘ (1920) niedergelegten Resultate blieben allerdings für längere Zeit fast ohne Einfluß auf die Entwicklung der deutschsprachigen Psychologie. Durch H. MÜNSTERBERGS (1863–1916) Vermittlung regten diese Arbeiten aber das Interesse amerikanischer Forscher an, unter ihnen vor allen F. H. ALLPORT (1920), G. WATSON (1928) und J. F. DASHIELL (1930).

Richtete sich das Augenmerk der genannten Autoren noch fast ausschließlich auf die Wirkungen des bloßen Nebeneinander, so erhielt die eigentliche experimentelle Gruppenforschung auf amerikanischem Boden kurz darauf sehr kräftige Impulse durch drei aus dem deutschen Sprachgebiet emigrierte Forscher, die Ärzte J. L. MORENO (1934) und P. SCHILDER (1938) und den Psychologen K. LEWIN (1939); als vierter gehört in diese Reihe der aus der Türkei eingewanderte Psychologe M. SHERIF (1936). MORENO eröffnete

einerseits mit Hilfe des sog. «Soziogramms» neue Möglichkeiten zur Erfassung der dynamischen Struktur von Gruppen, zum andern führte er im Rollenspiel («Psycho- und Sozio-Drama») die Gruppe in den Prozeß der seelischen Heilung ein. Auf SCHILDERS Anregung geht die während des Zweiten Weltkrieges breit ausgestaltete Methode der Gruppenpsychotherapie zurück. LEWIN ersann als erster Versuchsanordnungen, in denen der Führungsstil von Jugendgruppen planmäßig variiert wurde; das Wort «Gruppendynamik» selbst stammt aus seiner Schule. SHERIF endlich ist die experimentelle Erschließung des Miteinander im Laboratorium sowohl als in der lebensnäheren Situation des Ferienlagers zu danken. Etwa um die gleiche Zeit stieß der aus Australien eingewanderte Industriepsychologe ELTON MAYO (1933, 1945) in Zusammenarbeit mit F. J. ROETHLISBERGER und W. J. DICKSON (1939) und mit T. N. WHITEHEAD (1938) im Zuge der berühmten «Hawthorne-Experimente»¹ auf das Vorhandensein und die Bedeutung kleiner, informeller Gruppen in den Fabriken.

Alles in allem geht man wohl nicht fehl, wenn man die Gruppenforschung von den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts her datiert. In der Tat zeigt eine jüngst von F. L. STRODTBECK und A. P. HARE (1954) vorgelegte Bibliographie, die 1407 einschlägiger Arbeiten umfaßt, daß zwischen 1890 und 1919 pro Jahr nur etwa eine einzige Untersuchung zum Thema Gruppendynamik publiziert wurde, ihre Zahl 1950–1953 aber bereits 152 erreicht hatte.

Diese Forschungsunternehmen beschäftigen sich hauptsächlich mit ziemlich kleinen Gruppen von höchstens ein bis zwei Dutzend Personen, die einander von Angesicht zu Angesicht («face to face», nach einem Ausdruck G. H. COOLEYS, 1909) kennen. Von solcher Art sind auch Familien, Nachbarschaften, Cliques in Betrieben, Spielgemeinschaften, psychiatrische Therapiekreise usw. «Diese Gruppen sind einfach und übersichtlich. Sie bieten sich daher als Modell für die Untersuchung komplizierterer Gruppen an» (v. D. GABLENTZ, 1956). Es liegt nahe, diese komplizierteren Gruppen von der Größenordnung des Staates sozusagen als Gruppen von Gruppen aufzufassen. Ob und inwieweit uns freilich das Klein-Gruppen-Modell ein Verständnis der Groß-Gruppen ermöglichen wird, und in welchem Umfange sich die an Laboratoriumsgruppen gewonnenen Einsichten auf die Ernstgruppen des Lebens übertragen lassen, kann heute noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit abgeschätzt werden. Wie immer in der Wissenschaft handelt es sich hier um einen Versuch, vielleicht auch um ein Wagnis, das für den Forscher (zumindest) sehr wesentlich an Reiz verlore, wenn sein Ausgang nicht im Grunde ungewiß wäre.

P. R. Hofstätter

¹ Vgl. J. A. C. BROWN: Psychologie der industriellen Leistung, rde Bd. 30, Hamburg 1956.

ÜBER DEN VERFASSER

PETER R. HOFSTÄTTER wurde am 20. Oktober 1913 als Sohn eines bekannten Frauenarztes in Wien geboren. Im Anschluß an das humanistische Gymnasium studierte er an der Universität Wien von 1932 bis 1937, wobei er sich zunächst der Physik widmete, um schließlich bei der 'Gegen-Physik' (SPENGLER), der Psychologie, zu verbleiben. Entscheidenden Einfluß hatten auf ihn damals die Psychologen KARL und CHARLOTTE BÜHLER, die Philosophen ROBERT REININGER und MORITZ v. SCHLICK, sowie der Psychiater OTTO POETZL. Zur Erweiterung seines Horizonts dienten drei Studienreisen nach dem Fernen Osten (1935, 1936 und 1937), in deren Gefolge auch seine Dissertation über die Frühentwicklung japanischer und koreanischer Kinder entstand. Die nächsten Jahre (1937—1943) waren der heerespsychologischen Arbeit, zunächst im Rahmen des Österreichischen Bundesheeres und sodann in dem der Deutschen Wehrmacht, vorbehalten. In diese Jahre fallen auch Heirat, Habilitation (1941 an der Universität Wien) und die Ernennung zum Regierungsrat. Nach einer kurzen Zwischenstation beim kriminalbiologischen Dienst des Reichsjustizministeriums rückte er im Jahre 1943 als Kanonier ein. Bis zum Ende des Krieges gehörte er einer im Süden eingesetzten Infanteriedivision an. Im Dezember 1945 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Graz die *venia legendi* für Psychologie. 1949 lud ihn eine amerikanische Studienstiftung (*The Wenner-Gren Foundation*) nach New York ein. Aus den ursprünglich vorgesehenen sechs Monaten wurden im ganzen sieben Jahre, während derer er als *Research Associate* am *Massachusetts Institute of Technology* (1949/50) und als *Associate Professor of Psychology and Psychiatry* an der *Catholic University of America* in Washington, D. C., (1950—1956) wirkte. Seit 1956 hat er den Lehrstuhl für Psychologie an der Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven inne.

HOFSTÄTTERS psychologisches Interesse wurde frühzeitig durch seinen Vater geweckt; von ihm hat er auch die Liebe zur klassischen Antike übernommen. An sozialpsychologische Fragen geriet er im Zuge der Regierungs- und Verfassungswechsel der Dreißiger Jahre fast unvermeidlich. Weitere Anregungen gehen einmal auf die Kriegsjahre zurück, in denen er sich (trotz großer Widerstände und daher nur mit mäßigem Erfolg) für den Ausbau der Meinungsforschung im Heere einsetzte, und zum andern auf seine mehrfachen Aufenthalte in fremden Kulturen, durch die der Blick für die soziale Bedingtheit des einzel-menschlichen Erlebens und Denkens geschärft wurde. In der gegenwärtigen Psychologie Deutschlands gilt er als ein führender Vertreter der quantitativen Methodik. Seine Forschungen fanden ihren Niederschlag in etwa fünfzig Beiträgen in deutschen und amerikanischen Fachzeitschriften.

Wichtigste Veröffentlichungen:

Über Faktorenanalyse, Arch. f. d. ges. Psychol., 100, 1938; Über Typenanalyse, ebenda 105, 1940; Über die Struktur des sozialen Kontakts, Z. f. angew. Psychol., 65, 1943; Einführung in die Tiefenpsychologie, Wien, Verl. Braumüller 1948; Die Psychologie der öffentlichen Meinung, ebenda 1949; Vom Leben des Wortes — das Problem an Platons Dialog «Kratylos» dargestellt, ebenda 1949; Die Psychologie und das Leben, Wien-Stuttgart, Humboldt Verl. 1951; Einführung in die quantitativen Methoden der Psychologie, München, Verl. Barth 1953; Psychotherapie und die Theorie der Lernvorgänge, Psyche 7, 1953; Einführung in die Sozialpsychologie, Wien-Stuttgart, Humboldt Verl. 1954; Über Ähnlichkeit, Psyche 9, 1955; Sozialpsychologie, Berlin, Verl. de Gruyter 1956; Der gegenwärtige Stand und die gesellschaftlichen Voraussetzungen von Neurosenlehre und Psychotherapie in Nordamerika, Handbuch f. Neurosenlehre und Psychotherapie, Wien 1957.

LITERATURHINWEISE

A. ALLGEMEINES SCHRIFTTUM

- ANSCHÜTZ, G., *Psychologie*, Hamburg 1953
BASCHWITZ, K., *Du und die Masse*, Leiden 1951
BECK, W., *Grundzüge der Sozialpsychologie*, München 1953
BERNSDORF, W., und F. BÜLOW, *Wörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1955
BLONDEL, CH., *Einführung in die Kollektivpsychologie*, Wien 1948
CARTWRIGHT, D., und A. ZANDER, *Group Dynamics*, Evanston 1953
FESTINGER, L., und D. KATZ, *Research Methods in the Behavioral Sciences*, New York 1953
GEHLEN, A., und H. SCHELSKY, *Soziologie*, Düsseldorf-Köln 1955
GEIGER, TH., *Die Masse und ihre Aktion*, Stuttgart 1926
HAGEMANN, W., *Vom Mythos der Masse*, Heidelberg 1951
HARE, A. P., E. F. BORGATTA und R. F. BALES, *Small Groups*, New York 1955
HARTLEY, H. L. und E. R., *Die Grundlagen der Sozialpsychologie*, Berlin 1955
HELLPACH, W., *Elementares Lehrbuch der Sozialpsychologie*, Stuttgart 1951
HOFSTÄTTER, P. R., *Die Psychologie der öffentlichen Meinung*, Wien 1949
—, *Die Psychologie und das Leben*, Wien 1951
—, *Einführung in die quantitativen Methoden der Psychologie*, München 1953
—, *Einführung in die Sozialpsychologie*, Wien-Stuttgart 1954
—, *Sozialpsychologie*, Berlin 1956
KÖNIG, R., *Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung*, Köln 1956
LAZARSEFELD, P. F., und M. ROSENBERG, *The Language of Social Research*, Glencoe 1955
LENZ, F., *Werden und Wesen der öffentlichen Meinung*, München 1956
LINDZEY, G., *Handbook of Social Psychology*, Cambridge 1954
MURCHISON, C., *Handbook of Social Psychology*, Worcester 1935
MURPHY, G. und L. B., und T. M. NEWCOMB, *Experimental Social Psychology*, New York 1937
PIEPER, J., *Grundformen sozialer Spielregeln*, Frankfurt a. M. 1948
REIHWALD, P., *Vom Geist der Massen*, Zürich 1948
ROHRER, J. H., und M. SHERIF, *Social Psychology at the Crossroads*, New York 1951
ROSEBOROUGH, M. E., *Experimental Studies of Small Groups*, Psychol. Bull., 50, 1953
SHERIF, M., und M. O. WILSON, *Group Relations at the Crossroads*, New York 1953
SHERIF, M., und C. W., *Groups in Harmony and Tension*, New York 1953
—, *An Outline of Social Psychology*, New York 1956
SWANSON, G. E., T. M. NEWCOMB und E. L. HARTLEY, *Reading in Social Psychology*, New York 1952
ZIEGENFUSS, W., *Handbuch der Soziologie*, Stuttgart 1956

B. ZUM ENZYKLOPÄDISCHEN STICHWORT

- ALLPORT, F. H., The Influence of the Group upon Association and Thought. *J. exp. Psychol.*, 3, 1920
- , G. W., The Historical Background of Modern Social Psychology. In: LINDZEY, G. (Hgb.) *Handbook of Social Psychology*, Cambridge 1954
- BERNSDORF, W., Gruppe. In: W. BERNSDORF und F. BÜLOW (Hgb.), *Wörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1955
- BROWN, J. A. C., *Psychologie der industriellen Leistung*. rde Bd. 30, Hamburg 1956
- COOLEY, G. H., *Social Organization*, New York 1909
- DASHIELL, J. F., An Experimental Analysis of Some Group Effects. *J. abn. soc. Psychol.*, 25, 1930
- EHRENFELS, CHR. V., Über Gestaltqualitäten. *VJSchr. wiss. Phil.*, 14, 1890
- FERGUSON, A., Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Jena 1904
- FRANKFORT, H. und H. A., und T. JACOBSEN, *The Intellectual Adventure of Ancient Man*, Chicago 1946
- FRIEDMAN, G., *Problèmes humains de machinisme industriel*, Paris 1947; deutsch: *Der Mensch in der industriellen Produktion*, Köln 1952
- GABLENTZ, O. H. V. D., *Lebensgruppen erster Ordnung*. In: ZIEGENFUSS, W. (Hgb.), *Handbuch der Soziologie*, Stuttgart 1956
- HOBBS, TH., *Leviathan, or the Matter, Forme and Powers of a Commonwealth ecclesiastical or civil*, London 1651
- JAEGER, W., *Paideia*, Berlin 1933
- LEBON, G., *Psychologie des foules*, Paris 1895
- LEWIN, K., *Frontiers in Group Dynamics*. *Hum. Rel.*, 1, 1947
- , R. LIPPIIT und R. K. WHITE, *Patterns of Aggressive Behavior in Experimentally Created «Social Climates»*. *J. soc. Psychol.*, 10, 1939
- MAYER, A., Über Einzel- und Gesamtleistungen des Schulkindes. *Arch. ges. Psychol.*, 1, 1903
- MAYO, E., *The Human Problems of an Industrial Civilization*, New York 1933
- , *The Social Problems of an Industrial Civilization*, Cambridge 1945
- MOEDE, W., *Experimentelle Massenpsychologie*, Leipzig 1920
- MORENO, J. L., *Who Shall Survive?* New York 1934, 1953; deutsch: *Die Grundlagen der Soziometrie*, Köln 1954. (Rev. ed. Boston 1946)
- ORTEGA Y GASSET, J., *La rebelión de las masas*, Madrid 1930; deutsch: *Der Aufstand der Massen*. rde Bd. 10, Hamburg 1956
- ROETHLISBERGER, F. J., und W. J. DICKSON, *Management and the Worker*, Cambridge 1939
- SCHÄFFLE, A., *Bau und Leben des sozialen Körpers*, Tübingen 1875 — 1878
- SCHILDER, P., *Psychotherapy*, New York 1938
- SHERIF, M., *The Psychology of Social Norms*, New York 1936
- SIGHELE, S., *La folla delinquente*, Florenz 1891
- SIMMEL, G., *Soziologie*, Leipzig 1908
- SOLMS, M. ZU, *Bau und Gliederung der Menschengruppen*, Karlsruhe 1929
- SPANN, O., *Gesellschaftslehre*, 2. Aufl., Leipzig 1923
- SPENCER, H., *The Social Organism*, London 1860
- STRODTBECK, F. L., und A. P. HARE, *Bibliography of Small Group Research (from 1900 to 1953)*. *Sociometry* 17, 1954
- TARDE, G., *L'opinion et la foule*, Paris 1901

- TOPITSCH, E., Society, Technology and Philosophical Reasoning. Phil. Sci., 21, 1954
 TRIPLETT, N., The Dynamogenic Factors in Pacemaking and Competition. Am. J. Psychol., 9, 1897
 UEXKÜLL, J. v., Staatsbiologie, Hamburg 1933
 WATSON, G., Do Groups Think More Efficiently than Individuals? J. abn. soc. Psychol., 23, 1928
 WHITEHEAD, T. N., The Industrial Worker, Cambridge 1938
 WORMS, R., Organisme et Société, Paris 1896

C. HINWEISE AUF DAS IM TEXT
 VERWENDETE SCHRIFTTUM

(Die Reihenfolge entspricht der Darstellung
 in den einzelnen Kapiteln)

I. Vermassung und Vereinsamung

1. Die Tröstungen LEBONS

- LEBON, G., Psychologie des foules, Paris 1895; (deutsch: Psychologie der Massen, Kröners Taschenausgabe)
 ORTEGA Y GASSET, J., Der Aufstand der Massen, rde Bd. 10, Hamburg 1956; spanische Originalausgabe 1930
 SIGHELE, S., La folla delinquente, Firenze 1891
 JUNG, C. G., Psychologische Betrachtungen. Eine Auslese aus den Schriften, zusammengest. u. hg. v. J. JACOBI, Zürich 1945

2. Individualismus und der Zerfall der Selbstverständlichkeiten

- LUTHER, M., Schriften. Ausgewählt von K. G. STECK, eingeleitet von H. GOLLWITZER. Fischer Bücherei Bd. 76, Frankfurt a. M. 1955
 DE MAN, H., Vermassung und Kulturverfall, München 1951
 COMTE, A., Die Soziologie, Auswahl von F. BLASCHKE, Stuttgart o. J.
 FREUD, S., Massenpsychologie und Ich-Analyse, Wien 1921

3. Im Bann der Worte

- HOFSTÄTTER, P. R., Gesetz im Grenzenlosen, GOETHES naturwissenschaftliche Schriften, Graz 1949
 TRÜBNER's Deutsches Wörterbuch, Berlin 1943
 KLUGE, F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1943

4. Der angebliche Urmensch

- CAPELLE, W., Die Vorsokratiker, Stuttgart o. J.
 MACHIAVELLI, N., Schriften. Auswahl und Einleitung von C. SCHMID. Fischer Bücherei Bd. 133, Frankfurt a. M. 1956

II. Die Erfindung der Gruppe

1. Der Mensch im Plural

- RIESMAN, D., *The Lonely Crowd*, New Haven 1950; deutsch: *Die einsame Masse*, Berlin 1955. Demnächst in rde
- PETERS, H. M., *Gesellungsformen der Tiere*. In: ZIEGENFUSS, *Handbuch der Soziologie*, 1956
- PORTMANN, A., *Das Tier als soziales Wesen*, Zürich 1953
- , *Zoologie und das neue Bild des Menschen*, rde Bd. 20, Hamburg 1956
- ALLEE, W. C., *Cooperation Among Animals*, New York 1951
- TINBERGEN, N., *Instinktlehre*, Berlin 1952
- , *Social Behaviour of Animals*, London 1953
- GEHLEN, A., *Die Sozialstrukturen primitiver Gesellschaften*. In: GEHLEN und SCHELSKY, a. a. O. 1955
- , *Der Mensch*, Berlin 1940, Bonn 1950
- , *Urmensch und Spätkultur*, Bonn 1956
- PARETO, V., *Cours d'économie politique*, Lausanne 1897
- , *Trattato di sociologia generale*, Firenze 1916
- LÉVY-STRAUSS, CL., *Les structures élémentaires de la parenté*, Paris 1949
- WEIZSÄCKER, V. v., *Der Gestaltkreis*, Leipzig 1940
- HOLST, E. v., und H. MITTELSTÄDT, *Das Reafferenzprinzip*. *Naturw.* 37, 1950
- UEXKÜLL, J. v., *Bedeutungslehre*. rde Bd. 13, Hamburg 1956
- WIENER, N., *Cybernetics*, New York 1949
- , *The Human Use of Human Beings*, New York 1954
- FÖRSTER, H. v., *Cybernetics*. Macy-Konferenzen, New York 1950—1955
- COUFFIGNAL, L., *Denkmaschinen*, Stuttgart 1955

2. Der Leistungsvorteil der Gruppe

- ARISTOTELES, *Hauptwerke*, hgb. von W. NESTLE, Stuttgart o. J.
- POFFENBERGER, A. T., *Psychology of Advertising*, New York 1932
- , *Principles of Applied Psychology*, New York 1942
- GORDON, K., *A Study of Aesthetic Judgments*. *J. exp. Psychol.*, 6, 1923
- , *Group Judgments in the Field of Lifted Weights*. *J. exp. Psychol.*, 7, 1924
- ZIMMERMANN, C. C., *Family and Civilization*, New York 1947
- SCHMIDT, P. W., *Die Urkulturen*. In: *Historia Mundi I*, München 1952

3. Die Zusammenfassung von Einzelleistungen

- GUILFORD, J. P., *Psychometric Methods*, New York 1954
- ANASTASI, A., und J. P. FOLEY, *Psychological Testing*, New York 1954
- MEILL, R., *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik*, Bern 1955
- BRAUNBECK, W., *Problemlösungen werden ausgewürfelt*. *Komos*, 52, 1956
- DASHIELL, J. F., *Experimental Studies of the Influence of Social Situations on the Behavior of Individual Human Adults*. In: MURCHISON, a. a. O., 1935

- BALES, R. F., *Interaction Process Analysis*, Cambridge 1950
 KELLEY, H. H., und J. W. THIBAUT, *Experimental Studies of Group Problem Solving and Process*. In: LINDZEY, a. a. O., 1954
 HERZOG, H., *Stimme und Persönlichkeit*. *Z. f. Psychol.*, 130, 1933
 PRESTON, M. G., *A Note on the Reliability and Validity of the Group Judgment*. *J. exp. Psychol.* 22, 1938

III. Die Gruppe im Laboratorium

1. Zur Psychologie der Versuchsperson

- GEHLEN, A., *Theorie der Willensfreiheit*, Berlin 1933

2. Die Wirkungen des Nebeneinander

- MOEDE, W., *Experimentelle Massenpsychologie*, Leipzig 1920
 ALLPORT, F. H., *Social Psychology*, Boston 1924
 TRAVIS, E. L., *The Influence of the Group on the Stutterer's Speed in Free Association*. *J. abn. soc. Psychol.*, 23, 1928
 TRIPLETT, N., *The Dynamogenic Factor in Pacemaking and Competition*. *Am. J. Psychol.*, 2, 1898
 MAYER, A., *Über Einzel- und Gesamtleistungen der Schulkinder*. *Arch. f. d. ges. Psychol.*, 1, 1903
 DASHIELL, J. F., *An Experimental Analysis of Some Group Effects*. *J. abn. soc. Psychol.*, 25, 1930
 BION, W. R., *Experience in Groups (I—VII)*. *Hum. Relat.*, 1, 1948—4, 1951
 CLARK, H., *The Crowd*. *Psychol. Mon.*, 21, 1916
 EINSTEIN, A., und L. INFELD, *Die Evolution der Physik*, rde Bd. 12, Hamburg 1956
 LEWIN, K., *Field Theory in Social Science*, New York 1951
 SODHI, K. S., *Urteilsbildung im sozialen Kraftfeld*, Göttingen 1953
 KÖHLER, W., *Dynamics in Psychology*, New York 1940
 —, *Gestalt Psychology*, New York 1947
 METZGER, W., *Psychologie*, Darmstadt 1954

3. Das Miteinander wird sichtbar

- SHERIF, M., *A Study of Some Social Factors in Perception*. *Arch. Psychol.*, 187, 1935
 HELSON, H., *Adaptation-level as Frame of Reference for Prediction of Psychophysical Data*. *Am. J. Psychol.*, 60, 1947
 JOHNSON, D. M., *The Psychology of Thought and Judgment*, New York 1955
 WOODWORTH, R. S., und H. SCHLOSBERG, *Experimental Psychology*, New York 1954
 GOLDBERG, S. C., *Three Situational Determinants of Conformity to Social Norm*. *J. abn. soc. Psychol.*, 49, 1954
 ROETHLISBERGER, F. W., und W. J. DICKSON, *Management and the Worker*, Cambridge 1939

- COLLINS, O., M. DALTON und D. ROY, Restriction of Output and Social Cleavage in Industry. *Appl. Anthropol.*, 5, 1946
 HARRELL, T. W., *Industrial Psychology*, New York 1949
 WESTERMARCK, E., *Geschichte der menschlichen Ehe*, 1893
 GÜNTHER, H. K. F., *Formen und Urgeschichte der Ehe*, München 1940
 SCHELSKY, H., *Soziologie der Sexualität*, rde Bd. 2, Hamburg 1955

4. Exkurs über die Einsamkeit

- KEMPER, W., *Der Traum und seine Be-Deutung*, rde Bd. 4, Hamburg 1955
 OSGOOD, C. E., *The Nature and Measurement of Meaning*. *Psychol. Bull.*, 49, 1952
 HOFSTÄTTER, P. R., Über Ähnlichkeit. *Psyche* 9, 1955
 —, Farbsymbolik und Ambivalenz. *Psychol. Beitr.* 2, 1956
 —, Männlich und Weiblich. *Wr. Arch. f. Psychol., Psychiatrie u. Neurol.*, 6, 1956
 —, Dimensionen des mimischen Ausdrucks. *Z. exp. angew. Psychol.*, 3, 1956
 —, *Vom Leben des Wortes*, Wien 1949
 —, und D. W. PRIMAC, *Colors and the Colorblind*. *J. gen. Psychol.*, (im Druck)

5. Der Außenseiter in der Gruppe

- SCHACHTER, S., *Deviation, Rejection and Communication*. *J. abn. soc. Psychol.*, 46, 1951
 EMERSON, R. M., *Deviation and Rejection*. *Am. Sociol. Rev.*, 19, 1954
 LIBO, L. M., *Measuring Group Cohesiveness*, Ann Arbor 1953
 FESTINGER, L., S. SCHACHTER und K. BACK, *Social Pressures in Informal Groups*, New York 1950
 —, und J. THIBAUT, *Interpersonal Communication in Small Groups*. *J. abn. soc. Psychol.*, 46, 1951
 —, *Laboratory Experiments*. In: FESTINGER, L., und D. KATZ, a. a. O., 1953

6. Zur Theorie der sozialen Gewißheit

- FESTINGER, L., *Informal Social Communication*. *Psychol. Rev.*, 57, 1950
 —, *Theory of Social Comparison Processes*. *Hum. Relat.*, 7, 1954
 —, *Motivation Leading to Social Behavior*. *Nebraska Symp.* 2, 1954
 FRENKEL-BRUNSWIK, E., *Intolerance of Ambiguity as an Emotional and Perceptual Personality Variable*. *J. Person.*, 18, 1949
 TINBERGEN, J., *The Notion of Horizon and Expectancy in Dynamic Economics*. *Econometrica* 1, 1933
 SCHMÖLDERS, G., R. SCHRÖDER und H. S. SEIDENFUS, *John Maynard Keynes als Psychologe*, Berlin 1956
 BROSS, I. D. J., *Design for Decision*, New York 1953
 HOFSTÄTTER, P. R., *Möglichkeiten und Probleme der psychologischen Diagnose*. *Z. f. Rassenkunde* 14, 1944
 LEWIN, K., u. a., *Level of Aspiration*. In: J. McV. HUNT, *Personality and the Behavior Disorders*, New York 1944

- ROTTER, J. B., *Social Learning and Clinical Psychology*, New York 1954
 WHITTEMORE, I. C., *The Influence of Competition on Performance*. *J. abn. soc. Psychol.*, 20, 1925
 HOFFMAN, P. J., L. FESTINGER und D. H. LAWRENCE, *Tendencies Toward Comparability in Competitive Bargaining*. *Hum. Relat.*, 7, 1954

7. Der Zusammenschluß von Gruppen

- HUIZINGA, J., *Homo ludens*. rde Bd. 21, Hamburg 1956
 FREUD, S., *Formulierungen über zwei Prinzipie des psychischen Geschehens*. *Jb. Psychopath. Forsch.*, 3, 1911
 MORENO, J. L., *Das Stegreiftheater*, Berlin 1923
 —, *Psychodrama*, Boston 1946
 JENNINGS, H. H., *Sociometric Structure in Personality and Group Formation*. In: SHERIF und WILSON, a. a. O., 1953
 THELEN, H. A., *Dynamics of Groups at Work*, Chicago 1954
 CHASE, ST., *Wege zur Verständigung*, Frankfurt a. M. 1952

8. Stereotype

- BUCHANAN, W., und H. CANTRIL, *How Nations See Each Other*. Urbana, 1953
 SODHI, K. S., und R. BERGIUS, *Nationale Vorurteile*, Berlin 1953
 LIPPMANN, W., *Public Opinion*, New York 1922
 CANTRIL, H., und M. STRUNK, *Public Opinion 1935 — 1946*, Princeton 1951
 HOFSTÄTTER, P. R., *Ruf und Bestand*. *Z. angew. Psychol.*, 60, 1940
 SEARS, R. R., C. I. HOVLAND und N. E. MILLER, *Measurement of Aggressive Behavior*. *J. Psychol.*, 9, 1940
 GUETZKOW, H. S., und P. H. BOWMAN, *Men and Hunger*, Elgin 1946
 BONNER, H., *Social Psychology*, New York 1953

9. Ungleichheit innerhalb der Gruppe

- MORENO, J. L., *Who Shall Survive?*, New York 1934, 1953; deutsch: *Die Grundlagen der Soziometrie*, Köln 1954. (Rev. ed. Boston 1946)
 HÖHN, E., und C. P. SCHICK, *Das Soziogramm*, Stuttgart 1954
 DOLLARD, J. L., u. a., *Frustration and Aggression*, New Haven 1939
 SCHJELDERUP-EBBE, TH., *Zur Soziologie der Vögel*. *Z. f. Psychol.*, 95, 1924
 RAMM, TH., *Der Frühsozialismus, ausgewählte Quellentexte*, Stuttgart o. J.
 MUNCH, P. A., *Sociology of Tristan da Cunha*, Oslo 1945
 BOVARD, E. W., *Group Structure and Perception*. *J. abn. soc. Psychol.*, 46, 1951
 —, *Conformity to Social Norms and Attraction to the Group*. *Science*, 118, 1953
 MILLER, J. C., *Origins of the American Revolution*, Boston 1943

10. Rang und Ansehen

- WHYTE, W. F., *Street Corner Society*, Chicago 1943
HARVEY, O. J., *An Experimental Approach to the Study of Status Relations in Informal Groups*. *Am. Sociol. Rev.*, 18, 1953
SHERIF, M., B. J. WHITE und O. J. HARVEY, *Status in Experimentally Produced Groups*. *Am. J. Sociol.*, 60, 1955
THORNDIKE, E. L., *A Constant Error in Psychological Rating*. *J. appl. Psychol.*, 4, 1920
WARNER, W. L., *American Life*, Chicago 1953
BENOIT-SMULLYAN, E., *Status Types and Status Interrelations*. *Am. Sociol. Rev.*, 9, 1944
ZIPE, G. K., *Human Behavior and the Principle of Least Effort*, Cambridge 1949
JENNINGS, H. H., *Leadership and Isolation*, New York 1947
—, *Sociometry of Leadership*, Boston 1947
PARSONS, T., R. F. BALES und E. SHILS, *Working Papers in the Theory of Action*, Glencoe 1953
SLATER, P. E., *Rôle Differentiation in Small Groups*. *Am. Sociol. Rev.*, 20, 1955
PARSONS, T., und R. F. BALES, *Family, Socialization and Interaction Process*, Glencoe 1955
ZELDITCH, M. JR., *Rôle Differentiation in the Nuclear Family*. In: PARSONS und BALES, a. a. O. 1955

11. Die Führer-Rolle

- MEREI, F., *Group Leadership and Institutionalization*. *Hum. Relat.*, 2, 1949
FRAZER, J. G., *The Golden Bough*, New York 1922
HOMANS, G. C., *The Human Group*, New York 1950
PIGORS, P., *Leadership and Domination*, London 1935
LIPPITT, R., und R. K. WHITE, *An Experimental Study of Leadership and Group Life*. In: SWANSON, NEWCOMB u. HARTLEY, a. a. O. 1952
ADORNO, TH. W., E. FRENKEL-BRUNSWIK, D. J. LEVINSON und R. N. SANFORD, *The Authoritarian Personality*, New York 1950
CHRISTIE, R., und M. JAHODA, *Studies in the Scope and Method of 'The Authoritarian Personality'*, Glencoe 1954
CARTER, L. F., *Leadership and Small-Group Behavior*. In: SHERIF und WILSON, a. a. O. 1953
GIBB, C. A., *The Sociometry of Leadership in Temporary Groups*, *Sociometry*, 13, 1950
—, *Leadership*. In: LINDZEY, a. a. O. 1954
BECK, R., *Grundformen sozialen Verhaltens*, Stuttgart 1954
WILLIAMS, S. B., und H. J. LEAVITT, *Group Opinion As a Predictor of Military Leadership*. *J. consult. Psychol.*, 11, 1947
BASS, B. M., *The Leaderless Group Discussion*. *Psychol. Bull.*, 51, 1954

12. Kontakt, Sympathie und Distanz

- CHOWDHRY, K., und T. M. NEWCOMB, The Relative Abilities of Leaders and Non-Leaders to Estimate Opinions of Their Own Groups. *J. abn. soc. Psychol.*, 47, 1952
- KUBIE, L. S., Psychoanalyse ohne Geheimnis. rde Bd. 11, Hamburg 1956
- SLAVSON, S. R., Einführung in die Gruppentherapie, Göttingen 1956
- BAVELAS, A., Communication Patterns in Task-Oriented Groups. In: D. LERNER und H. D. LASSWELL, The Policy Sciences, Stanford 1951
- , und D. BARRETT, An Experimental Approach to Organizational Communication. *Personnel*, 27, 1951
- LEAVITT, H. J., Some Effects of Certain Communication Patterns in Group Performance. *J. abn. soc. Psychol.*, 46, 1951

IV. Die behauptete eigene Freiheit und die Schonung der Freiheit des Anderen

- PIRENNE, M. H., Binocular and Monocular Threshold of Vision. *Nature* 152, 1943
- EKMAN, G., The Four Effects of Cooperation. *J. soc. Psychol.*, 41, 1955
- HOEFSTÄTTER, P. R., Zur Dialektik der Gruppenleistung. *Kölner Z. f. Soziologie u. Sozialpsychol.*, 2, 1956
- , Die soziale Dynamik der psychotherapeutischen Situation. *Psyche* 10, 1957
- TAYLOR, D. W., und W. L. FAUST, Twenty Questions, Efficiency in Problem Solving as a Function of Size of Group. *J. exp. Psychol.*, 44, 1952
- KÜHN, H., Das Erwachen der Menschheit. Fischer Bücherei Bd. 53, Frankfurt a. M. 1954
- JONES, E., The Life and Work of Sigmund Freud, II., New York 1955
- SACHS, H., Freud, Master and Friend, Cambridge 1944
- MARCUSE, L., Sigmund Freud — sein Bild vom Menschen. rde Bd. 14, Hamburg 1956

PERSONEN- UND SACHREGISTER

Personenregister

- Ach, N. 44 (Fußn.)
 Adler, A. 170
 Adorno, Th. W. 139 f
 Äschylos 14
 Allport, F. H. 46, 48 f, 179
 Anaximander 177
 Aristoteles 27 f, 31, 46, 87, 99

 Bacon, Sir F. 20
 Bales, R. F. 39, 130, 132, 139 f
 Barrett, D. 157
 Bass, B. M. 142
 Bavelas, A. 156 f
 Benoit-Smullyan, E. 126
 Bion, W. R. 50
 Bonner, H. 108
 Bovard, E. W. 118
 Bowman, P. H. 102
 Bradford, L. P. 94
 Bross, I. D. J. 77
 Brown, J. A. C. 53 (Fußn. 2), 180
 (Fußn.)
 Buchanan, W. 99, 103 f
 Bühler, Charlotte 181
 —, K. 44 (Fußn.), 181

 Cantril, H. 99, 103 f
 Carossa, H. 14
 Carter, L. F. 140 f
 Chase, St. 94
 Chowdhry, K. 147
 Christie, R. 139
 Clark, H. 50 f, 53
 Collins, O. 59
 Comte, A. 10
 Cooley, G. H. 180

 Dashiell, J. F. 39, 47 ff, 179
 Dickson, W. J. 59, 180
 Dürr, E. 44 (Fußn.)

 Eckermann, J. P. 144 f
 Ehrenfels, Chr. v. 178
 Einstein, A. 52
 Ekman, G. 162
 Emerson, R. M. 71
 Empedokles 16
 Eysendk, H. J. 53 (Fußn. 1)

 Faraday, M. 52
 Faulkner, W. 121
 Faust, W. L. 163 f
 Fedner, G. Th. 57
 Ferguson, A. 177
 Festinger, L. 72 ff, 76, 85, 89, 92,
 95, 98, 101, 132
 Fourier, Ch. 116
 Frazer, J. G. 137, 145
 Frenkel-Brunswik, E. 76
 Freud, S. 13, 16 ff, 89, 92, 133,
 142 f, 147, 156, 167, 170 f
 Fuhlrott, C. 169 f

 Gablentz, O. H. v. d. 180
 Gehlen, A. 26, 45, 56
 Gibb, C. A. 141
 Goethe, J. W. v. 12, 13, 15, 67,
 144 ff
 Goldberg, S. 55
 Gordon, K. 28
 Guetzkow, H. S. 102

 Hall, G. St. 179
 Hare, A. P. 180
 Harrell, T. W. 59
 Harvey, O. J. 123
 Helson, H. 55
 Herzog, H. 39
 Hobbes, Th. 178
 Hoffman, P. J. 85
 Hofstätter, P. R. 162, 181 f
 Homans, G. C. 137, 140

 Infeld, L. 52

 Jaeger, W. 177
 Jahoda, M. 139
 Jennings, H. H. 93, 129, 134
 Johnson, D. M. 55
 Jones, E. 170
 Jung, C. G. 9

 Kemper, W. 133 (Fußn.)
 Kleisthenes 87
 Köhler, W. 53
 Kopernikus, N. 177
 Kubie, L. S. 133 (Fußn.)
 Kühn, H. 169
 Külpe, O. 44 (Fußn.)

- Lawrence, D. H. 85
 Leavitt, H. J. 142
 LeBon, G. 7 ff, 13, 15, 16 ff, 21 ff,
 30, 34, 41, 61, 178
 Lévy-Strauß, C. 26
 Lewin, K. 52, 84, 94, 137, 179 f
 Lippitt, R. 137
 Luther, M. 10
- Machiavelli, N. 17, 27
 de Man, H. 10
 Marbe, K. 44 (Fußn.)
 Marx, K. 22, 45
 Maxwell, J. C. 52
 Mayer, A. 47, 179
 Mayo, E. 180
 Merzi, F. 135 ff, 146
 Messer, A. 44 (Fußn.)
 Moede, W. 46, 49, 179
 Moreno, J. L. 93, 111, 129, 179
 Morgenstern, Chr. 27
 Münsterberg, H. 46, 179
 Munch, P. A. 117
- Napoleon Bonaparte 82, 138, 144 ff
 Newcomb, T. M. 147
 Nietzsche, F. 11, 179
- Ortega y Gasset, J. 7, 10 f, 178
- Pareto, V. 26
 Pigors, P. 137
 Pirenne, M. H. 162
 Platon 39, 61, 68, 178
 Poetzl, O. 181
 Poffenberger, A. T. 28
- Reininger, R. 181
 Rieffert, J. B. 142
 Riesman, D. 20, 66
 Roethlisberger, F. W. 59, 180
 Rousseau, J. J. 83
- Sachs, H. 171
 Sears, R. R. 101
 Selz, O. 44 (Fußn.)
 Shakespeare, W. 178
- Sherif, M. 53, 55, 58 f, 61, 68, 96,
 98 f, 111, 114, 116, 120, 123,
 129, 146, 179 f
 Sighele, S. 8, 178
 Simmel, G. 178
 Slater, P. E. 130, 132, 139 f
 Sodhi, K. S. 52, 118
 Spann, O. 178
 Spearman, Ch. 29, 36, 172
 Spencer, H. 178
- Schachter, S. 71, 74 f
 Schäffle, A. 178
 Schilder, P. 179 f
 Schiller, F. v. 9, 160, 165, 167
 Schleiden, M. J. 178
 Schwann, Th. 178
- Stekel, W. 170
 Stephenson, W. 175
 Strodbeck, F. L. 180
 Strunk, M. 99
- Tarde, G. 178
 Taylor, D. W. 163 f
 Thelen, H. A. 94
 Thibaut, J. W. 73
 Thorndike, E. L. 124
 Tinbergen, J. 76
 Topitsch, E. 177
 Travis, E. L. 47
 Triplett, N. 47, 179
- Uexküll, J. v. 26, 178
- Warner, W. L. 124
 Watson, G. 179
 Weizsäcker, V. v. 26
 Westermarck, E. 60
 Whitehead, T. N. 180
 Whittemore, I. C. 84
 Whyte, W. F. 122
 Williams, S. B. 142
 Worms, R. 178
- Zelditch, M. 133
 Zimmerman, C. C. 33
 Zipf, G. K. 127

Sachregister

- Ähnlichkeit 65, 106, 111, 172 ff
 Akzeptierungsbedingung 164 ff,
 170
 Anagramm 161 f
 Angst 66 ff, 72
 Anspruchsniveau 84

- Arbeitsteilung 20, 27, 45 f
 Assoziationen 46 ff, 63, 68, 105,
 139
 Außenseiter 71 ff, 79, 115
 autokinetisches Phänomen 53 ff, 96
 Autostereotyp 99 f, 102 ff, 119 ff,
 144, 150
 Axiome 12, 16
- Beliebtheit 129 ff, 140 f
 Berufsberatung 80
 Besonnenheit 38 f
 Bestätigung, soziale 79 f, 82 f, 91,
 101, 166
 Bündnisse, alternierende 127
- Chaos 60, 76
 Claque 24
 «Coriolanus» 178
- Demokratie 37
 Denken 17, 27, 31, 39, 43, 92, 159
 Dichter 70
 Die-Gruppe 97 ff, 102 f, 117
 Diktator 138 ff, 145, 175
 Diskussion 31, 45, 71 ff, 94, 124,
 130 f, 142
 Distanz, soziale 150 ff, 166 f
 Divergenz 130 ff, 140
- Einsamkeit 63 ff, 72, 76, 94, 174 f
 Elite 7 f, 122, 147 f, 154 f
 Enthemmung, soziale 46 f
 Erwartung 26, 76 ff
 Experiment 43, 92, 95 f
 Extremisten 72 f, 75, 78, 87, 125
- Familie 13, 16, 18, 20 ff, 32 f, 60,
 62, 133, 177, 180
 Farbsymbolik 67 f
 Fehlerausgleich 31 f, 33, 58
 Feldtheorie 52 f
 Ferienlager 96 f, 98, 111, 121, 180
 Fragebogen 35, 147 f
 Freiheit 20, 160, 171
 Frustrations-Aggression-Hypo-
 these 116
 F-Skala 139 f
 Führer 7, 14 f, 24 ff, 52, 91, 117,
 124, 132 f, 134 ff, 140 ff, 146 f,
 148, 158
- Gefolge 24 ff, 141 ff, 145 f
 Gegenseitigkeit 25 ff, 44, 49 f, 125,
 178
 Gewißheit, soziale 75 ff, 82 f
 Ghetto 154 f
 Gruppe 177
 Gruppentherapie 50, 156, 180
 Gruppenvorteil 27 f, 32, 33 f, 38 f,
 58
- Hackordnung 116
 Halo-Effekt 124
 Held 137 ff, 143, 145, 175
 Herdeninstinkt 20
 Heterostereotyp 99 f, 102 ff, 110 f,
 120, 134
 Hierarchie 115, 122, 127, 132
 Hochkulturen, östliche 177
 Hypnose 143
- Identifikation 142 ff, 156
 Institutionen 21, 62
 Intoleranz 71
 Isolierung 155, 179
- Jury 31
- Kameradschaft 85, 88
 Klasse 22 f, 98
 Kohäsion 72 f, 88, 95, 116, 118
 Kommunikationsbedingung 164 ff,
 170
 Kommunikationsnetz 156 ff, 169 f
 Konferenz 95
 Konformität 72 f
 Konkurrenz 46 ff, 115, 179
 Kontakt 96, 132, 148, 150 f, 154 ff
 Konvergenz 55, 71, 74 f, 87, 95,
 111, 118
 Kulturerfindung 20 f, 27, 32 f, 58
 Kunst 70, 71
 Kybernetik 26, 31, 39
- Lehrer 145, 168 f
 Leistungen vom Typus des Be-
 stimmens 33, 58, 61 ff, 68, 70,
 71, 76, 80 f, 83, 95, 116, 125,
 135, 143, 168, 170
 — — — — Suchens 33 f, 48, 58,
 60, 62, 71, 112, 161 f, 169 f
 — — — — Tragens 28, 33, 38, 58
 «Leviathan» 178

- Männlichkeit 15
 Masse 7 ff, 12 ff, 17, 19, 22 ff, 34,
 37, 40 f, 52, 61, 118
 Menge 22 ff, 32, 40
 Minorität 108 f, 155, 170 f
 Miteinander 22, 52 f, 55
 Mitläufer 119
 Monte-Carlo-Methode 39

 Nachahmung 49 f
 Nachplappern 165 ff
 Naturgesetz 177 f
 Nebeneinander 22, 45 ff, 84, 118,
 179
 Neinsager 165 f
 Norm 26, 56 ff, 144, 160

 Organisation 40 f, 147
 Ostrakismos 87

 Panik 9, 17 f, 24
 Pöbel 10, 44
 Polarisation 74 f, 78, 175 f
 Primitivstämme 177
 Projektion 142 ff, 156
 Propaganda 7, 151
 Psychoanalyse 19, 63, 133 f, 155 f,
 167 f, 170 f
 Psychodrama 93, 180

 Q-Maß 65 f, 105, 107, 139, 174 ff

 Rangdifferenzierung 114, 116 ff,
 122 ff, 130 ff, 150, 156
 Rangneid 126 f
 Rasse 9 f, 13, 62
 Religion 10
 Revolution 24
 Reziprozität 25 f, 50, 52, 109, 125,
 136
 Rho-Koeffizient 29 f, 36 ff, 172 f
 Ritual 93
 Rolle 24 f, 44, 92 ff, 114 f, 121,
 130, 133 f, 134 ff, 146, 179 f
 Rundgespräch 142

 Selbstverständlichkeit 13, 17 f, 57,
 60 ff, 71, 82 f, 125, 160
 Sophistik 61
 Soziodrama 93, 180
 Soziogramm 111 ff, 129, 148, 180
 Soziometrie 96, 111 ff, 130 f,
 141 f, 147 f, 153 f
 Spezialisten 114, 129
 Spiel 23, 43, 92 ff, 115, 121,
 135 f, 159, 160, 179 f
 Sprache 33, 39, 63, 68 ff, 121,
 151, 166
 Suggestion 49 ff
 Sündenbock 12
 Sympathie 96, 129 ff, 140, 154 f,
 167

 Schulklasse 168 f
 Stachanoff-Arbeit 59
 Stereotyp 98 ff, 118, 120 f, 134

 Treue 26
 Tristan da Cunha 117, 155
 Tüchtigkeit 129 ff, 140 f

 Übertragung 133, 156, 167
 Unabhängigkeitsbedingung 165 f
 Unifikation 88 ff, 98, 125, 143, 156
 Urmensch 16, 28

 Verband 22
 Verbindlichkeit der Inaktivität 50
 Vereinsamung 11, 18, 20, 27, 91,
 125
 Vermassung 7 ff, 41 f, 179
 Verstehen 109 ff
 Versuchsperson 43 ff
 Verwaltung 117, 120

 Wahrscheinlichkeitsmodell 160 ff,
 165
 Weiblichkeit 14 f
 Widerstände 167
 Wiedervereinigung 103, 119 ff
 Wir-Gruppe 97 ff, 102 f, 114 f,
 117 ff, 125, 135



ROWOHLTS DEUTSCHE ENZYKLOPÄDIE

DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS IM TASCHENBUCH
MIT ENZYKLOPÄDISCHEM STICHWORT

*In Erweiterung der erfolgreichen rororo Taschenbuch-Reihe
Jeder Band DM 1,90*

ES LIEGEN VOR

HANS SEDLMAYR · Die Revolution der modernen Kunst (Nr. 1)

HELMUT SCHELSKY · Soziologie der Sexualität (Nr. 2)

GÜNTER SCHMÖLDERS · Konjunkturen und Krisen (Nr. 3)

WERNER KEMPER · Der Traum und seine Be-Deutung (Nr. 4)

FRANZ ALTHEIM · Reich gegen Mitternacht — Asiens Weg
nach Europa (Nr. 5)

J. ROBERT OPPENHEIMER · Wissenschaft und allgemeines
Denken (Nr. 6)

RUTH BENEDICT · Urformen der Kultur (Nr. 7)

WERNER HEISENBERG · Das Naturbild der heutigen Physik (Nr. 8)

GEOFFREY GORER · Die Amerikaner — Eine völkerpsychologische
Studie (Nr. 9)

JOSÉ ORTEGA Y GASSET · Der Aufstand der Massen (Nr. 10)

LAWRENCE S. KUBIE · Psychoanalyse ohne Geheimnis (Nr. 11)

ALBERT EINSTEIN / LEOPOLD INFELD · Die Evolution der Physik —
Von Newton bis zur Quantentheorie (Nr. 12)

JAKOB VON UEXKÜLL / GEORG KRISZAT · Streifzüge durch die Um-
welten von Tieren und Menschen — Bedeutungslehre (Nr. 13)

LUDWIG MARCUSE · Sigmund Freud — Sein Bild vom Menschen
(Nr. 14)

WALTER F. OTTO · Theophania — Der Geist der altgriechischen
Religion (Nr. 15)

LOUIS BAUDIN · Der sozialistische Staat der Inka (Nr. 16)

HANS JÜRGEN EYSENCK · Wege und Abwege der Psychologie
(Nr. 17)

S. GIEDION · Architektur und Gemeinschaft (Nr. 18)

WALTER HESS · Dokumente zum Verständnis der modernen
Malerei (Nr. 19)

ADOLF PORTMANN · Zoologie und das neue Bild des Menschen —
Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen (Nr. 20)

JOHAN HUIZINGA · Homo Ludens — Vom Ursprung der Kultur im
Spiel (Nr. 21)

AUGUST THIENEMANN · Leben und Umwelt — Vom Gesamthaushalt
der Natur (Nr. 22)



ROWOHLTS DEUTSCHE ENZYKLOPÄDIE

DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS IM TASCHENBUCH
MIT ENZYKLOPÄDISCHEM STICHWORT

- MARGRET BOVERI · Der Verrat im XX. Jahrhundert I — Für und gegen die Nation · Das sichtbare Geschehen (Nr. 23)
- MARGRET BOVERI · Der Verrat im XX. Jahrhundert II — Für und gegen die Nation · Das unsichtbare Geschehen (Nr. 24)
- HUGO FRIEDRICH · Die Struktur der modernen Lyrik — Von Baudelaire bis zur Gegenwart (Nr. 25)
- JOSEPH BIDEZ · Kaiser Julian — Der Untergang der heidnischen Welt (Nr. 26)
- ROMANO GUARDINI · Der Tod des Sokrates (Nr. 27)
- ERWIN SCHRÖDINGER · Die Natur und die Griechen — Kosmos und Physik (Nr. 28)
- FRITZ BAADE · Welternährungswirtschaft (Nr. 29)
- J. A. C. BROWN · Psychologie der industriellen Leistung (Nr. 30)
- MIRCEA ELIADE · Das Heilige und das Profane — Vom Wesen des Religiösen (Nr. 31)
- HUGH NICOL · Der Mensch und die Mikroben (Nr. 32)
- FRANZ JOSEF FURTWÄNGLER · Die Gewerkschaften (Nr. 34)
- FRANZ ALTHEIM · Der unbesiegte Gott — Heidentum und Christentum (Nr. 35)
- ERNESTO GRASSI · Kunst und Mythos (Nr. 36)
- ARTHUR MARCH · Das neue Denken der modernen Physik (Nr. 37)
- PETER R. HOFSTÄTTER · Gruppendynamik — Kritik der Massenpsychologie (Nr. 38)
- Hier wird der Nachweis versucht, daß die Vorstellung von der Masse, vom Zeitalter des Verfalls individueller Kultur, die sozialen Gegebenheiten in entscheidender Weise verzeichnet. Die sogenannten Massen sind nach Hofstätter in den weitaus meisten Fällen verkannte Gruppen, nichterkannte geordnete Sozialgebilde. Die Notwendigkeit der Gruppe, die den Fortbestand des Menschen gewährleistet, wurde in der modernen Gruppendynamik wiederentdeckt. Die Schrift berichtet über die experimentellen Erfahrungen in Laboratorien, in Lagern und unter kontrollierten Bedingungen. Dabei wird nachgewiesen, daß die Freiheit des Individuums eine unabdingbare Voraussetzung für das Funktionieren der Gruppe ist, sei es im Produktionsprozeß, im parlamentarischen Leben, in der Erziehungsarbeit oder in der Psychotherapie.



ROWOHLTS DEUTSCHE ENZYKLOPÄDIE

DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS IM TASCHENBUCH
MIT ENZYKLOPÄDISCHEM STICHWORT

ANDRÉ MALRAUX · Psychologie der Kunst — Das imaginäre
Museum Bd. 1 (Nr. 39)

Einer der führenden Schriftsteller Frankreichs sprengt hier den rein fachlichen Rahmen der Kunstgeschichte in geistig-revolutionärer Betrachtungsweise. Nach ihm schafft jede Zeit sich ihr eigenes «imaginäres Museum», vollzieht eine Auswahl von Werken, in denen sie sich jeweils erkennt. Die Kunstauffassung unterliegt so einem ständigen Veränderungsprozeß. Das von Malraux entworfene «imaginäre Museum» wird zu einem Zeugnis der Geistesgeschichte und der menschlichen Situation in unserer Zeit. Wir verfolgen hier das Entstehen der Formenwelt und nehmen geistig teil an Kunst als Ausdruck einer zur Lust der Phantasie erschaffenen Welt.

DEMNÄCHST ERSCHEINEN

ERNST BENZ · Geist und Leben der Ostkirche (Nr. 40)

Hier wird erstmals eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der östlich-orthodoxen Kirche, ihrer Begegnung und Auseinandersetzung mit dem abendländischen Christentum versucht. Von den Ikonen ausgehend, wird auf visuellem Wege das Verständnis für gewisse Grundelemente der orthodoxen Frömmigkeit nahegebracht. Nicht nur Liturgie und Sakramente, Dogma, Kirchenverfassung, Kirchenrecht, Mönchtum, Mission und Ausbreitung der orthodoxen Kirche wird abgehandelt, sondern auch die Frage nach den ethischen und politischen Ideen der Orthodoxie gestellt und welche Einwirkung sie auf das Verhältnis zwischen Rußland und Europa haben.

ALBERT DUCROCQ · Atomwissenschaft und Urgeschichte (Nr. 49)

Die Erkenntnisse der Atomwissenschaft hatten uns bisher, da ihre praktische Anwendung sich vornehmlich auf das Gebiet der Kriegführung zu beschränken schien, mehr mit Sorge und Angst als mit Genugtuung und optimistischer Zukunftshoffnung erfüllt. Daß in diesen modernsten physikalischen Entdeckungen aber auch unschätzbare Hilfsmittel für die geologische und sogar die archäologische Forschungsarbeit gegeben sind, dürfte einer breiteren Öffentlichkeit noch völlig unbekannt sein. Der vorliegende Beitrag eines führenden französischen Fachwissenschaftlers schildert Grundlagen, Methoden und Ergebnisse dieser angewandten Atomwissenschaft, deren Hauptaufgabe in der Altersbestimmung von Erdschichten und prähistorischen Funden liegt, und die dabei zu einer wie Zauberei anmutenden Genauigkeit der Datierung zu gelangen vermag.

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung · Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG HAMBURG 13



*Künstler und Wissenschaftler aller Völker und aller
Zeiten haben in der Darstellung des Wahren, Schönen,
Guten den letzten Sinn ihres Schaffens gesehen. Zu
dieser Schar berufener Vollender zählt seit mehr als
150 Jahren MOUSON als wahrhafter Diener für das
Gute und Schöne*

MOUSON

Das Haus der Postkutsche

Feine Seifen und feine Parfümerien

gegr. 1798



TASCHENBÜCHER

Ungekürzte Romane bekannter Autoren aus aller Welt

Jeder Band DM 1.50

● hinter dem Titel: Dieses Buch ist für Jugendliche vom schulpflichtigen Alter ab geeignet.

●● hinter dem Titel: Für Jugendliche ab etwa 14 Jahren zu empfehlen.

Die in den Klammern angegebenen Ziffern bezeichnen weitere vom gleichen Autor als rororo Taschenbuch lieferbare Titel

- | | |
|----------------------|--|
| 1 Hans Fallada | Kleiner Mann — was nun? (55, 67/68, 136) |
| 4 Kurt Tucholsky | Schloß Gripsholm (50, 131) |
| 5 Ernest Hemingway | Fiesta |
| 6 Honoré de Balzac | Oberst Chabert ●● (29) |
| 7 Knut Hamsun | Mysterien |
| 11 Graham Greene | Orientexpress (48, 75, 91, 109, 149, 182, 211) |
| 12 J. F. Jacobsen | Barbara und die Männer |
| 13 Ernst von Salomon | Boche in Frankreich |
| 15 Albert Camus | Die Pest |
| 16 Georg Bernanos | Die Sonne Satans |
| 17 Wilhelm Speyer | Der Kampf der Tertia ● |
| 20 Gábor von Vaszary | Monpti (53, 89, 99) |
| 21 William Faulkner | Wendemarke |
| 23 Joan Lowell | Ich spucke gegen den Wind ●● |
| 24 Alfred Hayes | Das Mädchen auf der Via Flaminia (121) |
| 25 Betty Mac Donald | Das Ei und ich ●● |
| 27 John Galsworthy | Ein Mädchen wartet (45, 123, 124, 165/166) |
| 28 Hans Thomas | Percy auf Abwegen |
| 29 Honoré de Balzac | Die Frau von 30 Jahren (6) |
| 32 Evelyn Waugh | Eine Handvoll Staub |
| 35 Heinrich Mann | Professor Unrat |
| 39/40 A. J. Cronin | Die Zitadelle ●● (112, 127, 140/141, 190) |
| 41 Pearl S. Buck | Ostwind — Westwind ●● (69, 101, 134, 167, 186/187) |
| 42 R. G. Waldeck | Venus am Abendhimmel (177) |
| 45 John Galsworthy | Der reiche Mann (27, 123, 124, 165/166) |
| 48 Graham Greene | Schlachtfeld des Lebens (11, 75, 91, 109, 149, 182, 211) |
| 50 Kurt Tucholsky | rorotucholsky (4, 131) |
| 51 David Garnett | Meine Frau, die Füchsin |
| 52 Hammond Innes | Der weiße Süden ●● |
| 53 Gábor von Vaszary | Sie (20, 89, 99) |
| 55 Hans Fallada | Wer einmal aus dem Blechnapf frisst (1, 136) |
| 57 Gerhart Hauptmann | Wanda |
| 58 Gustave Flaubert | Madame Bovary |

- 59 Jean-Paul Sartre Das Spiel ist aus
62 Frank Thiess Stürmischer Frühling (114/115, 148)
63 Ludwig Thoma Die Lausbubengeschichten ●
64 Robert Musil Drei Frauen
65 Allen Roy Evans Der Zug der Renntiere
69 Pearl S. Buck Die Mutter ●● (41, 101, 134, 167, 186/187)
70 Bruno Frank Cervantes
71 Claude Anet Ariane — ein russisches Mädchen
73 Jean Effel Als die Tiere noch sprachen ●
74 Theodore Dreiser Schwester Carrie (37/38)
75 Graham Greene Ein Sohn Englands (11, 48, 91, 109, 149,
182, 211)
77 Bertolt Brecht Kalendergeschichten
78 Finn Soeborg Und sowas lebt!
81 Chr. Isherwood Praterveilchen
83 Sinclair Lewis Babbitt (103/104, 117)
84 Sigismund v. Radecki Das ABC des Lachens ●●
86 Neil Paterson Ein Mann auf dem Drahtseil ●●
87 Jean Duché Sie und Er (151)
89 Gábor von Vaszary Wenn man Freunde hat (20, 53, 99)
90 H. E. Jacob Johann Strauß
91 Graham Greene Die Kraft und die Herrlichkeit (11, 48, 75,
109, 149, 182, 211)
95 Emil Belzner Der Safranfresser (125)
96/97 Thyde Monnier Liebe — Brot der Armen (31)
98 Daniele Varé Der Schneider himmlischer Hosen
(132, 171)
99 Gábor von Vaszary Zwei gegen Paris (20, 53, 89)
100 Wilhelm Raabe Stopfkuchen ●●
101 Pearl S. Buck Die Frau des Missionars (41, 69, 134, 167,
186/187)
103/104 Sinclair Lewis Dr. med. Arrowsmith (83, 117)
105 André Malraux Der Königsweg
107 Alfred Polgar Im Lauf der Zeit ●●
108 O. Jacobsson Adamson ●
109 Graham Greene Das Herz aller Dinge (11, 48, 75, 91, 149,
182, 211)
110 Ilja Ilf / Eugen Petrow Zwölf Stühle
112 A. J. Cronin Der neue Assistent (10, 39/40, 127,
140/141, 190)
113 Kurt Kusenberg Mal was andres
114/115 Frank Thiess Tsushima (62, 148)
116 Richard Katz Leid in der Stadt
117 Sinclair Lewis Benzinstation (83, 103/104)
120 Colette Die Fessel (143, 157, 178)
121 Alfred Hayes Alle deine Siege (24)
122 Hans Reisiger Ein Kind befreit die Königin ●●
123 John Galsworthy In Fesseln (27, 45, 124, 165/166)
124 John Galsworthy Zu vermieten (27, 45, 123, 165/166)
125 Emil Belzner Ich bin der König (95)
126 B. Traven Das Totenschiff ●●
127 A. J. Cronin Der spanische Gärtner (39/40, 112,
140/141, 190)
128 Hans Henny Jahnn 13 nicht geheure Geschichten

- 129/130 Ina Seidel
 131 Kurt Tucholsky
 132 Daniele Varè
 133 Tania Blixen
 134 Pearl S. Buck
 135 Joseph Conrad
 136 Hans Fallada
 137 Peter Freuchen
 138 François Mauriac
 139 Hans Ruesch
 140/141 A. J. Cronin
 142 Hermann Kesten
 143 Colette
 144 Charles Morgan
 145 Richard Mason
 146 André Gide
 147 Arthur Miller
 148 Frank Thiess
 149 Graham Greene
 150 Friedrich Dürrenmatt
 151 Jean Duché
 152 Felix Hartlaub
 153/154 Marj. K. Rawlings
 155 Ulrich Becher
 156 Joseph Hergesheimer
 157 Colette
 158 Nikos Kazantzakis
 159 Mirko Szewczuk
 160 Irving Stone
 161 Jean Giono
 162 Halldór Kiljan Laxness
 163 François Mauriac
 164 Giuseppe Berto
 165/166 John Galsworthy
 167 Pearl S. Buck
 168 Ludwig Tügel
 169 Frank Wedekind
 170 Wolfgang Borchert
 171 Daniele Varè
 172 John Masters
 173/174 Herman Melville
 175 Mascha Kaléko
 176 Richard Gordon
 177 R. G. Waldeck
 178 Colette
 179/180 Daphne du Maurier
 181 Eilif Mortansson
 182 Graham Greene
- Das Wunschkind ●●
 Panter, Tiger & Co. (4, 50)
 Das Tor der glücklichen Sperlinge¹
 (98, 171)
 Afrika — dunkel lockende Welt ●●
 Die erste Frau (41, 69, 101, 167, 186/187)
 Taifun ●●
 Damals bei uns daheim ●● (1, 55)
 Larions Gesetz
 Fleisch und Blut (163)
 Rennfahrer
 Die Sterne blicken herab (10, 39/40,
 112, 127, 190)
 Die Kinder von Gernika
 Gigi (120, 157, 178)
 Das Bildnis
 ... denn der Wind kann nicht lesen
 Die Verliese des Vatikan (208)
 Brennpunkt
 Der Weg zu Isabelle (62, 114/115)
 Das Ende einer Affäre (11, 48, 75, 91,
 109, 182, 211)
 Der Richter und sein Henker ●●
 Drei unter einem Dach (87)
 Im Sperrkreis
 Frühling des Lebens ● (183)
 Die ganze Nacht
 Das Pariser Abendkleid
 Erwachende Herzen (120, 143, 178)
 Alexis Sorbas
 Stars und Sterne
 Zur See und im Sattel
 Der Husar auf dem Dach
 Atomstation
 Die Sünde (138)
 Der Himmel ist rot
 Moderne Komödie (27, 45, 123, 124)
 Der Engel mit dem Schwert ●● (41, 69,
 101, 134, 186/187)
 Pferdemusik
 Mine Haha u. a. Erzählungen
 Draußen vor der Tür ●●
 Der Tempel der kostbaren Weisheit
 (98, 132)
 Dies ist die Nacht
 Moby Dick ●●
 Das lyrische Stenogrammheft
 Aber Herr Doktor! (213)
 Wenn Sterne sinken (42)
 Chéri (120, 143, 157)
 Rebecca
 Die schöne Malan
 Zentrum des Schreckens (11, 48, 75, 91,
 109, 149, 211)

- | | | |
|---------|---------------------|---|
| 183 | M. K. Rawlings | Der ewige Gast (153/154) |
| 184 | Jose Shercliff | Jane Avril vom Moulin Rouge |
| 185 | Ludwig Marcuse | Loyola — ein Soldat der Kirche |
| 186/187 | Pearl S. Buck | Söhne (41, 69, 101, 134, 167) |
| 188 | Wilhelm Busch | Hans Hucklebein und andere Bilder-
geschichten • |
| 189 | Max Brod | Annerl |
| 190 | A. J. Cronin | Das Haus der Schwäne (39/40, 112, 127,
140/141) |
| 191 | C. S. Forester | Ein General |
| 192 | Alain-Fournier | Der große Kamerad |
| 193 | Bruno Frank | Tage des Königs (70) |
| 194 | Nelson Algren | Der Mann mit dem goldenen Arm |
| 195 | Pierre Boulle | Die Brücke am Kwai •• |
| 196 | Finn Soeborg | Uns geht's gut (78) |
| 197 | Damon Runyon | Schwere Jungen, leichte Mädchen |
| 198 | Richard Katz | Per Hills schwerster Fall (116) |
| 199 | Stuart Cloete | Wandernde Wagen |
| 200 | Thomas Wolfe | Hinter jenen Bergen |
| 201 | Friedrich Sieburg | Blick durchs Fenster •• |
| 202/203 | John Hersey | Der Wall |
| 204 | M. K. Argus | Ein charmanter Gauner |
| 205 | Roda Roda | Roda Roda's Geschichten |
| 206 | A. de Saint-Exupéru | Flug nach Arras •• |
| 213 | Richard Gordon | Doktor ahoil (176) |

In den letzten drei Monaten erschienen:

- | | | |
|---------|-----|--|
| Januar | 207 | Nigel Balchin — Elf Jahre und ein Tag |
| | 208 | André Gide — Die Falschmünzer (146) |
| | 209 | Rumer Godden — Eisvogel fängt Feuer |
| Februar | 210 | Maxim Gorki — Die Mutter |
| | 211 | Graham Greene — Der dritte Mann (11, 48, 75, 91,
109, 149, 182) |
| | 212 | Jean Hougron — Das Mädchen von Saigon |
| März | 214 | Ernst v. Salomon — Die Kadetten (13) |
| | 215 | Giovanni Guareschi — Don Camillo und Peppone |
| | 216 | Ernest Hemingway — In einem andern Land (5) |

TITELVORSCHAU

Heinrich Eduard Jacob, Dämonen und Narren / Inaki Sugimoto, Tochter der Samurai / Graham Greene, Zwiespalt der Seele / A. J. Cronin, Lucy Moore / Joseph Roth, Radetzkymarsch / Erskine Caldwell, Ein Haus im Hügelland / Edgar Maass, Der Fall Daubray / Heinrich Spoerl, Wenn wir alle Engel wären / Nicholas Monsarrat, Esther Costello / Henry Miller, Lachen, Liebe, Nächte / Gábor von Vaszary, Mit 17 beginnt das Leben

Die Reihe wird fortgesetzt • Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung
Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG
HAMBURG 13

Unsere Zeit ist voller Spannung. Die tiefgreifenden Veränderungen im gesellschaftlichen Leben, im wirtschaftlichen Gefüge und im staatlichen Raum stellen uns vor die Frage, wie wir die beiden uralten Anliegen der Menschen, Freiheit und Gerechtigkeit, verwirklichen können. Das ist ein zugleich politisches und pädagogisches Problem. Die Demokratie verlangt, wenn sie mehr als eine bloße Apparatur sein soll, von ihren Bürgern ein hohes Maß an Einsicht und die Bereitschaft, als freie Menschen zusammenzuarbeiten. Die Aufgaben und Möglichkeiten demokratischer Politik und Bildung zu diskutieren und zu klären, ist das Anliegen der theoretischen Zeitschrift der deutschen Sozialdemokratie

DIE NEUE GESELLSCHAFT

Herausgeber: Dr. Fritz Bauer, Willi Eichler, Dr. Erich Potthoff und Prof. Dr. Otto Stammer – Schriftleiter: Ulrich Lohmar

Der Schriftleitung steht ein Beirat zur Seite, dem folgende Persönlichkeiten aus dem wissenschaftlichen und politischen Leben angehören: Prof. Dr. W. Abendroth, Marburg; Dr. F. Borinski, Bremen; O. Brenner, Vorsitzender der IG Metall, Frankfurt; Dr. H. Deist, MdB, Köln; Prof. Dr. G. Eckert, Braunschweig; F. Erler, MdB, Tuttlingen; Prof. Dr. Grete Henry-Hermann, Bremen; W. Jacksch, MdB, Wiesbaden; Prof. Dr. H. J. Iwand, Bonn; Prof. Dr. G. Rittig, Göttingen; Prof. C. Schmid, MdB, Frankfurt; H. Wehner, MdB, Hamburg; Prof. Dr. G. Weisser, Köln

In den nächsten Ausgaben werden u. a. folgende Themen erörtert:

Zur Ideologie der Bundeswehr
Braucht Westdeutschland ein stehendes Heer?
Das Urteil gegen die KPD
Die Kirche und der Sozialismus
Das Reichskonkordat
Der „new look“ in der Militärstrategie
„Kalter Krieg“ auf der Bühne
Sinn und Unsinn der Filmselfkontrolle
Totalitäre Erziehung und Demokratie
Rationalität und Symbolik in der Volksbildung
Der „neue Kurs“ des Ostens
Die SPD vor den Bundestagswahlen
Das Experiment Mitbestimmung

Wir möchten auch Ihnen den Bezug dieser wertvollen Zeitschrift empfehlen. DIE NEUE GESELLSCHAFT erscheint zweimonatlich und kostet 2,- DM je Heft (zuzüglich Portospesen). Ansichtsexemplare und Prospektmaterial stellen wir gern zur Verfügung

VERLAG NEUE GESELLSCHAFT · BIELEFELD, PRESSEHAUS

Jeder Mensch entfaltet als Einzelner und in der Gruppe eine bestimmte Dynamik. So ist Teamarbeit dann erfolgreich, wenn jedes Teammitglied als Einzelpersönlichkeit gewertet und anerkannt wird. Dazu ist erforderlich, daß jeder Angehörige eines in der Wirtschaft tätigen Teams auch über die allgemeine Wirtschaftsentwicklung sich unterrichtet. Eine Zeitung, die in instruktiven Artikeln bereits verarbeitete Informationen bietet, zeitlich aber nicht belastet, weil sie alles Wichtige in nur zwei Ausgaben pro Woche bringt, hat hier den Vorzug. — Eine solche Zeitung ist die

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung

Wer sie liest — ist anderen überlegen

UNIVERSITAS

Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur

Herausgeber: Dr. H. Walter Bähr, Tübingen

Schriftleiter: H. W. Bähr und H. Rotta

AUS DEM INHALT DER LETZTEN HEFTE:

Prof. Dr. Karl Jaspers, Basel
Das Kollektiv und der Einzelne

Prof. Dr. Karl Georg Kuhn, Heidelberg
Die Schriftrollen vom Toten Meer und ihre Bedeutung

Prof. Dr. Walther Gerlach, München
Die Gefährdung des Lebens durch radioaktive Strahlen

Prof. Dr. Will Grohmann, Berlin
Der Blaue Reiter und die deutsche Malerei des 20. Jahrhunderts

Prof. Dr. Mario Wandruszka, Tübingen
Die Zukunft der Sprachwissenschaft

Prof. Dr. Hans Wenke, Hamburg
Humanistische Bildung und Berufsleben

«Die Zeitschrift UNIVERSITAS ist der Vielheit des modernen Lebens zugewandt.

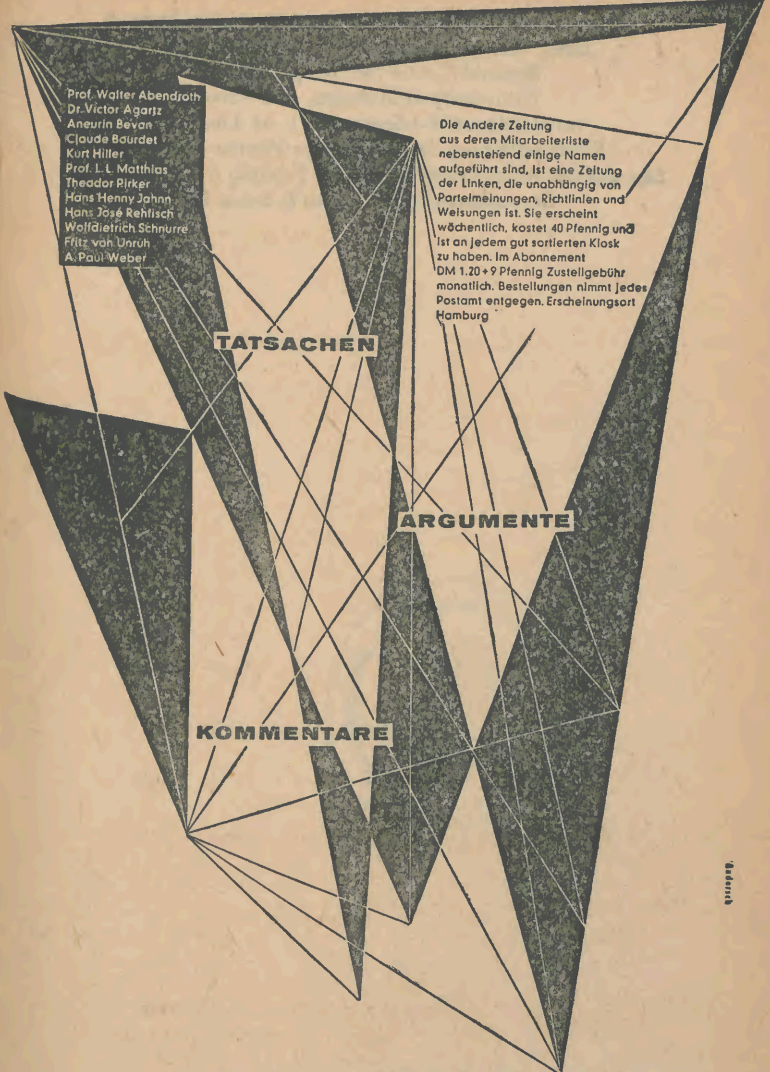
Sie bringt Forschungsergebnisse der gegenwärtigen Wissenschaft, sie verfolgt neue Bewegungen der Künste, sie berichtet über das religiöse und kirchliche Leben, sie vergißt auch nicht die historische Besinnung. Dabei muß sie sich um Gerechtigkeit bemühen und kann auch dem Gewagten nicht aus dem Wege gehen, dessen Bewährung noch nicht sicher ist...»

Prof. Dr. Dr. h. c. Eduard Spranger, Tübingen

Monatlich erscheint 1 Heft mit 112 Seiten, Bezugspreis: vierteljährlich DM 7.20, Studenten 20% Nachlaß, Einzelheft DM 2.50.

Probeheft kostenlos!

WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT MBH.,
STUTTGART, POSTFACH 40



Prof. Walter Abendroth
Dr. Victor Agartz
Aneurin Bevan
Claude Bourdet
Kurt Hiller
Prof. L. L. Matthias
Theodor Pirker
Hans Henny Jahn
Hans José Rehfisch
Wolfgang Schnurre
Fritz von Unruh
A. Paul Weber

Die Andere Zeitung aus deren Mitarbeiterliste nebenstehend einige Namen aufgeführt sind, ist eine Zeitung der Linken, die unabhängig von Parteimeinungen, Richtlinien und Weisungen ist. Sie erscheint wöchentlich, kostet 40 Pfennig und ist an jedem gut sortierten Kiosk zu haben. Im Abonnement DM 1.20 + 9 Pfennig Zustellgebühr monatlich. Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen. Erscheinungsart Hamburg

TATSACHEN

ARGUMENTE

KOMMENTARE

Adenrich

DIE ANDERE ZEITUNG
VERLAGS-GMBH.
HAMBURG 13

Umschlagentwurf Karl Gröning jr. / Gisela Pferdmenes
unter Verwendung eines Testbildes aus der vom
Research Center for Group Dynamics
(University of Michigan, Ann Arbor)
entwickelten G-P-I-Serie, nach L. M. Libo, 1953
Schriftgestaltung des Umschlages Werner Rebhuhn
Satz aus der Aldus-Linotype und der Palatino (D. Stempel AG.)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck



DIE ANNO 1817
VERLEGER
HAMBURG 13



rowohlts deutsche enzyklopädie

UB Klagenfurt

will im Rahmen einer Taschenbuchreihe jedem geistig Interessierten alle Gebiete der Wissenschaft durch ihre angesehensten Vertreter erschließen. In rascher Erscheinungsfolge wird sie über das jeweils Neueste an Forschung und Erkenntnis unterrichten. Sie strebt ein sinnvolles Gebäude menschlichen Denkens an und begnügt sich nicht mit der zufälligen Aneinanderreihung einzelner Essays. Ein ausführliches <Enzyklopädisches Stichwort> führt den Leser in den Problembereich ein, dem das behandelte Thema entstammt. Jedem Band ist eine Biographie des Autors sowie ein Verzeichnis der einschlägigen Quellen- und Standardwerke zur selbständigen Weiterarbeit beigegeben. Alle Veröffentlichungen der Reihe enthalten Namen- und Sachregister, die nach einem gewissen Zeitraum zu einem besonderen Gesamtregisterband vereint werden, um das in den einzelnen Beiträgen vermittelte Wissen lexikalisch zusammenzufassen. Er wird den Abonnenten der Reihe zu einem Vorzugspreis zur Verfügung stehen.